100

100. Jahresbericht
des Historischen Vereins
für die Grafschaft
Ravensberg

Jahrgang 2015

Forschen - Verstehen - Vermitteln

Jahresbericht
des
Historischen Vereins
für
die Grafschaft Ravensberg
zu Bielefeld.

I.

Beigegeben ist ein Vortrag des Herrn Dr. Giesebrecht:
Wilhelm von Ravensberg und Godelindis Persona,

Bielefeld.
Druck von Velhagen & Klasing.
1877.

Verlag für Regionalgeschichte

Forschen – Verstehen – Vermitteln

v|rg

100. Jahresbericht
des Historischen Vereins
für die Grafschaft
Ravensberg

Jahrgang 2015

Forschen – Verstehen – Vermitteln

Festschrift zum 100. Jahresbericht
des Historischen Vereins für die Grafschaft Ravensberg

Herausgegeben von
Johannes Altenberend und Reinhard Vogelsang

Verlag für Regionalgeschichte
Bielefeld 2015

Bibliografische Information der Deutschen Bibliothek

Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation
in der Deutschen Nationalbibliografie;
detaillierte bibliografische Daten sind im Internet
über http://dnb.ddb.de abrufbar.

© Historischer Verein für die Grafschaft Ravensberg
Alle Rechte vorbehalten

ISSN 0342-0159
ISBN 978-3-7395-1100-9

Druck: Druckerei Schlüter GmbH
Bielefeld 2015

Stadtarchiv und
Landesgeschichtl.
Bibl. Bielefeld

Inhalt

Johannes Altenberend
Forschen – Verstehen –Vermitteln.
Zum 100. Jahresbericht des Historischen Vereins
für die Grafschaft Ravensberg 7

Reinhard Vogelsang
Verhängung der Reichsacht über Bielefeld.
Die Fehde von 1490/91 21

Wolfgang Schindler
Die Bielefelder Rechenbücher von 1665 und 1716 und
der Bielefelder Handel in der Mitte des 17. Jahrhunderts 37

Nicolas Rügge
Die „unvorgreiflichen Gedanken" des Hermann Adolf
Meinders – Ein Ravensberger Jurist kommentiert
das preußische Hexenprozess-Edikt von 1714 71

Uwe Standera
Familiäre Verbindungen über konfessionelle Grenzen hinweg:
Ravensberg, Lippe und das Hochstift Paderborn
im 17. und beginnenden 18. Jahrhundert 97

Jochen Rath
Bücher, Bilder und Berichte –
Die Quellen der Collectaneen Wolff Ernst Alemans 117

Johannes Burkardt
Das Bielefelder Waisenhaus als Gesangbuchverlag 149

Frank Stückemann
Johann Moritz Schwagers kleinere Reisen durch
Westfalen vor der Reise „bis an und über den Rhein" 175

Wilfried Reininghaus
Die Reform der preußischen Statistik 1798/99
und ihre Umsetzung in Minden-Ravensberg.
Zugleich ein Beitrag zu Steins Zeit als Kammerpräsident 197

Hiltrud Böcker-Lönnendonker
Die „vergessenen" Schwestern – Mathilde und Marie Crüwell 219

Margrit Schulte Beerbühl und Barbara Frey
Die H. Upmann Zigarre: Der Bielefelder Hermann Dietrich Upmann und die Schaffung einer Weltmarke 243

Harald Wixforth
Nähmaschinen – Fahrräder – Werkzeuge: Anmerkungen zur Entwicklung der metallverarbeitenden Industrie als Führungssektor der Bielefelder Wirtschaft 277

Kerstin Stockhecke
Wohnen mit Bethel – Die Schillingshofsiedlung in der Senne als Beispiel für den Betheler Wohnungsbau 307

Lars Lüking
Die Todesurteile des Sondergerichts Bielefeld aus dem Jahre 1932 327

Reinhard Neumann
„Aus tausend Traurigkeiten zur Krippe gehn wir still …" Das Kriegs-Erleben der Diakone des Brüderhauses Nazareth in Bethel, 1939–1945 341

Rolf Botzet
Rödinghausen – Schlaglichter aus der Geschichte einer Ravensberger Landgemeinde 375

Vereinsbericht über das Jahr 2014 397

Verzeichnis der Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter 402

Forschen – Verstehen – Vermitteln. Zum 100. Jahresbericht des Historischen Vereins für die Grafschaft Ravensberg

Von Johannes Altenberend

In diesem Jahr erscheint der 100. Jahresbericht des Historischen Vereins für die Grafschaft Ravensberg. Als der Verein 1876 ins Leben gerufen wurde, setzten die Gründungsväter die Herausgabe einer eigenen Vereinszeitschrift als Selbstverständlichkeit voraus. Denn alle anderen zuvor in Deutschland gegründeten Geschichtsvereine hatten früher oder haben später wissenschaftliche Organe für ihre Mitglieder und für die Öffentlichkeit publiziert. Die Hauptaufgabe des Vereins sahen die zumeist aus Bielefeld stammenden Gründungsmitglieder zunächst jedoch in der Erhaltung, Sammlung und Auswertung der „Denkmäler der Kunst und Literatur", also der verschiedenen schriftlichen und gegenständlichen Dokumente und Monumente. Dies wurde als Voraussetzung gesehen, die Erforschung und Vermittlung der Bielefelder und Ravensberger Geschichte voranzutreiben. Die Notwendigkeit zur Gründung eines bürgerlichen Vereins, in dem sich neben klassischen Vertretern des Bildungsbürgertums auch die lokale Spitze des Wirtschaftsbürgertums und höher stehende Beamte versammelten, wurde im „nivellierenden Zeitgeist" gesehen. Wie auch andernorts war im Bürgertum durch die Industrialisierung ein Krisenbewusstsein entstanden, das durch den Blick auf die Vergangenheit, besonders auf die mittelalterliche Geschichte, nach „kultureller Stabilisierung, nach neuer Sinnstiftung" strebte.[1] Dabei standen auf lokaler Ebene zunächst nicht die geschichtlichen Probleme selbst im Vordergrund, sondern eher die Einzelinteressen der aktiven Mitglieder, und hier vor allem die der gebildeten Gymnasiallehrer und Pfarrer, die ihre auf Vereinsversammlungen gehaltenen Vorträge später abdrucken lassen konn-

1 Vgl. 1. Jahresbericht des Historischen Vereins für die Grafschaft Ravensberg zu Bielefeld 1877 (im Folgenden JBHVR; der Zusatz „zu Bielefeld" fiel später weg), S. 3; Zitat zur Sinnstiftung in: Hans-Ulrich Wehler, Deutsche Gesellschaftsgeschichte, Bd. 3: Von der „Deutschen Doppelrevolution" bis zum Beginn des Ersten Weltkrieges 1849–1914, München 1995, S. 745 f.; Reinhard Vogelsang, Geschichte der Stadt Bielefeld, Bd. 2: Von der Mitte des 19. Jahrhunderts bis zum Ende des Ersten Weltkriegs, Bielefeld 1988, S. 212.

ten. So enthielten beispielsweise der erste Jahresbericht aus der Feder von Pastor Gerhard Goebel eine biographische Studie über den Weltchronisten und Dekan des Marienstifts Gobelinus Person und einen Vortrag des Oberlehrers Wilhelm Michael über seinen auf der Burg Sparrenberg residierenden Landesherrn, den Grafen Wilhelm von Ravensberg. Im 2. Jahresbericht folge ein Aufsatz über den Historiker, Bischof und Konzilsgeistlichen Dietrich von Niem.[2]

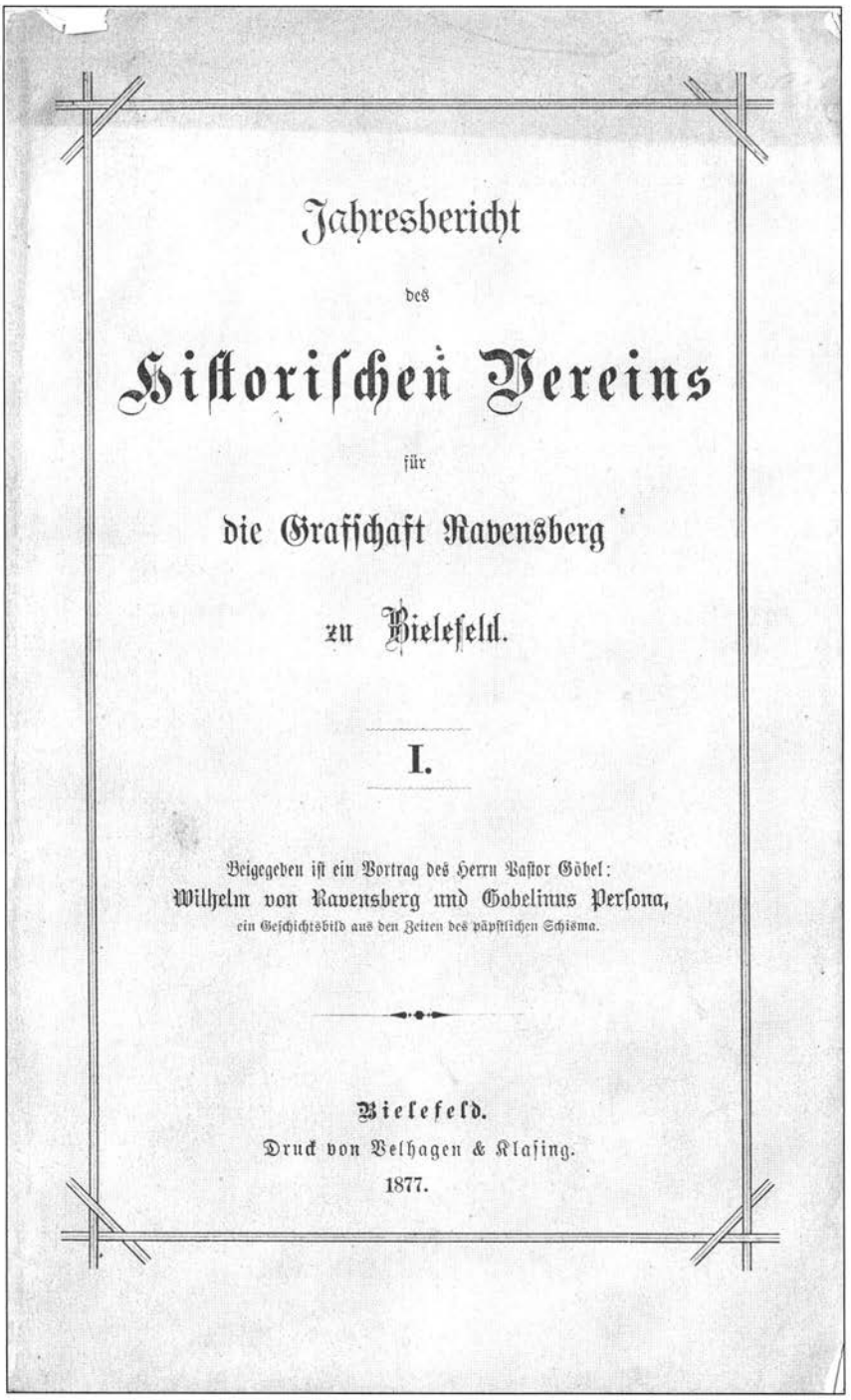
Längere Aufsätze mit vertiefter historischer Frage- oder Problemstellung zur Stadt- oder Landesgeschichte konnte es schon allein deshalb nicht geben, weil für Bielefeld und Ravensberg die Quellen entweder vor Ort fehlten oder noch nicht in einem Archiv geordnet vorlagen und weil die Wege in die Landesarchive weit und kompliziert waren. In den Anfangsjahren mangelte es außerdem an „produktiven Kräften", die als Historiker ausgebildet waren, Zeit für die Forschung erübrigen und schreiben konnten; der Verein war also eher ein Bürgerverein, kein Gelehrtenclub. Im Mittelpunkt der Vereinstätigkeit, und davon zeugen die für jedes Jahr verfassten ausführlichen Geschäftsberichte des Vorstands, standen deshalb die mehr oder weniger planlose Sicherung und Sammlungstätigkeit von „Altertümern aller Art", also von archäologischen Funden, Münzen, Büchern, Bildern sowie von Urkunden und Akten.[3] Zugleich dachte man schon an die Gründung eines Museums und nahm dafür die wenige Jahre später mit Hilfe des Vereins erworbene Sparrenburg in den Blick.[4] Auch in den Statuten von 1902, also 25 Jahre nach Gründung des Vereins, stand bei den Mitteln, die den Vereinszweck befördern sollten, die Herausgabe einer Vereinsschrift an letzter Stelle, obwohl sich gerade um die Jahrhundertwende ein Qualitätssprung anbahnte.[5]

2 1. JBHVR 1877, S. 19–62. Siehe auch 2. JBHVR 1878, S. 3–48.

3 Bericht des Vorstandes, in: 3. JBHVR 1880, S. 3 f. Vgl. allgemein Klaus Pabst, Geschichtszeitschriften und Geschichtsvereine im Rheinland seit 1815, in: Kurt Düwell, Wolfgang Köllmann (Hrsg.), Rheinland-Westfalen im Industriezeitalter, Bd. 1: Von der Entstehung der Provinzen bis zur Reichsgründung, Wuppertal 1983, S. 317–336, hier S. 319.

4 Historischer Verein in Bielefeld, in: 2. JBHVR 1878, S. 81 f. Siehe auch den Brief von Johannes Klasing an Kaiser und König, November 1877, in: Westermann Sammlung (im Stadtaerchiv Bielefeld), Bd. 1, S. 164.

5 Statuten des Historischen Vereins für die Grafschafat Ravensberg zu Bielefeld, in: 17. JBHVR 1903, S. 137 f.



Jahresbericht

des

Historischen Vereins

für

die Grafschaft Ravensberg

zu Bielefeld.

I.

Beigegeben ist ein Vortrag des Herrn Pastor Göbel:
Wilhelm von Ravensberg und Gobelinus Persona,
ein Geschichtsbild aus den Zeiten des päpstlichen Schisma.

Bielefeld.
Druck von Velhagen & Klasing.
1877.

Der erste Vereinsvorstand sah die angedeutete Diskrepanz zwischen dem fachwissenschaftlichen Anspruch und den realen Bedingungen beziehungsweise den Ergebnissen des Forschens sehr deutlich. Dieser Zustand hatte andernorts sogar zu Auseinandersetzungen geführt, da die universitäre Geschichtswissenschaft vielfach eine kritische Haltung gegenüber den Ergebnissen der Landes- und Lokalgeschichte einnahm und den mitarbeitenden Laien „Dilettantismus" vorwarf.[6] Um dem zu begegnen, gab der Vorstand des Ravensberger Vereins den Auftrag, eine im „kritisch-wissenschaftlichem Geist" gehaltene *Chronik der Stadt Bielefeld* zu erarbeiten, deren erster Teil vom Gymnasiallehrer Dr. Wilhelm Michael bereits 1883 herausgegeben werden konnte.[7] 1887 folgte eine von Rudolf Bertelsmann zusammengestellte *Chronik zur Kriegsgeschichte Ravensbergs* und 1891 die in einer Gemeinschaftsarbeit erfolgte Transkription der *Bielefelder Ratsverhandlungen von 1586 bis 1628*.[8] Zeitgleich wurden die in Bielefeld vorhandenen mittelalterlichen Urkunden der Stadt vom philologisch ausgebildeten Oberlehrer Dr. Rudolf Reese gesammelt und für den Druck vorbereitet; der erste Teil erschien im 9. Jahresbericht 1894. Letztendlich musste der Verein bis 1937 auf ein Bielefelder Urkundenbuch warten.[9]

In den ersten 25 Jahren lieferten die Jahresberichte zumeist nur kürzere Beiträge, die auf Zufallsfunden im Archiv, in der Literatur oder auf Ausgrabungsfunden, seltener auf einem vorab ins Auge gefassten historischen Problem fußten. Natürlich gab es Ausnahmen, wenn beispielsweise der Neustädter Pfarrer Theodor Jordan über die *Geschichte der Neustädter Kirche* schrieb oder wenn Theodor Weddigen über die *Geschichte des Franziskaner-Klosters* berichtete.[10] Neben Quellenveröffentlichungen konnten die Leser Beiträge zu allen nur erdenklichen Bereichen finden: Biographische Skizzen,

6 Vgl. auch Georg Kunz, Verortete Geschichte. Regionales Geschichtsbewußtsein in den deutschen Historischen Vereinen des 19. Jahrhunderts, Göttingen 2000, S. 69.

7 Bericht des Vorstandes, in: 4. JBHVR 1882, S. III; 5. JBHVR 1883, S. 1–42; Bericht des Vorstandes, in: 6. JBHVR 1886, S. 3.

8 7. JBHVR 1887, S. 5–38; 8. JBHVR 1891, S. 1–128.

9 9. JBHVR 1894, S. 1–160. Bernhard Vollmer, Urkundenbuch der Stadt und des Stiftes Bielefeld, Bielefeld/Leipzig 1937.

10 Vgl. bsw. 4. JBHVR 1882, S. 1–48; 11. JBHVR 1897, S. 4–24. Vgl. auch Ahasver von Brandt, Hundert Jahre Zeitschrift des Vereins für Lübeckische Geschichte und Altertumskunde. Ein Rechenschaftsbericht, in: Zeitschrift des Vereins für Lübeckische Geschichte und Altertumskunde 35, 1955, S. 5–13, hier S. 8.

volkskundliche Themen und Sprachforschung, Bau- und Kunstgeschichte, Berichte über historische Ereignisse und archäologische Funde, Beiträge zum Münzwesen bis hin zu religions- und kirchengeschichtlichen oder politikgeschichtlichen Themen. Die Jahresberichte boten den Mitgliedern und Lesern also ein breit gefächertes, wenn auch punktuelles und zufälliges Spektrum aus der Geschichte Ravensbergs und Bielefelds.

Mit steigender Mitgliederzahl – 1901 bereits 363 – ergab sich um die Jahrhundertwende ein doppeltes Problem. Zum einen hielten die Verantwortlichen grundsätzlich am Prinzip der Wissenschaftlichkeit fest, wobei man die inhaltlichen und besonders die methodischen Grenzen vieler Beiträge sicher gesehen hat. Zum anderen war schon 1890 die Satzung geändert worden, um die Vereinsschrift für die „Heimatkunde" zu öffnen.[11] Mit der Gründung der *Ravensberger Blätter für Geschichts-, Volks- und Heimatkunde* wurde dann 1901 die Trennung vollzogen.[12] Fortan erschienen in den Blättern neben Vereinsnachrichten für die Mitglieder viele kurze unterhaltende und anekdotenhafte Beiträge aus allen Bereichen der Geschichte, Altertums- und Volkskunde, Archäologie, Kunst und Denkmalspflege. Die Ravensberger Blätter wollten den Heimatgedanken fördern und richteten sich an ein breites Publikum. Mit dieser Entscheidung war zugleich der Weg geöffnet für eine Verwissenschaftlichung des Jahresberichts, sowie es für die Geschichtswissenschaft und für viele Geschichtsvereine insgesamt festgestellt worden ist.[13]

Im 22. Jahresbericht 1908 erklärte der Vorstand noch einmal diese Sichtweise allen Mitgliedern: „Um Mißverständnissen vorzubeugen, sei bemerkt, daß die Jahresberichte grundsätzlich meist längere Aufsätze streng wissen-

11 Vgl. Julius Wilbrand, Chronik des Historischen Vereins für die Grafschaft Ravensberg zu Bielefeld, in: 15. JBHVR 1901, S. 196–219, hier S. 215 f. Vgl. auch Karl Ditt, Der „Minden-Ravensberger". Zum Wandel eines Sozialstereotyps im 19. und 20. Jahrhundert, in: Johannes Altenberend (Hrsg.), Ein Haus für die Geschichte. Festschrift für Reinhard Vogelsang (zugleich 89. JBHVR 2004), Bielefeld 2004, S. 383–400, hier S. 389; Pabst (wie Anm. 3), S. 325.

12 Unsere Ziele, in: Ravensberger Blätter, Nr. 1, 1901, S. 1 f.

13 Hermann Heimpel, Über Organisationsformen historischer Forschung in Deutschland, in: Historische Zeitschrift 189, 1959, S. 139–222, hier S. 213 f.; Thomas Nipperdey, Deutsche Geschichte 1866–1918, Bd. 1, S. 633 f.; Karl Ditt, Die deutsche Heimatbewegung 1871–1945, in: Will Cremer, Ansgar Klein (Hrsg.), Heimat. Analysen, Themen, Perspektiven, Bielefeld 1990, S. 135–154, hier S. 140.

schaftlichen Charakters bringen." Als Kriterium wurde ausschließlich die Qualität der Forschungsergebnisse herausgestellt, denn „unser Verein verfolgt in erster Linie wissenschaftliche Zwecke."[14] Diese Zielsetzung kam nun auch deutlicher zum Ausdruck. Nachdem der seit 1896 als Vorsitzende amtierende Rudolf Reese einen Aufsatz zur *geschichtlichen Entwicklung der Bielefelder Leinenindustrie* (1897) veröffentlicht hatte, folgte 1901 Heinz Potthoff mit seiner wirtschaftsgeschichtlichen Dissertation über die *Leinenleggen in der Grafschaft Ravensberg*. Dieser umfangreiche und immer wieder zitierte Beitrag beruhte auf einem intensiven Quellenstudium in verschiedenen Staatsarchiven.[15] 1903 folgten dann der Abdruck der Haller Dissertation von Karl Nitzsch, dem Sohn des ersten Vorsitzenden des Vereins, über die *Ravensberger Territorialverfassung im Mittelalter* und 1907 die von Karl Schreiber in Münster verfasste Dissertation über das *Urbar der Grafschaft Ravensberg* vom Jahre 1550.[16] In den folgenden Jahren erschienen fast jährlich mehr oder weniger qualitätsvolle Dissertationen zu Themen der Ravensberger Geschichte, einschließlich der Stadt Herford. Diese Beiträge grenzten sich sowohl hinsichtlich der Problemstellung und der historischen Methode als auch hinsichtlich der Benutzung von Quellen und Literatur deutlich von den allermeisten bisher erschienenen Beiträgen ab. Auch eher politik- und zeitgeschichtliche Beiträge fanden nun Eingang in die Vereinsschrift, so beispielsweise Berichte über die Kaiserbesuche in Bielefeld 1897 und 1900 sowie 1907 und 1908.[17] Der zeitgeschichtliche Bezug wurde mit dem Abdruck der Dissertation von Reinhard Kaeller über die *Entwicklung der konservativen Partei in Minden-Ravensberg bis 1866* fortgesetzt. In diesem Fall sah sich die Redaktion gezwungen, auf die parteipolitische Neutralität des Vereins und die Bedeutung der Parteiengeschichte hinzuweisen.[18]

Im Jahre 1911 übernahm der Gymnasiallehrer Prof. Dr. Hermann Tümpel den Vereinsvorsitz, und gleichzeitig trat sein Kollege Prof. Dr. Rudolf Schrader in den Vorstand ein. Damit veränderte sich der Charakter der Vereinsschrift schlagartig. Zwar wurde noch 1913 eine von den Nationalökonomen Max Sering und Gustav von Schmoller betreute Dissertation über

14 Bericht des Vorstandes, in: 22. JBHVR 1908, S. VI.
15 11. JBHVR 1897, S. 68–90; 15. JBHVR 1901, S. 1–140, hier besonders S. 3 f.
16 17. JBHVR 1903, S. 1–120; 21 JBHVR 1907, 1–107.
17 12. JBHVR 1898, S. 18–20; 15. JBHVR 1901, S. 185–195; 22. JBHVR 1908, S. 47–50.
18 26. JBHVR 1912, S. 1–100.

Großbauern und Kleingrundbesitz in Minden-Ravensberg veröffentlicht, aber zur gleichen Zeit erschien auch eine volkskundliche Arbeit über *Volksleben, Volksglauben und volkstümliche Geschichtsauffassung im Fürstentum Minden.* Der Vorstand rechtfertigte diese Hinwendung zur Heimatbewegung im Sinne eines kulturlandschaftlichen Raumdenkens, indem er ausdrücklich darauf verwies, dass Volks- und Heimatkunde gepflegt werden sollten, „ohne daß darunter die wissenschaftliche Forschung unserer Lokalgeschichte zu leiden braucht."[19] So folgten in den nächsten Jahren mehrere Beiträge zur Geschichte der regionalen Mundart und Sprache, was mit den Bestrebungen um die Einrichtung des Bauernhausmuseums zu tun haben mag, das seit längerem geplant und während des Ersten Weltkrieges in Bielefeld eröffnet wurde.[20]

Auf jeden Fall war unter dem Vorsitz von Prof. Hermann Tümpel der Prozess der Verwissenschaftlichung von Stadt- und Regionalgeschichte zu einem vorläufigen Stillstand gekommen. Mit der stärkeren Berücksichtigung von volks- und heimatkundlichen Themen im Jahresbericht bei gleichzeitiger Beibehaltung des wissenschaftlichen Anspruches versuchte der Verein einen Bogen zu spannen, der Probleme aufwarf. Zunächst einmal wurde nun stärker das agrarisch strukturierte Minden-Ravensberger Land in den Blick genommen, nicht zuletzt um die Tätigkeit des Vereins auf das ländliche Umland auszudehnen und hier Mitglieder zu gewinnen. So musste der Vorstand schon 1917 mit Bedauern feststellen, dass „seit Jahren ... in den Veröffentlichungen zur Geschichte unserer Stadt eine Stockung eingetreten ist."[21] Zudem wurden Quellenforschung und -veröffentlichungen vernachlässigt; die Herausgabe des seit langem geplanten Urkundenbuches stagnierte. Stattdessen erschienen immer wieder zahllose kürzere und längere Aufsätze zur Volkskunde und zur Kulturgeschichte, was ebenso wie volkstümliche Abende und Vereinsgeselligkeiten „das Interesse weiter Kreise" sicherte.[22] An anderer Stelle wies der Vorstand zwar auf ein „blühendes wissenschaftliches Leben" hin, musste aber gleichzeitig eingestehen, dass aus einem „kleinen

19 Bericht des Vorstandes, in: 27. JBHVR 1913, S. VI. Vgl. allgemein auch Kunz (wie Anm. 6), S. 71 f.

20 Einweihung des Ravensberger Bauernhauses am 6. Juni 1917, in: 31. JBHVR 1917, S. 13–28.

21 Bericht des Vorstandes, in: 31. JBHVR 1917, S. 3; Bericht des Vorstandes, in: 32. JBHVR 1918, S. III.

22 Vgl. auch Rudolf Schrader, Ein halbes Jahrhundert historischer Verein, in: 40. JBHVR 1926, S. 56–101, hier S. 79 u. 85; Allgemeiner Bericht, in: 41. JBHVR 1927, S. IV.

Club wissenschaftlich interessierter Menschen" ein „großer Volksverein" mit zeitweise über 1.500 Mitgliedern geworden sei.[23]

Während der Weimarer Zeit glaubte der Vorstand Wissenschaftliches und Volkstümliches miteinander vereinen zu können.[24] Die Jahresberichte nahmen seit 1924 erneut Dissertationen in den Blick, unter anderem die später immer wieder zitierten Arbeiten von Lena Lappe über die *Bielefelder Boden-, Bau- und Wohnungspolitik*, von Alfred Cohausz über *Herford als Reichsstadt und papstunmittelbares Stift* oder von Emilie Schönfeld über den *Herforder Garn- und Leinenmarkt*.[25] Zudem erschienen mehrere Berichte des Düsseldorfer Staatsarchivdirektors Dr. Bernd Vollmer über seine Tätigkeit am Bielefelder Urkundenbuch mit dem Abdruck mittelalterlicher Quellenfunde. Daneben waren es vor allem kulturgeschichtliche Beiträge, beispielsweise die von Dr. Ewald Stange über Fensterverglasungen und Wappen oder Sammlungen zum Ravensberger Dialekt von Oberlehrer Dr. Hermann Hartwig.

Nach der Machtübernahme der Nationalsozialisten wurde zwar „die Belebung des Sinns für Heimat und Volkstum im neuen Reich" betont und „der Beginn einer neuen zukunftssicheren Geschichte" begrüßt – 1938 sogar „Heimatpflege als eine völkische Aufgabe" gefeiert[26] –, doch war dies mehr ein öffentliches Lippenbekenntnis gegenüber den Machthabern, denn die Aufsätze blieben in den „traditionellen Bahnen solider Heimatkunde und historischer Forschung".[27] Konflikten konnte man auch dadurch entgehen, dass 1938 die Münsteraner Dissertation von Gustav Engel über *Geistiges Leben in Minden, Ravensberg und Herford während des 17. und 18. Jahrhunderts* veröffentlicht wurde.[28] Außerdem verlegte man den Schwerpunkt auf die Veröffentlichung von Quellen, so etwa die Transkription der Kirchenbücher der Bielefelder Altstadt oder die Herausgabe eines umfangreichen Inventars

23 Allgemeiner Bericht, in: 42. JBHVR 1928, S. IV; Bericht des Vorstandes, in: 39. JBHVR 1925, S. III.

24 Bericht über den Historischen Verein in der zweiten Hälfte 1929, in: 44. JBHVR 1930, S. III.

25 39. JBHVR 1925, S. 29–184; 42. JBHVR 1928, 1–106; 43. JBHVR 1929, S. 1–172.

26 Bericht über das Vereinsjahr 1932, in: 47. JBHVR 1933, S. IV; Bericht über das Vereinsjahr 1933, in: 48. JBHVR 1934, S. 3; Bericht über das Vereinsjahr 1937, in: 52. JBHVR 1938, S. III.

27 Reinhard Vogelsang, Geschichte der Stadt Bielefeld, Bd. 3: Von der Novemberrevolution 1918 bis zum Ende des 20. Jahrhunderts, Bielefeld 2005, S. 200.

28 52. JBHVR 1938, S. 1–158.

der frühneuzeitlichen Bielefelder Urkunden. Mit diesen Editionen musste man keine Konzessionen an den nationalsozialistischen Zeitgeist eingehen.[29]

Der Jahresbericht für 1939 war schon gesetzt worden, wurde jedoch während des Krieges nicht mehr gedruckt. Auch in den Jahrzehnten zuvor, vor allem in den Gründerjahren konnte die Zeitschrift nicht regelmäßig erscheinen, weil es an Mitarbeitern mangelte oder geeignete Themen fehlten.[30] Diese Klagen verdeutlichen die Anfangsschwierigkeiten eines wissenschaftlich orientierten Vereins in einer aufstrebenden Industriestadt ohne bedeutende historische oder kulturelle Traditionen. Erst unter dem Vorsitz von Dr. Rudolf Reese, also 20 Jahre nach Gründung des Vereins, begann eine Phase der Konsolidierung. Sogar während des Ersten Weltkrieges und während der Inflation in den 20er Jahre ist das Bemühen des Vorstands zu erkennen, ein kontinuierliches Erscheinen sicherzustellen. So erschien im letzten Kriegsjahr 1918 mit dem Druck der *Burggraff'schen Stadtnachrichten von 1720* die Publikation einer bedeutenden Quelle für die frühneuzeitliche Geschichte Bielefelds.[31] Ansonsten blieb es in den Krisenjahren des Ersten Weltkrieges und der Inflationszeit häufig bei sehr schmalen Bänden; sie enthielten zum Teil nur den Jahresbericht des Vorstands.

Regionale Zeitschriften sind auf einen Stamm von Autoren und Autorinnen angewiesen. Wie auch in anderen regional orientierten Geschichtsvereinen waren es vor allem die Lehrer und hier besonders die Philologen des Bielefelder Gymnasiums, die sich für den Verein und für den Jahresbericht einsetzten. In den ersten Jahrzehnten lieferten die bereits erwähnten Wilhelm Michael, Rudolf Reese, Hermann Tümpel sowie Vater und Sohn Nitzsch regelmäßig Beiträge. Die allermeisten, wenn auch nur kurzen Artikel verfasste der Oberlehrer des Gymnasiums Julius Wilbrand, der als Naturwissenschaftler seine Liebe für alle Bereiche der Geschichte entdeckt hatte und über Jahrzehnte die Jahresberichte redigierte.[32] Wichtige Unterstützer

29 Ewald Stange, Das alte Kirchenbuch der Altstädter Kirchengemeinde in Bielefeld, 48. JBHVR 1934, S. 11–63; 49. JBHVR 1935, S. 1–30; 50. JBHVR 1936, S. 11–34; Gerhard Schrader, Die Urkunden des Bielefelder Stadtarchivs von 1520–1810, in: 51. JBHVR 1937, S. 11–202.Vgl. auch Vogelsang, Geschichte der Stadt Bielefeld, Bd. 3 (wie Anm. 27), S. 512; Ditt, „Der Minden-Ravensberger" (wie Anm. 11), S. 398.

30 Vgl. bsw. Bericht des Vorstandes, in: 3. JBHVR 1880, S. 3 f.; Bericht des Vorstandes, in: 6. JBHVR 1886, S. 3 f.

31 32. JBHVR 1918, S. 1–138.

32 Hermann Tümpel, Professor Wilbrand, in: Ravensberger Blätter, Nr. 7/8, 1906, S. 50 f.

waren der liberale Sozialpolitiker Heinz Potthoff und der Düsseldorfer Archivdirektor Bernhard Vollmer jeweils mit mehreren Beiträgen. Recht früh wurden Frauen zur Mitarbeit herangezogen. 1919 und 1920 veröffentlichten Helmine Stosser und Luise Jüngst ausführliche biographische Skizzen über ihre Väter. 1925 folgte die bereits erwähnte Arbeit von Lena Lappe zur *Bielefelder Boden-, Bau- und Wohnungspolitik* und 1927 eine Münsteraner Dissertation zur *Geschichte der Bielefelder Leinenindustrie in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts* von Sophie Busse.[33]

Nach dem Zweiten Weltkrieg erfolgte bereits Anfang 1946 durch Lizenz der Militärregierung die Wiederbelebung des Vereinslebens[34], also früher als in anderen lokalen Geschichtsvereinen. In diesem Jahr erschienen die Ravensberger Blätter wieder, ein Jahr später der Jahresbericht mit dem von Gustav Engel verfassten Vorstandsbericht über die Kriegsjahre. Vier Jahre darauf legte Engel, der seit 1944 amtierender Vereinsvorsitzende war, eine Bestandsaufnahme der Leistungen des Vereins zum 75jährigen Jubiläum vor und wies besonders auf die Fertigstellung des Bielefelder Urkundenbuchs hin; dadurch könne nun die Stadtgeschichte „auf breiter und exakter Grundlage" betrieben werden. Schließlich bemerkte er, in welchen Bereichen die stadtgeschichtliche Forschung verstärkt werden müsse: Verwaltungsgeschichte, Wirtschaftsgeschichte des Mittelalters und der Frühen Neuzeit, Bevölkerungs- und Sozialgeschichte sowie Kultur- und Geistesgeschichte. Der promovierter Historiker suchte also von Anfang an den Anschluss an die in der universitären Geschichtswissenschaft schon seit längerem behandelten Themen, wobei er die Notwendigkeit sah, die ravensbergische Landesgeschichte voranzutreiben und diese nicht isoliert, sondern im Zusammenhang mit der westfälischen Landesgeschichte zu sehen.[35] Um dem wissenschaftliche Anspruch des Vereins gerecht zu werden, knüpfte er zunächst an die Tradition an, in den Jahresberichten Dissertationen zu veröffentlichen.[36] Zudem

33 Vgl. 33. JBHVR 1919, S. 37–88; 34. JBHVR 1920, S. 1–44; 41. JBHVR 1927, S. 1–81.

34 Vogelsang, Bd. 3 (wie Anm. 27), S. 512.

35 Gustav Engel, Wege und Ziele. Zum 75 jährigen Jubiläum des Historischen Vereins für die Grafschaft Ravensberg, in: 56. JBHVR 1950/51, S. V–X; vgl. auch Berichte über die Jahre 1951, 1952, 1953, 1954, in: 57. JBHVR 1952–1954, S. VIII f. Zum Lebensweg von Gustav Engel vgl. den Nachruf von Reinhard Vogelsang, in: Ravensberger Blätter, H. 1, 1990, S. 1–4.

36 Vgl. Gertrud Angermann Untersuchung über das Urkundenwesen der Grafen von Ravensberg (1205–1346), in: 56. JBHVR 1950/51, S. 1–229; Friedrich Korte, Die staats-

hielt er seit dem Wintersemester 1949/50 Vorlesungen und Übungen an der Pädagogischen Akademie in Bielefeld, wo er über Referate sowie Seminar- und Examensarbeiten Vorträge für die Vereinsabende und Beiträge für den Jahresbericht zu gewinnen suchte.[37] Der Erfolg hielt sich zunächst in Grenzen, zumal Engel bereit war, für die Veröffentlichung seiner eigenen Arbeit über die Bielefelder Stadtgründung die fälligen Jahresberichte ausfallen zu lassen.[38]

Wenngleich unter seiner „Schriftleitung" der Jahresbericht fast durchgängig nur zweijährig ausgeliefert wurde, konnte Engel doch einige Erfolge erzielen. Seit 1956/57 erschienen regelmäßig die von ihm angeregten und für den Druck überarbeiteten Examensarbeiten, beispielsweise von Karl Soll und Helmut Hüffmann, die auch später noch den Verein als eifrige Autoren unterstützten. Als Autoren kamen weitere Lehrer hinzu (Karl Beckmann; Dr. Franz Flaskamp, Erich Forwick, Ulrich Haase, Dr. Roland Köhne, Dr. Friedrich Korte sowie Frau Dr. Gertrud Angermann), die eine universitäre Ausbildung erfahren hatten und im Stadtarchiv und in der Landesgeschichtlichen Bibliothek forschten. Nützlich waren auch Engels Kontakte zu Historikern in Münster, die vereinzelt Beiträge lieferten. Und schließlich war er selbst unermüdlich tätig und trug zahlreiche Aufsätze über verschiedene Themen, besonders zur Ravensberger Siedlungsgeschichte bei. Gegen Ende seiner Diensttätigkeit gab es vereinzelt Kritik wegen der starken Konzentration auf die mittelalterliche Geschichte, doch Engel blieb innerhalb des Vereins unumstritten und begleitete die Redaktion der Jahresberichte über sein Ausscheiden aus dem Amt des Vorsitzenden hinaus.[39]

Mit der Veröffentlichung des 68. Jahresberichts, der als Festschrift zum 80. Geburtstag Gustav Engels 1972 mit zahlreichen Beiträgen von Freunden und Wegbegleitern herausgegeben wurde, taucht erstmals ein Name auf, der den Jahresbericht in den nächsten vier Jahrzehnten bis heute entscheidend prägen sollte: Dr. Reinhard Vogelsang.[40] Vogelsang war der erste wissenschaftlich ausgebildete Archivar der Stadt. Mit seinem Amtsantritt

rechtliche Stellung von Stift und Stadt Herford. Vom 14. bis zum 17. Jahrhundert, in: 58. JBHVR 1955, S. 1–172.

37 Engel, Wege und Ziele (wie Anm. 35), S. XIV; Berichte (wie Anm. 35), 57. JBHVR 1952–1954, S. X.

38 Ebd., S. VII.

39 So redigierte er noch 1980 einen Aufsatz des Verfassers dieses Beitrages mit spitzer Feder.

40 Zu den Leistungen Vogelsangs vgl. auch Altenberend (wie Anm. 11), S. 11–14.

1971 veränderten sich allmählich auch die Jahresberichte; sie öffneten sich zunächst modernen politik- und sozialgeschichtlichen, später auch wirtschafts-, umwelt- und verkehrsgeschichtlichen bis hin zu bisher unbekannten kulturgeschichtlichen Fragestellungen sowie dem Bereich der Geschlechtergeschichte. Dabei ist zu beobachten, dass die zeitgeschichtlichen Bezüge an Bedeutung gewannen. Die neuen Impulse wurden seit Ende der 1970er Jahre häufig von Professoren der Bielefelder Geschichtsfakultät angestoßen, die lokal- und regionalgeschichtliche Themen für Dissertationen und Examensarbeiten verteilten oder selbst über die Geschichte vor Ort forschten. Dadurch hielten neue theoretische Überlegungen und methodische Verfahrensweisen Einzug in den regional orientierten Geschichtsverein. Insgesamt gesehen sind die Jahresberichte unter der Redaktion von Reinhard Vogelsang also farbiger geworden und spiegeln geradezu die Breite gegenwärtiger Arbeit der Geschichtswissenschaft. Durch die Verleihung des Gustav-Engel-Preises konnten die Kontakte zur Abteilung Geschichte der Universität Bielefeld vertieft und neue Autoren gewonnen werden. Schließlich nutzte der Vorstand verschiedene Anlässe, um Sonderausgaben herauszugeben, so beispielsweise anlässlich der Geburtstage von Gustav Engel (1972) und Gertrud Angermann (1992/93) oder anlässlich der Verabschiedung von Reinhard Vogelsang (2004), als der bisher umfangreichste und reichhaltigste Jahresbericht erschienen ist.[41] Seit einem Jahrzehnt gelingt es wieder, die Zeitschrift jährlich herauszugeben und pünktlich zum Jahresende an die Mitglieder zu versenden. Das ist durch die gemeinsame Redaktionsarbeit von Reinhard Vogelsang und dem jetzigen Vorsitzenden gelungen.

Vergleichen wir die ersten Jahresberichte mit dem hundertsten, dann fallen die Unterschiede deutlich ins Auge: Der Gesamtumfang und der Umfang der einzelnen Beiträge sowie die Zahl der Autoren haben sich deutlich vermehrt, der wissenschaftliche Apparat ist umfangreicher und ausgefeilter geworden. Die Gestaltung der Beiträge mit Bildern, Tabellen und Schaubildern gehört heute zwar zur Selbstverständlichkeit, kann aber noch verbessert werden. Insgesamt gesehen hat sich das Themenspektrum wesentlich erweitert; die meisten Beiträge orientieren sich an den theoretischen und methodischen Standards des Fachs. Lokal- und Regionalhistoriker haben also gelernt, nicht nur die Quellen einfach aneinanderzureihen und punktuell

41 Altenberend, Ein Haus für die Geschichte (wie Anm. 11).

sprechen zu lassen, sondern Quellenbestände in den verschiedenen lokalen, staatlichen und privaten Archiven unter einer Frage- und Problemstellung zu öffnen, zu analysieren und zu interpretieren. Da viele Beiträge die Bedeutung der Lokal- und Regionalgeschichte für den Erkenntnisgewinn der allgemeinen Geschichtswissenschaft zeigen, wurden die ehemals bestehenden Distanzen vermindert. Der wissenschaftliche Anspruch, in den letzten 139 Jahren immer wieder betont, konnte also trotz einzelner Qualitätseinbrüche gehalten und verstärkt werden.

Grundvoraussetzung für die zunehmende Verwissenschaftlichung in den letzten hundert Jahren und für die facettenreiche Inhaltsstruktur ist der Auf- und Ausbau eines funktionierenden Archiv- und Bibliothekswesens gewesen. In Bielefeld hat der Historische Verein dafür die Grundlagen geschaffen; Mitglieder des Vereins waren über Jahrzehnte als Leiter des Archivs und der Heimatbücherei ehrenamtlich beschäftigt. Bis in die 60er Jahre fristete das Bielefelder Archiv aber ein „Kümmerdasein".[42] Erst der wissenschaftlich orientierte Ausbau des Archiv- und Bibliothekswesens in Stadt und Region haben die Möglichkeiten eröffnet, dass Dissertationen und Examensarbeiten sowie an wissenschaftlichen Problemstellungen orientierte Beiträge erscheinen konnten. Hilfreich sind dabei auch die Kontakte zu anderen Instituten gewesen, durch die, wie die Zusammenarbeit mit den Bielefelder Archäologen der LWL-Archäologie in den letzten Jahren gezeigt hat, wichtige Erkenntnisse zur Ravensberger Geschichte gewonnen werden können.

Der Erfolg einer regionalen Zeitschrift hängt aber von weiteren Faktoren ab. Auf den Einsatz der Redakteure und der Autoren/innen ist bereits hingewiesen worden; sie sind das wichtigste Kapital für den Verein. Hinzu kommen die zur Verfügung stehenden finanziellen Mittel, mithin die Zahl der Mitglieder und deren Bereitschaft den Verein zu unterstützen. In den Anfangsjahren wurde häufiger über die „schwere Zerrüttung der Finanzen" geklagt, was ursächlich mit der Einrichtung des Museums auf der Sparrenburg zusammenhing.[43] Später waren es vor allem die hohen Druckkosten und geplante Sonderveröffentlichungen, die ein kontinuierliches Erscheinen erschwerten.[44] Gleichwohl blieb es immer das Bestreben der Vorstände,

42 Vogelsang, Geschichte der Stadt Bielefeld, Bd. 3 (wie Anm. 27), S. 239, 390.

43 Vgl. bsw. Bericht des Vorstandes, in: 8. JBHVR 1891, S. III f.

44 Vgl. bsw. Bericht über die Jahre 1951, 1952, 1953, 1954, in: 57. JBHVR 1952–1954, S. III.

dem Namen dieser Vereinsschrift gerecht zu werden. Denn – und das ist die wichtigste Kontinuitätslinie – der Jahresbericht ist im Anspruch und in der Wirklichkeit ein wichtiges Bindeglied zu den Mitgliedern: „Mit dem jährlichen Erscheinen seiner Zeitschrift steht und fällt das Ansehen des Vereins."[45] Gespannt dürfen die Mitglieder auf den 101. Jahresbericht warten.

45 Olaf Ahlers, Der Verein für Lübeckische Geschichte und Altertumskunde in den letzten fünfzig Jahren, in: Zeitschrift des Vereins für Lübeckische Geschichte und Altertumskunde 51, 1971, S. 5-14, hier S. 13. Vgl. auch Erich Forwick, Ein Rückblick auf hundert Jahre. Zur Geschichte des Historischen Vereins für die Grafschaft Ravensberg, in: 70. JBHVR 1975/76, S. VII-XXV, hier S. XXI.

Verhängung der Reichsacht über Bielefeld. Die Fehde von 1490/91

Von Reinhard Vogelsang

Im Frühjahr 1490 erhielt die Stadt Bielefeld[1] eine Vorladung vor Gericht. Ihr bzw. ihren Bewohnern wurde darin vorgeworfen, bei Nacht und Nebel das Dorf und Gut Merlsheim der Familie von Oeynhausen überfallen, angesteckt und Vieh geraubt und vor allem Jutta, die schwangere Ehefrau Johanns von Oeynhausen, dabei so schwer verletzt zu haben, dass sie ihr ungeborenes Kind verlor.[2]

Die von Oeynhausen[3] waren eine Adelsfamilie mit umfangreichem Lehnsbesitz im Hochstift Paderborn und im benachbarten Lippe, zum kleineren Teil auch in Hessen, Waldeck, im kölnischen Westfalen und im Hochstift Mainz, und, wie aus dem Verlauf des im Folgenden dargestellten Streits zu erschließen ist, im südlichen Herzogtum Braunschweig-Lüneburg. Die Mehrfachvassallität, die in Konfliktfällen militärische Hilfe in der Regel ausschloss, wie sie sonst bei Lehnsverhältnissen üblich war, erlaubte ihnen weiträumiges Agieren im Diemelraum und den Aufbau einer nicht unerheblichen Machtposition.

Leider sind zu diesem Überfall, seinem Anlass und Verlauf, keine weiteren Nachrichten überliefert. Es ist damit weder gesichert, ob er in dieser Form stattgefunden, noch was die Bielefelder dazu bewogen hat, ausgerech-

1 Alt- und Neustadt werden in der Adresse nicht eigens angesprochen. Für Auswärtige scheint Bielefeld schon den Eindruck einer einzigen Stadt gemacht zu haben; 1488 können Bürger umziehen, ohne ihr Bürgerrecht zu verlieren (Urkundenbuch der Stadt und des Stiftes Bielefeld, hrsg. von Bernhard Vollmer, Bielefeld 1937; im Folgenden zitiert als BUB mit Nr. der Urkunde; hier 1041); seit 1510 agieren Bürgermeister und Räte beider Städte als ein einziges Gremium (BUB 1314).

2 BUB 1070. Herrn Wolfgang Schindler, Haan, verdanke ich die Auffindung und Vermittlung der im Staatsarchiv Düsseldorf (jetzt Landesarchiv NRW, Abt. Rheinland in Düssseldorf/Duisburg) vorhandenen Schriftstücke, deren Inhalt im Bielefelder Urkundenbuch nur als Regesten wiedergegeben sind. Bei dem Bestand handelt es sich um die Bestands-Nr. 102.08.02 Jülich-Berg I, fol. 0025-0042 (im Folgenden „fol." mit Nr.).

3 Michael Lagers, Der Paderborner Stiftsadel zur Mitte des 15. Jahrhunderts. Untersuchungen zum Auf- und Ausbau niederadliger Machtstrukturen, Paderborn 2013, S. 208, 475 und Stammtafel S. 572.

net in das weit entfernt liegende, heute zu Nieheim gehörende Dorf und Gut Merlsheim zu ziehen, wer darin verwickelt war und was dem Ereignis vorausging. Könnten die von Oeynhausen zuvor an einem Übergriff auf Bielefelder beteiligt gewesen sein?[4] Um eine in den üblichen Formen verlaufende Fehde scheint es sich nicht gehandelt zu haben, zumindest, wenn man den in der Vorladung enthaltenden Vorwurf eines Überfalls „sunder veyde unde vorwaringe" – ohne Fehdeansage[5] – für glaubwürdig hält.[6]

Obwohl die Umstände, die zur Vorladung geführt haben, unbekannt sind und eher überraschen, weil die Bielefelder Geschichte offensichtlich eher in ruhigen Bahnen verlaufen ist, lohnt es sich, die Quellen dazu aufzuarbeiten und zu interpretieren; nicht weil das Faktum des Überfalls aufgeklärt werden könnte, sondern wegen der Aufschlüsse über die Rechts- und Gerichtssysteme des ausgehenden Mittelalters, in die Bielefeld verstrickt war, und wegen der Beteiligung schließlich fast aller benachbarter Landesherrschaften.

Anders als in der Gegenwart gab es im Mittelalter keinen festgeschriebenen Instanzenzug, wie er heute, je nach Rechtsfall, von den Amtsgerichten über die Land- und Oberlandesgerichte bis hin zu den Bundesgerichten führt. Gerichte konkurrierten miteinander. Es gab, um nur die wichtigsten aufzuzählen, Stadtgerichte, Landgerichte, Freigerichte, Femegerichte, Hofgerichte und geistliche Gerichte bis hin zur päpstlichen Rota. Zwar bestanden im Grundsatz Zuständigkeiten – Angelegenheiten der Geistlichkeit beispielsweise gehörten vor den bischöflichen Offizial oder Archidiakon – doch existierten Überschneidungen und juristisch nicht geklärte Zweifelsfälle, wenn etwa, um im Beispiel zu bleiben, ein Geistlicher in einem „weltlichen" Streitfall belangt wurde, d.h. wenn er eine Straftat beging oder seine Mietschulden nicht bezahlte.

Was die Stadt Bielefeld betraf, so war für alle Bürger und für Auswärtige, die Bürger belangen wollten, allein das Stadtgericht zuständig. Es bestand

4 Im Jahr 1489 sind Straßenräubereien der Brüder Heinrich und Hermann von Heepen im Dienste des Grafen Moritz von Spiegelberg überliefert, BUB 1051. Ein Zusammenhang ist unwahrscheinlich, doch soll hier wenigstens darauf hingewiesen werden. Die Grafen von Spiegelberg hatten ihre Besitzungen im Weserraum; 1494 erbten sie die Grafschaft Pyrmont.

5 Vorwaringe: mit dem Verweis auf Rechtswahrung.

6 In der Geschichte der Familie von Oeynhausen gibt es keinen Hinweis auf diesen Überfall; vgl. Julius von Oeynhausen, Geschichte des Geschlechts von Oeynhausen, Teile 1, 3 und 4, 1870–1889.

aus dem landesherrlichen Richter, dem Bürgermeister und dem Rat der Stadt, wobei das Urteil von den als Schöffen agierenden Ratsherren gefunden werden musste, während der Richter die Formalien beachtete, die Verhandlung moderierte und den gräflichen Anteil an den Bußgeldern einzog. Das Gericht urteilte gleichsam als erste und letzte Instanz über alle Streitfälle und alle Vergehen, nur bei der Verhängung von Leibesstrafen war die landesherrliche Zustimmung einzuholen. Ihm fehlte mithin die Blutgerichtsbarkeit. Der Gerichtsbezirk schloss das Gebiet zwischen den Mauern und die Feldmark ein.[7]

Wie immer bei den komplizierten Machtverhältnissen und Ansprüchen im Mittealter galt auch hierbei, dass sich die Stadt mit ihrer Gerichtshoheit gegen fremde Anmaßungen durchsetzen musste. Und das wollte nicht immer gelingen. Denn niemand konnte beispielsweise einen Kaufmann aus einer fremden Stadt daran hindern, einen Bielefelder vor einem auswärtigen Gericht zu verklagen. Solange sich der Bielefelder in der eigenen Stadt bewegte, drohte ihm keine Gefahr, sobald er aber Bielefeld verließ, verlor er auch den städtischen Rechtsschutz. Zudem gab es in vielen Städten, wie gesagt, oft Streit um die Befugnisse der geistlichen Gerichte; sie hatten die oft missbrauchte Möglichkeit, sich mit Hilfe kirchlicher Strafen, etwa Exkommunikation und Interdikt, auch in Streitfällen durchzusetzen, die keine kirchlichen Angelegenheiten betrafen.[8] Schließlich: Die mittelalterliche Rechtsanschauung ließ sogar gewaltsame Übergriffe zu, wenn der eigene Rechtsanspruch nicht durchsetzbar war. Das galt für die Fehde, die offiziell in vorgeschriebenen Bahnen zu verlaufen hatte, in der Praxis aber häufig bloße Gewaltanwendung war und deshalb nach ihrer Beilegung Schwierigkeiten bei der Schadensregulierung verursachte.[9]

---

7 Gustav Engel, Die Stadtgründung im Bielefelde und das münstersche Stadtrecht, Bielefeld 1952, S. 146 ff.

8 Eberhard Isenmann, Die deutsche Stadt im Spätmittelalter 1250–1500. Stadtgestalt – Recht – Stadtregiment – Kirche – Gesellschaft – Wirtschaft, Stuttgart1988, S. 215 f.

9 Friedrich von Klocke, Beiträge zur Geschichte von Faustrecht und Fehdewesen in Westfalen, in: Westfälische Zeitschrift 94,1, Münster 1938, S. 1–56. Fehde wird darin als „privates Verfolgungs- und Strafrecht" bezeichnet; „Verfolgung und Strafe ist ‚erlaubte Selbsthilfe' in der Fehde"; ebd. S. 5 f. Die häufig in Rechtsgeschichten anzutreffende Unterscheidung zwischen öffentlichem und Privatrecht trifft hier nicht zu, weil die Strafverfolgung von Gewaltanwendung und die Verfolgung privater Schadensregulierungen in einem einzigen Verfahren vereint sind.

Kommen wir auf den Anfang dieses Beitrags zurück. „Absender" der Vorladung war der Freigraf Henne Weber, ein im Auftrag der Junker Rabe und Lippold von Canstein amtierender Richter am Freistuhl „hynder der borch upme steyne" zum Canstein. Den Freistuhl bezeichnet er selbst als „koninglike dyngstad"; seine Amtsbefugnis, über Leib und Leben zu richten, leitet er von „des hiligen rykes und frygenstols rechte" ab, also vom König selbst, kurz: Er ist Richter der Feme.[10]

Die Feme, das in erster Linie in Westfalen vorkommende heimliche Gericht, hatte sich im 14. und 15. Jahrhundert eine weitreichende Anerkennung erobert, weil sich die Verfolgung von Straftätern über die vielfältigen Territorialgrenzen hinaus als fast unmöglich erwiesen hatte. Dem in der Wissenschaft diskutierten Ursprung der Feme muss hier nicht nachgegangen werden. Die Befugnis dieser Gerichte leitete sich vom König her; in seinem Namen wurde Recht gesprochen. Sie hatten keinen fest begrenzten Gerichtssprengel, anders als beispielsweise Stadt- oder Gogerichte (Landgerichte)[11]; auch waren sie nicht, wie etwa die geistlichen Gerichte, auf einen bestimmten Personenkreis eingeschränkt. Die Urteile der Femegerichte galten reichsweit. Ihr Sitz waren die Freistühle. Das waren Gerichte für Freie, nicht für Menschen, die in Abhängigkeitsverhältnissen wie z. B. der Hörigkeit lebten. Die Landesherren bemühten sich um den Besitz von Freistühlen und verliehen sie an Lehnsleute als Stuhlherren weiter. Sie betrachteten und nutzten die Gerichtsrechte als wesentlichen Baustein territorialer Herrschaft.

Der Tagungsort unter freiem Himmel an markanter Stelle, das Zeremoniell der Hegung des Gerichts, die Heranziehung von zur Verschwiegenheit verpflichteten sogenannten Freischöffen, die oft mit der Todesstrafe verbundenen Urteile und schließlich die Einbeziehung der Femegerichte in die Bemühungen Kaiser Karls IV. um Wahrung des Landfriedens – all das waren Gründe für die rasche Verbreitung der Freigerichte und deren fast

10 Veme oder Feme, vgl. dazu das klassische Werk von Theodor Lindner, Die Veme, Münster und Paderborn 1888; Albert K. Hömberg, Die Veme in ihrer zeitlichen und räumlichen Entwicklung, in: Der Raum Westfalen, hrsg. von Hermann Aubin und Friedrich Petri, Bd. II/1, Münster 1955; Eberhard Fricke, Die westfälische Veme im Bild. Geschichte, Verbreitung und Einfluss der westfälischen Vemegerichtsbarkeit, Münster 2002.

11 Exemtionen kirchlichen oder adligen Besitzes oder die Streulage von Besitzungen durchbrachen auch hier geschlossene Bezirke, sodass die moderne Vorstellung von Sprengeln mit festen Grenzen nicht zutrifft.

legendären Ruf.[12] Die Femegerichte konnten in jenen Fällen aktiv werden, in denen Opfern von Gewalttaten vor ihrem zuständigen Gericht das Recht verweigert wurde.[13] Jedes Verfahren[14] musste mit einem Schöffenurteil über die Zulassung einer Klage und einer Gerichtsvorladung zu einem bestimmten Termin eröffnet werden. Mit der Vorladung wurden zugleich die oft den Städten verliehenen „privilegia de non evocando" unterlaufen, jene königlichen Privilegien, die verhinderten, dass Bürger vor auswärtige Gerichte gezogen werden konnten. Bielefeld hat im Übrigen, soweit bisher bekannt, ein solches Privileg nicht besessen.

Bei den Richtern handelte es sich zum Teil um berufsmäßig agierende erfahrene Männer, die auf verschiedene Posten berufen werden konnten. Henne – oder Heinrich oder Heinemann – Weber ist von 1472 bis 1481 und dann 1490/91 als Richter an verschiedenen Freistühlen bezeugt.[15] Es war nicht Aufgabe der Richter, auf Grund der Rechtslage ein Urteil zu fällen, vielmehr leiteten sie ähnlich einem Moderator – oder wie der Stadtrichter in Bielefeld – die Verhandlung; sie achteten auf die vorgeschriebenen Formalien, während die Schöffen das angemessene Urteil fanden.

Das Schöffenamt an den Freistühlen war begehrt, doch hier muss ein schwacher Punkt gelegen haben, denn der immer weiter gezogene Kreis der Beteiligten, bis schließlich fast alle Stadträte in Westfalen und zum Teil auch in anderen Regionen Freischöffen, „Wissende", waren[16], wird zunehmend verhindert haben, dass die Geheimhaltung durchgesetzt werden konnte. So heißt es beispielsweise in der Vorladung an Bielefeld in der Adresse, sie richte sich an Bürgermeister und Ratsherren in Bielefeld, die „frygscheppen" sind, und dürfe nur geöffnet, gelesen oder angehört werden von Freischöffen „der hemeliken achte", also des heimlichen Gerichts.[17] Das war eine vorgeschrie-

12 Hömberg (wie Anm. 10), S. 166.

13 Lindner (wie Anm. 10), S. 536 f. Die „Hollinghofer Fehde" zwischen denen von Fürstenberg und den Grafen von der Mark um 1420 wäre, wie zahllose andere Fehden, nicht zustande gekommen, wenn es möglich gewesen wäre, durch ein wirksames Urteil vor Gericht Recht zu erhalten, so von Klocke S. 51.

14 Das Verfahren wird in allen Einzelheiten beschrieben bei Fricke (wie Anm. 10), passim.

15 Lindner (wie Anm. 10), S. 132 u. 145.

16 Lindner, S. 506.

17 „Die hemelike achte", das heimliche Gericht. Entsprechende Formeln finden sich beispielsweise in der Vorladung 1387 an Dietrich von Plettenberg und um 1410 an den Rat von Osnabrück; vgl. Lindner, Anhang Nr. VI und IX, S. 632 f. Bei den Texten, die in

bene Formel, die nur schwer verständlich ist, wenn man bedenkt, dass die zur Heimlichkeit verpflichteten Empfänger zugleich die Angeklagten waren. Doch „die spätmittelalterliche Feme war keine Geheimjustiz".[18] Das Gericht konnte öffentlich wie „heimlich" tagen oder mit anderen Begriffen „openbar" und „still". Wenn Freischöffen belangt wurden, galt das „stille" Verfahren.[19] Der formelhafte Hinweis auf der Bielefelder Vorladung, nur Freischöffen dürften das Schreiben öffnen, lässt darauf schließen, dass Bürgermeister und Ratsherren oder ein Teil von ihnen Freischöffen waren oder doch als solche angesehen wurden. In den zeitgenössischen Quellen ist stets vom „heimlichen" Gericht die Rede, nicht wegen der absoluten Heimlichkeit und Geheimhaltung, sondern eher aus propagandistischen Gründen: Der Begriff verlieh in den Augen der Mitlebenden dem Gericht eine besondere, sicher Furcht einflößende Aura.[20]

Ein Grund für die allmähliche Schwächung der Freigerichte lag auch in der Tatsache, dass die Landesherren in ihnen zunehmend eine Konkurrenz zum eigenen Richteramt bzw. zu den Hofgerichten sahen.

Deshalb verbündete sich eine Reihe von Landesherren in der Ravensberger Nachbarschaft 1473 zur gegenseitigen Friedenswahrung unter anderem mit der Bestimmung, dass es keinem von ihnen oder ihren Landes-Angehörigen erlaubt sei, ein heimliches oder Freigericht anzurufen oder zuzulassen, dass einer von ihnen dorthin vorgeladen werde. Das Bündnis, an dem der Bischof von Paderborn, die Grafen von Holstein und Schaumburg, der Edelherr zur Lippe, der Bischof von Hildesheim und ein Braunschweiger Herzog beteiligt waren, sollte auf 20 Jahre gelten. Weitere Landesherren schlossen sich an.[21]

Gerade das, was die Femegerichte so gefürchtet machte, die Verhängung von Todesstrafen, wurde seit Mitte des 15. Jahrhunderts eingeschränkt bis hin zur Eingrenzung auf die Zuständigkeit in Niedergerichtsverfahren.[22]

---

der Ravensberg betreffenden Quellensammlung im Landesarchiv zusammengestellt sind, handelt es sich im Wesentlichen um Abschriften, so auch bei der Vorladung. Die Adresse und die Formel sind mit auf der Innenseite des Schriftstücks eingetragen.

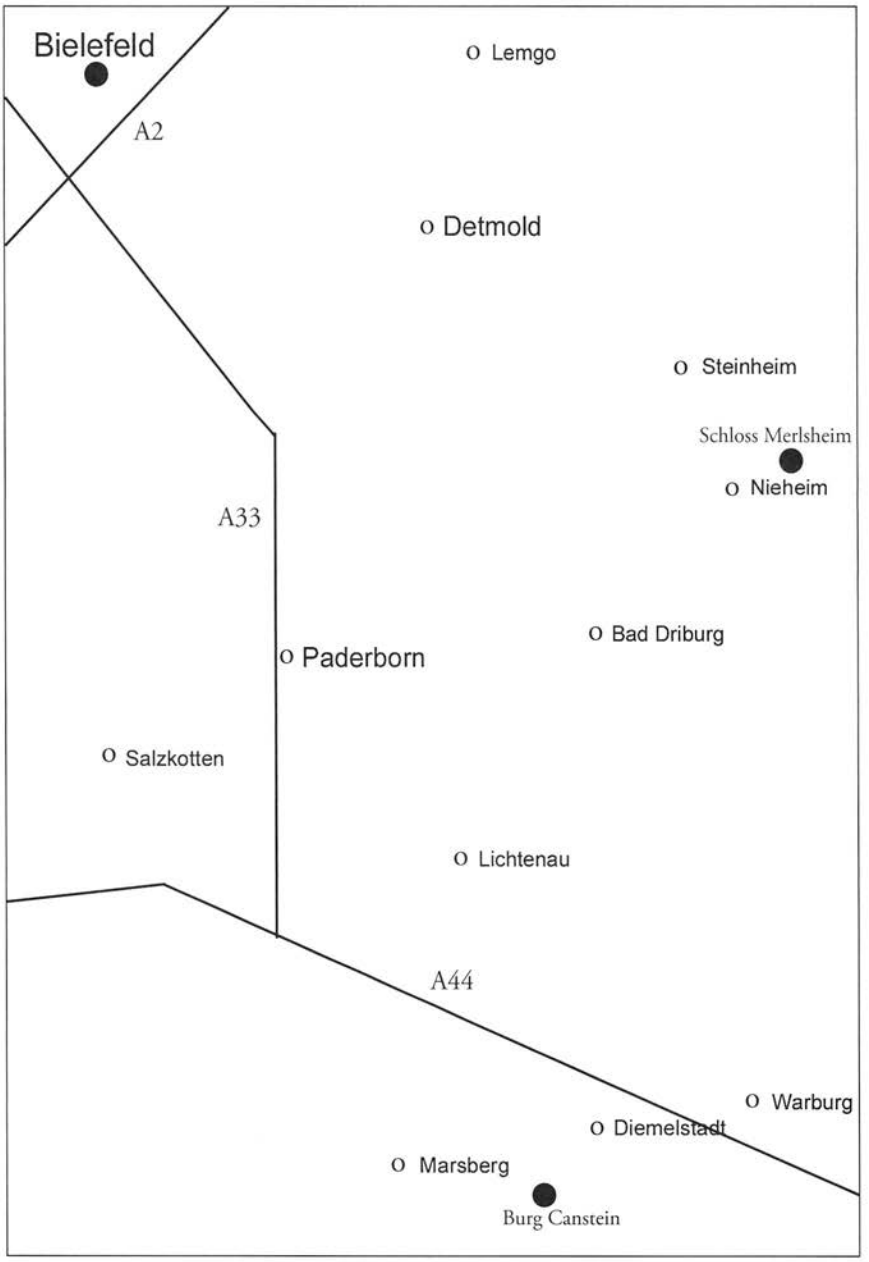
18 Fricke (wie Anm 10), S. 80.

19 Ebd., S. 81 f.

20 So die Auffassung von Wilhelm Janssen, zitiert ebd., S. 82.

21 Lippische Regesten. Bearb. von O. Preuß und A. Falkmann, Bd. 3 (1401–1475), Lemgo und Detmold 1866, Nr. 2453.

22 Hömberg (wie Anm. 10), S. 169 f.



Schematische Darstellung der Lage von Schloss Merlsheim (Stadt Nieheim) und der Burg Canstein (Ortsteil von Marsberg)

Schließlich: Wie das im Folgenden dargestellte Verfahren gegen Bielefeld zeigt, beschränkten sich die Kläger nicht nur auf die weit reichende Zuständigkeit des Femegerichts, sondern verfolgten parallel weitere Wege, ihre Ansprüche durchzusetzen.

Die Vorladung an Bielefeld vom Mai 1490 enthält Details, die das Gerichtsverfahren beschreiben. So teilt Henne Weber mit, er habe die Gerichtssitzung auf Veranlassung Johanns von Oeynhausen, selbst Freischöffe, einberufen, und dieser sei von Conrad Greve als Prokurator und Anwalt vertreten worden. Wenn Weber den vorgeschriebenen Regularien gefolgt ist, muss also eine Klage der Geschädigten gegen die Bielefelder vorausgegangen sein, und dort – wo immer das geschehen sein mag – hatten sie kein durchsetzbares Urteil erhalten. Die vom Anwalt vorgetragene Klage hat Weber akzeptiert, und daraus wurde die Berechtigung abgeleitet, die Bielefelder zu einem Termin vor sein Gericht zu laden. In der Vorladung werden schwere Vorwürfe wegen des Überfalls erhoben: Die Bielefelder hätten Leib und Gut genommen und geraubt, wider Gottes Gebot, den Christenglauben und die heiligen zehn Gebote. Deshalb sei der Beschluss gefasst worden, sie auf den 19. August vor das heimliche Gericht zu laden, damit sie auf die Beschuldigungen antworten könnten. Folgten sie der Aufforderung zum Erscheinen nicht, sei er, der Richter, gezwungen, die höchste Leibesstrafe zu verhängen und ihren Vollzug durchzusetzen.

Die Frage drängt sich auf, wie das Verfahren ausgerechnet vor einen Richter dieses Freistuhls gelangt ist, fern von Merlsheim und von Bielefeld? Der Freistuhl hinter der Burg Canstein auf dem Stein war Lehnsbesitz der Brüder Rave und Lippold von Canstein. Ein Gericht konnte man „besitzen", weil damit Einkünfte verbunden waren, etwa aus Gerichtsgebühren und den Straf- und Bußgeldern.[23] Auch die Burg Canstein – sie gehört heute zur Stadt Marsberg – ging zu Lehen. Sie ist auf Veranlassung des Kölner Erzbischofs ab 1342 als Grenzfeste gegen die Grafschaft Waldeck und das Fürstbistum Paderborn erbaut und an die Familie von Papenheim (Pappenheim) verlehnt worden, die sich von da ab nach ihrer Burg „von Canstein" (Canstein) nannten. Die Cansteiner bewegten sich politisch zwischen Hessen, dem Erzstift Mainz, Waldeck, Köln und zeitweise Paderborn, trugen Lehen verschiedener Herren und konnten sich so eine gewisse Unabhängigkeit verschaffen.[24] Als

23 Lindner, (wie Anm. 10), S. 611 ff,

24 Lagers (wie Anm. 3), S. 473–478.

Lehnsleute des Bischofs von Paderborn hatten sie denselben Herrn wie die von Oeynhausen. Der Grund für ihr Vorgehen liegt vielleicht darin, dass eine Verbindung zwischen dieser Familie und denen von Canstein bestand[25]; vielleicht hatte der Cansteiner Freistuhl auch nur einen guten Ruf. Denn grundsätzlich galt, dass jeder, der vor einem Femegericht sein Recht einklagen wollte und durfte, dieses nach freiem Ermessen tun und das Gericht selbst, womöglich auf Empfehlung, aussuchen konnte. Es gab, wie gesagt, keine vorgeschriebenen Gerichtssprengel und -zuständigkeiten.

Wie haben die Bielefelder auf die Vorladung reagiert? Mussten sie diese Vorladung Ernst nehmen, und wo konnten sie gegebenenfalls Hilfe finden, wenn sie die Androhung schwerer Strafe ignorierten?

Sicher ist, dass sie der Aufforderung, zum Termin am 19. August 1490 auf dem Canstein zu erscheinen, nicht gefolgt sind. Ganz offensichtlich war die Zeit vorbei, in der Klagen vor dem Femegericht unbedingten Erfolg hatten und die Kläger auf Entschädigungen oder die Bestrafung der Gegner rechnen durften. Die Bielefelder schlugen einen anderen Weg ein, und das zeigt, dass Rechtsverfahren mittlerweile an ganz anderer Stelle geklärt werden mussten. Wie aus dem Bericht Johanns von Oeynhausen an seinen Lehnsherrn, den Bischof von Paderborn, hervorgeht, wandten sich die Bielefelder, noch bevor der gesetzte Termin heranrückte, um Vermittlung an die Amtleute der Grafschaft Ravensberg, Johann Nagel und Wilhelm von Nesselrode, indirekt also an ihren Landesherrn, den Herzog von Jülich und Berg. Die wiederum sandten Bielefelds Stellungnahme weiter an den Bischof von Paderborn, und dieser leitete sie an Johann von Oeynhausen weiter. Ganz offenbar war Johann mit der Rechtfertigung aus Bielefeld nicht zufrieden gestellt. Er wandte sich erneut an seinen Paderborner Herrn. Bischof Simon ermahnte nun die Amtleute nachdrücklich, seinem Lehnsmann bei der Durchsetzung seiner Ansprüche zu helfen.[26]

Das Schreiben Johanns trägt das Datum des 14. August; es ist also noch vor Ablauf der Terminsetzung in Canstein abgefasst worden, wie überhaupt der ganze bisherige Schriftverkehr schon vor dem Termin des 19. August stattgefunden hat. Nicht nur die Bielefelder haben also einen Weg abseits des Femegerichts gesucht, auch Johann von Oeynhausen schien es wohl geraten, seinen Landes- und Lehnsherrn einzuschalten, statt auf ein angemessenes

25 Ebd., S. 475.

26 BUB 1081 mit Anmerkung; fol. 29.

Urteil des Freigrafen auf dem „Stein" der Burg Canstein zu vertrauen. Ganz nebenbei erfahren wir noch, dass Johann außer Landes gegangen war und sich in das benachbarte Fürstentum Braunschweig-Lüneburg begeben hatte; ein Grund dafür wird nicht genannt.[27]

Das Verfahren hatte sich mithin auf die Ebene der Landesherren verlagert, was indessen nicht hieß, dass Johann von Oeynhausen nicht noch andere Schritte unternommen hätte. Offensichtlich unzufrieden mit dem bisherigen Verlauf, begab er sich auf einen weiteren Weg: Er suchte – und fand – Helfer unter seinen Standesgenossen. Unter Bezug auf das bischöfliche Schreiben und unter Wiederholung der vor dem Femegericht erhobenen Anschuldigungen drohten diese nun unverhohlen Gewaltmaßnahmen gegen die Bielefelder an.[28] Erstmals wird in ihrem Schreiben erwähnt, dass Amtleute an dem Überfall auf Merlsheim beteiligt gewesen seien, wen immer sie damit gemeint haben.

Zunächst aber räumten sie den Beschuldigten eine neue Frist ein. Am 23. November 1490 solle der Streitfall erneut vor dem Femegericht verhandelt werden. Sie verbanden damit die Erwartung, dass die Bielefelder endlich zu Anerkennung des von ihnen angerichteten Schadens und zur Wiedergutmachung bereit sein würden. Sollten sie abermals den Termin versäumen und Verhandlungen ablehnen, drohten die Freunde und Verbündeten Johanns von Oeynhausen mit Gewaltakten gegenüber allen Bielefeldern, umherziehenden Händlern und Kaufleuten und weiteren Mitschuldigen.

Unterzeichnet war das Schreiben von den Adligen Friedrich und allen anderen von Pappenheim, Rabe von Canstein, Bernd und allen anderen von Niehusen (Nyhusen), Hans von Stochem, Hans von Gladebeck, Heymberg von Helversen (Heilmerssen), Hinrik und Ludolf von Iber (Yber) und Hinrik von Rengershausen. Die Namen verweisen auf Verwandtschaften und auf Lehnsverhältnisse sowohl nach Hessen wie nach Braunschweig-Lüneburg und nach Paderborn.[29]

27 So in der Anmerkung zu dieser Urkunde.

28 BUB 1086 (Regest); fol. 32 u. 32 v.

29 Die von Pappenheim/Papenheim waren mit den von Canstein und von Calenberg verwandt; vgl. dazu Lagers (wie Anm. 3), S. 458 ff., 468 ff., 473 ff.; von Niehusen/Niehaus waren Paderborner Lehnsleute, ebd., S. 570; die von Canstein besaßen im 15. Jh. Lehen von Waldeck und von Paderborn; die weitere Lehnsmannschaft ist bei Lagers, S. 478, nicht ganz klar. Jutta von Oeynhausen, die ihr Kind beim Überfall verlor, war als Geborene von Wintzingerode eine Tochter einer Geborenen von Gladebeck, ihre Tochter Ilse

Auch diese dritte Vorladung ließen die Bielefelder verstreichen. Obwohl sie sich an den Bischof von Paderborn um Vermittlung gewandt hatten, wurde der Freigraf Henne Weber noch am Tag des festgesetzten Termins aktiv. Er verfasste ein Rundschreiben, worin er abermals die den Bielefeldern vorgeworfene Tat mit beredten Worten schilderte, und sandte es an alle Landesherren, deren Territorien der Grafschaft Ravensberg benachbart waren, und zwar an die Bischöfe Simon von Paderborn und Heinrich von Minden, die Herzöge Wilhelm und Heinrich von Braunschweig-Lüneburg, den Junker Bernhard zur Lippe, den Grafen Erich von Holstein und Schaumburg, dazu an die ravensbergischen Amtleute, Johann Nagel und Wilhelm von Nesselrode, und an alle Ritterschaften, Städte, Bürgermeister, Ratsherren und Bewohner der Städte, Dörfer und Marktflecken der genannten Territorien.[30]

Er habe nach des Heiligen Reiches und des Freistuhls Recht Gericht gehalten, und kraft des erfragten Schöffenurteils über die Bielefelder die Reichsacht verhängt und sie für recht- und friedlos erklärt. Deren Leib und Gut seien damit verfallen.

Was hatten Bielefeld und seine Bürgerschaft als der Reichsacht Verfallene nun zu befürchten? Ganz so ernst, auch wenn mit der Schädigung von Leib und Gut gedroht wurde, war die Lage vorerst noch nicht. Das Urteil bedeutete, dass alle Bielefelder vom Verkehr mit Anderen ausgeschlossen waren, von ihnen in keiner Weise unterstützt werden durften und zumindest der Handel mit ihnen blockiert werden konnte. Erst wenn es aber nach einem Jahr nicht gelang, das Urteil zu revidieren, wurde die Aberacht verhängt. Dann war jeder Bielefelder – der überlieferten Rechtsauffassung nach – vollkommen schutz- und friedlos; wer ihm schadete, ihn verletzte oder gar tötete, wurde nicht dafür belangt. Doch im späten Mittelalter verlor die Drohung ihre Wirkung. Sie wurde „von den Zeitgenossen nicht mehr ernst genommen".[31]

---

oder Else heiratete nach 1489 den Heinrich von Rengershausen, der 1517 mit Merlsheim belehnt wurde. Vgl. Julius Graf von Oeynhausen, Geschichte Teil 3 (wie Anm. 6), S. 81. Die Namen von Gladebeck, Helversen, Stockem/Stochem/Stockum erscheinen als Adlige im Urkundenbuch Urkundenbuch zur Geschichte der Herzöge von Braunschweig und Lüneburg und ihrer Lande. 11. Theil. Register, Göttingen 1883.

30 BUB 1091 (Regest); fol. 33.

31 Vgl. dazu den Exkurs in der Arbeit von Christoph Terharn, Die Herforder Fehden im späten Mittelalter. Ein Beitrag zum Fehderecht (Quellen und Forschungen zur Strafrechtsgeschichte 6), Berlin 1996, S. 58 ff. Zitat S. 62.

Das scheint auch für Bielefeld gegolten zu haben. Vielmehr zeigt das Urteil wohl nichts anderes, als dass die Feme samt den Urteilen der sich auf kaiserliche Vollmacht berufenden Richter ihre Wirkung weitestgehend verloren hatte. Es verwundert deshalb nicht, wenn weitere Vermittlungsversuche unternommen wurden. Im März forderte wiederum eine Gruppe von Adligen, jetzt auch unter Beteiligung der Brüder und Vettern von der Malsburg und Johanns und Ernsts vom Hagen, die Stadt Bielefeld zur Genugtuung auf; das Schreiben fügten sie zugleich in einem Brief an den Edelherrn Bernhard zur Lippe bei, worin sie um Beistand baten im Zusammenwirken mit ihren Landesherren, den Herzögen von Braunschweig-Lüneburg.[32] Gut zwei Wochen später, am 28. März 1491, antwortete der Lipper, er wolle in dem Streit vermitteln, und zwar im Interesse des Herzogs von Jülich-Berg und seiner Untertanen.[33]

Es ist offensichtlich, dass sich der Kampf Johanns von Oeynhausen um seine Ansprüche mittlerweile eher, so würde man heute sagen, auf diplomatischer Ebene denn auf der von Recht und Gericht abspielte. Damit konnte er, dessen Bemühungen sich beinahe schon jährten, nicht zufrieden geben. Nun erklärten er und sein Sohn Jakob den Bielefeldern am 15. April die Fehde.[34] Es mag sein, dass er sich von der Anwendung von Gewalt mehr versprach als von Verhandlungen, ebenso mag es sein, dass er der Angelegenheit mehr Nachdruck verleihen wollte und dabei auch seine Ehre wahrte. Sicher ist jedenfalls, dass er, da er kein Recht erlangen konnte, die Führung einer Fehde als ihm zustehendes rechtmäßiges Mittel ansah.

Die Fehde war, wie oben bereits erwähnt, eine legitime Form der Gewaltanwendung in solchen Fällen, in denen ein vermeintlicher Rechtsanspruch vor Gericht nicht durchgesetzt werden konnte.[35] Sie hatte in bestimmten Formen abzulaufen, wozu gehörte, dass man sich eine Reihe von Helfern suchen musste und dass dem Beklagten drei Tage vor den ersten gewaltsamen Schritten die Fehde angekündigt wurde. Wenn die Fehde einer ganzen Stadt gelten sollte, hefteten die Helfer den Fehdebrief an das Stadttor.

32 12. März 1491; BUB 1096 u. 1097; fol. 34, 35 u. 40.

33 BUB 1098a.

34 BUB 1100; Original auf Papier mit aufgedrücktem Oblatensiegel: fol. 41.

35 Vgl. dazu den Artikel „Fehde, Fehdewesen" von A. Boockmann im Lexikon des Mittelalters, Bd. IV, München und Zürich 1987–1989, Sp. 331–334, mit weiteren Nachweisen.

Weil eine Fehdeansage an die Stadt Bielefeld extrem selten ist[36] und hier in den Formulierungen die gleichsam klassische Form gewahrt wird, soll der Wortlaut – am Schluss gekürzt – in Übersetzung wiedergegeben werden:

„Wisst Bürgermeister, Ratsherren, Gilden und Gemeinheit der Städte Bielefeld, dass ich, Johann von Oeynhausen, und Jakob, mein Sohn, mit unseren Knechten, Helfern und Mitreitern, nämlich Johann Kueme und seiner Gesellschaft, ferner mit allen jenen unserer Freunde und Anhänger und denen, die wir losschicken, um Euch zu schaden, aufbieten und anführen können und mögen, Euer Feind sein wollen wegen der Schuld und Streitsache, die wir mit Euch haben.

Wenn wir nach Euch suchen oder suchen lassen und dabei Schaden anrichten oder verursachen mit Raub, Brand, Verwundungen, Totschlag, Feuergeschossen, wie man auch diesen oder jeden Schaden nennen mag, nichts ausgenommen, wollen wir damit unsere Ehre mit unserem Aufgebot, Anhängern, Helfern und Mitreitern Euch gegenüber bewahrt wissen und uns vor niemandem rechtfertigen ...“

Erst in diesen Wochen wird deutlich, dass Rabe von Canstein mehr war als der Besitzer des Freigerichts, vielmehr tritt er nun als engagierter Sachwalter der von Oeynhausen auf. Im Zuge seiner Vermittlungsbemühungen reiste er nach Bielefeld, wo er auf Herzog Wilhelm von Jülich-Berg traf, der sich seit spätestens Dezember 1490 auf der Sparrenburg aufhielt.[37] Ein Erfolg blieb anfangs aus. Einem sonst nicht bekannten Wilhelm von den Rebin teilte Rabe mit, ihm sei ein Zettel übergeben worden mit der Forderung, er solle die Klage vor seinem Freistuhl gegen Bielefeld niederschlagen. Darauf habe er zwar nicht eingehen können, doch wolle er beim Herzog in der Sache weiter auf einen Ausgleich hinarbeiten.[38] Anscheinend hat er dann, in Einschätzung der Machtverhältnisse, erst einmal an sich selbst gedacht.

Denn es ging es wohl darum, selbst Genugtuung für Schäden zu erhalten, die ihm als Unterstützer Johanns von Oeynhausen entstanden waren. Die Stadt scheint dem nachgekommen zu sein, denn Herzog Wilhelm stellte ihm am 12. Mai 1491 auf dem Sparrenberg einen sogenannten Schadlos-

36 Bekannt ist noch die Fehde des Mindener Domherrn Johann Groperdorp und seiner Helfer, bei der Bielefeld 1492 beschossen und geschädigt wurde; BUB 1139. Ähnlich, wohl im selben Zusammenhang, der Beschuss der Stadt 1494; BUB 1158.

37 BUB 1094 (1490 Dez. 20).

38 BUB 1102; fol. 36.

brief aus.[39] Das bedeutete, dass der Herzog für mögliche weitere Schäden bürgte, die Rabe von Canstein in der Fehde entstanden sein könnten oder noch entstehen würden.

Wenn ein Zettel, der diesem Schadlosbrief beiliegt, den Sachverhalt richtig wiedergibt, soll nun doch mit ihm auf dem Sparrenberg vereinbart worden sein, dass er das Freistuhlverfahren einstellen und die Ansprüche Johanns von Oeynhausen vor dem Grafen Otto von Waldeck und den herzoglichen Räten weiterführen werde.[40]

Der Kreis der Beteiligten war also wiederum angewachsen. Jetzt wurde auch der Herzog von Jülich-Berg einbezogen, nachdem zuvor, soweit ersichtlich, seine ravensbergischen Amtleute tätig geworden waren.[41] Und als weiterer Landesherr trat Graf Otto IV. von Waldeck auf den Plan. Mit den Grafen von Waldeck hat der Jülicher Herzog ein besonderes Vertrauensverhältnis gepflegt. Noch im Juni 1491, also kurze Zeit darauf, ernannte er Philipp II. von Waldeck, Ottos Verwandten, zum Statthalter der Grafschaft Ravensberg.[42] Philipp war einer von dessen Neffen.

Johann von Oeynhausen hingegen war bei der Verfolgung seiner Ansprüche an die Bielefelder wohl allein gelassen worden. Es klingt fast wie eine um seiner Reputation willen unternommene Demarche, wenn er sich noch einmal – und jetzt direkt – an die Bielefelder wandte und bei ihnen die Wiedergutmachung der Schäden forderte, so wie der Cansteiner Richter entschieden habe.[43] Von einer Fehde war nicht mehr die Rede, auch nicht von irgendwelchen anderen Helfern. Er werde, sofern ihm nicht Genugtuung geschehe, den Bischof von Paderborn um Hilfe ersuchen. Nachdem er also das Bistum verlassen und sich in das benachbarte Herzogtum Braunschweig-Lüneburg begeben hatte, kehrte er nun als Lehnsmann des Bischofs zurück. Im Übrigen war ihm bei der Verfolgung seiner Angelegenheit ein Missgeschick zugestoßen, denn der Mann, dem er Briefe und Geld für eine Reise nach Bielefeld übergeben hatte, war dort offenbar nicht angekommen. Die

39 BUB 1103; fol. 38.

40 BUB 1103, Anmerkung; fol. 37.

41 Wilhelm IV. war schon zuvor als Vermittler aufgetreten, und zwar wegen der Beschlagnahme von Kaufmannsgut von Bielefeldern durch Verden (BUB 1064a von 1490 Jan. 1) und durch Lübecker (BUB 1092a von 1490 Dez. 1). Das letztere Scheiben des Herzogs ging noch von Hambach aus.

42 BUB 1121.

43 BUB 1125.

Frist zu Wiedergutmachung, die der Richter den Bielefeldern gesetzt hatte – das muss das Urteil des Novembertermins 1490 gewesen sein –, war inzwischen verstrichen.

Ob Johann noch entschädigt worden ist, wird nicht überliefert. In der Geschichte des Geschlechts von Oeynhausen findet sich lediglich der Hinweis, dass sich die Bielefelder und Herzog Wilhelm von Jülich-Berg mit ihm noch im laufenden Jahre 1491 versöhnt hätten.[44] Dafür, dass als endgültiger Schluss des Verfahrens auch die Reichsacht über die Stadt aufgehoben worden wäre, findet sich kein Beleg.

Der Verlauf der Auseinandersetzung zwischen Johann von Oeynhausen und der Stadt Bielefeld kann die sinkende Bedeutung zweier wichtiger Rechtsinstitute des späten Mittelalters beispielhaft belegen: der Feme und der Fehde.

Auf dem Reichstag zu Worms 1495, auf dem das Reichskammergericht als höchste Instanz des Alten Reichs geschaffen wurde, ließ Kaiser Maximilian die Fehde im sogenannten „Reichslandfrieden" als Rechtsmittel verbieten. Damit trug er der Erfahrung Rechnung, dass sie sich längst zu einer Belastung für das gesamte Reich entwickelt hatte und im Einzelnen auf ihre Rechtmäßigkeit hin nicht mehr kontrollierbar war. Doch das „Ziel, die Fehde zugunsten der gerichtlichen Entscheidung ganz abzuschaffen, gelang auch mit dem in Worms verkündeten Ewigen Reichslandfrieden nicht. Erst die Ausbildung der landesherrlichen Gewalt in den Territorien und eine allgemein geltende Strafgesetzgebung haben die Fehde im 16. Jahrhundert beendet".[45] Gerade hierfür ist die Fehde von Oeynhausens ein bezeichnendes Beispiel, sind es doch die Landesherren, der Paderborner Bischof, die Herzöge von Jülich-Berg, die Grafen von Waldeck, am Rande auch der Edelherr Bernhard zur Lippe und Herzog Wilhelm von Braunschweig-Lüneburg bzw. ihre Beauftragten gewesen, unter deren Vermittlung – nicht durch deren Gerichtsbarkeit – ein Ausgleich erreicht worden ist.

---

44 Julius Graf von Oeynhausen, Geschichte (wie Anm. 6), Teil 1, Paderborn 1870, darin Urkunde Nr. 203 (nur Regest). Der Autor gibt als Quelle eine Sammlung von E.A.Fr. Culemann, Ravensberger Adel, S. 399 an. Das früher im Staatsarchiv Hannover befindliche Manuskript ist, wie auf Nachfrage mitgeteilt wurde, im Zweiten Weltkrieg verbrannt.

45 Zusammenfassung bei Boockmann (wie Anm. 35), Zitat Sp. 334.

Auch die Feme war zu dieser Zeit, wie das Bielefelder Beispiel zeigt, ein überholtes Rechtsinstitut, vor dem vielleicht noch ein einzelner Verbrecher, nicht aber eine ganze Stadt Angst haben musste. Die Feme hatte „einen gewissen Ersatz für die unwirksame Reichsgerichtsbarkeit" geboten, doch war ihre Macht schon durch die kaiserliche Landfriedensgesetzgebung des 14. Jahrhunderts eingebunden worden, als Kaiser Karl IV. „die Femegerichte 1371 zu Landfriedensgerichten erklärte" und Kaiser Siegmund „1422 den Erzbischof von Köln zum königlichen ‚Statthalter der heimlichen Gerichte' machte", d. h. als sie indirekt zu Rechtsinstrumenten des Reichs deklariert wurden.[46]

Dadurch, dass viele Fürsten, Adlige und die Räte ganzer Städte schließlich als Freischöffen agierten, nicht zuletzt, um sich vor Gericht Vorteile zu verschaffen, entstand eine Inflation von Gerichtspersonen, aber auch von Rücksichtnahmen, sodass die Wirksamkeit der Femeurteile nicht mehr gewährleistet werden konnte. Korruption hatte sich breit gemacht.[47] Die Urteile wurden ignoriert, und der Kläger suchte parallel andere Wege – möglichst über die Landesherren –, um sein Recht zu erhalten.[48]

Es ist hierfür bezeichnend, dass die Bielefelder Schriftstücke nicht in der Stadt, sondern im Aktenbestand „Ravensberg" des Landesherrn überliefert werden, teilweise in Abschrift, zum geringeren Teil im Original. Die Stadt hat demnach den gesamten Vorgang zur Beurteilung und Vermittlung an die Landesherrschaft übergeben. Dort, nicht vor dem Femegericht, ist das Verfahren beendet worden.

46 Zusammenfassung bei K. Koeschell, Artikel „Feme", in: Lexikon des Mittelalters, Bd. IV, München und Zürich 1987–1989, Sp. 346–349, Zitat Sp. 348.

47 Vgl. Lindner (wie Anm. 10), S. 618 ff.

48 Bezeichnend ist ein Friedensbündnis aus dem Jahr 1491, an dem sich der Bischof von Minden, der Herzog von Jülich für die Grafschaft Ravensberg, der Graf von Schaumburg und der Edelherr zur Lippe beteiligten, in dem für die Konfliktfall Schiedsgerichte verabredet wurden; vgl. Lippische Regesten (wie Anm. 21.), Bd. 4 (1476–1536), Detmold 1868, Nr. 2771.

Die Bielefelder Rechenbücher von 1665 und 1716 und der Bielefelder Handel in der Mitte des 17. Jahrhunderts

Von Wolfgang Schindler

Den Satz „Das macht nach Adam Riese …" kennt in Deutschland wohl fast jeder. Dass es sich bei dem Rechenbuch von Adam Ries aber nicht um ein Unikat gehandelt hat, sondern dass es eine ganze Literaturgattung des kaufmännischen, praktisch orientierten Rechenbuchs gegeben hat, die vom 16. bis 18. Jahrhundert im gesamten europäischen Raum weit verbreitet war,[1] ist dann nur noch Spezialisten bekannt. Rechenbücher in diesem Sinn waren Lehrbücher vorzugsweise für den Schulgebrauch, primär konzipiert für angehende Kaufleute.[2] Der Druck solcher praktischen Arithmetiken setzte am Ende des 15. Jahrhunderts in Italien ein.[3] Und – erstaunlicherweise? – hat es auch ein Rechenbuch gegeben, das von einem Bielefelder 1665 spezifisch für die Verhältnisse in Bielefeld und der Grafschaft Ravensberg verfasst wurde. Dieses Rechenbuch ist bisher in der lokalgeschichtlichen Forschung völlig unberücksichtigt geblieben[4], obwohl es für den Bielefelder Handel einige bemerkenswerte Einblicke liefert. Dies ist umso wichtiger, als die bisherigen Forschungen zum Bielefelder Handel sich weitgehend auf das 18. und 19.

1 Ein systematisches Inventar der kaufmännischen Handbücher (einschließlich der Rechenbücher) für den Zeitraum 1470–1700 liegt gedruckt vor: Jochen Hoock, Pierre Jeannin, Ars Mercatoria. Handbücher und Traktate für den Gebrauch des Kaufmanns, eine analytische Biographie in 6 Bänden / Manuels à l'usage des marchands, Bd. 1: 1470–1600, Paderborn 1991, Bd. 2: 1600–1700, Paderborn 1993, Bd. 3: Analysen (1470–1700), Paderborn 2001. Zur Abgrenzung, welche kaufmännischen Handbücher im Inventar berücksichtigt wurden, s. Bd. 1, S. VII–XVII.

2 Wolfgang Starke, „Ein nye Rekensboeck vp aller Koepmanshandelinge" – niederdeutsche praktische Arithmetiken des 16. und 17. Jahrhunderts, unveröffentlichte Staatsexamensarbeit, Bielefeld 1989, S. 127 f. Herrn Starke danke ich für die Überlassung seiner Staatsexamensarbeit und für die Durchsicht dieses Textes.

3 Dagmar Grote, Jochen Hoock, Wolfgang Starke, Handbücher und Traktate für den Gebrauch des Kaufmanns, 1470–1820, in: Tijdschrift voor Geschiedenis, Bd. 103, Rotterdam 1990, S. 279-293.

4 Kurz erwähnt wird es in Jochen Hoock, Theorie und Praxis kaufmännischen Handelns, 16.–18. Jahrhundert, vornehmlich am Beispiel Westfalens, in: Trude Ehlert, Ralf Nelles (Hg.), Haushalt und Familie in Mittelalter und früher Neuzeit, Sigmaringen 1991, S. 107–118, hier S. 111, 114 f.

Jahrhundert und das damals dominierende Leinengewerbe konzentriert haben, das 17. Jahrhundert hingegen bisher nur dürftig erschlossen ist.[5] Das Rechenbuch hat lokal einige Bedeutung gewonnen, wurde es doch mindestens 1686 und 1716 neu aufgelegt und überarbeitet, möglicherweise sogar noch ein drittes Mal im Jahr 1803. Angemerkt sei noch, dass es sich mit dem Rechenbuch von 1665 wohl um das erste von einem Bielefelder Bürger verfasste und gedruckte Buch handeln dürfte.

Im Folgenden werden diese Rechenbücher dargestellt und ihr Ertrag für die Geschichte des Bielefelder Handels herausgearbeitet. Zunächst wird die Überlieferungssituation der Rechenbücher beschrieben. Dann wird das erste, von Reinhard Velhagen verfasste Rechenbuch behandelt. Nachdem der Verfasser vorgestellt wurde, werden Zielsetzung, Gliederung und Inhalt des Rechenbuchs erläutert. Danach wird in gleicher Weise die Überarbeitung des Rechenbuchs im Jahre 1716 durch Asmus Hesse beschrieben. Eine mögliche letzte Neuauflage von 1803 wird kurz gestreift. Abschließend werden die Situation Bielefelds in der Mitte des 17. Jahrhunderts und der Ertrag des Velhagen'schen Rechenbuchs für die Geschichte des Bielefelder Handels herausgearbeitet.

Die Bielefelder Rechenbücher – die Überlieferungssituation

Der Bielefelder Schreib- und Rechenmeister Reinhard Velhagen ließ sein Rechenbuch 1665 in Lübeck bei Valentin Schmalhertzens Erben drucken – eine Druckerei gab es damals noch nicht in Bielefeld[6] – unter dem Titel:

„Arithmetica, Oder: Rechen-Buch In gantzen vnd gebrochenen Zahlen, kurtz jedoch gründlich aus rechtem Fundament zu allerhand Geschäfften, Kauffmannschafft und Handlung dienstlich, mit nützlichen Exempeln und nö-

5 Als Hauptarbeiten neben vielen anderen sind zu nennen Heinz Potthoff, Die Leinenleggen in der Grafschaft Ravensberg, in: 15. Jahresbericht des Historischen Vereins für die Grafschaft Ravensberg [im Folgenden JBHVR] 1901, S. 1–140; derselbe, Das Ravensberger Leinengewerbe im 17. und 18. Jahrhundert, in 35. JBHVR 1921, S. 27–83; Axel Flügel, Kaufleute und Manufakturen in Bielefeld, Bielefeld 1993.

6 Zur Geschichte des Druckwesens in Bielefeld s. Gustav Engel, Buchhandel und Buchdruck in Bielefeld im 17. und 18. Jahrhundert (Festschrift zum 100jährigen Bestehen der Pfefferschen Buchhandlung Bielefeld), Bielefeld 1972. Der umfangreiche Druck des Rechenbuchs im Jahre 1716 bei Baedeker ist Engel unbekannt gewesen.

tigen Erinnerungen auff dero Graffschafft Ravensperg Müntz, Maß und Gewicht mit Fleiß calculirt, sampt mancherley geschwinden Vortheil und Behendigkeiten fragweiß gestellet, und in ein solche Ordnung gefasset, daß die Jugend die Rechen-Kunst in kurtzer Zeit gründlich erlernen und begreiffen mag. ...

Nebenst nützlicher Anleitung, wie bey Kauff- und Handelsleuten bräuchlich gekauffte und verkauffte Wahren zu Buch zu setzen: Wie Contracten, Obligationes oder Handschrifften zu schreiben; Item wie Schulden auff- und loß zu kündigen: Imgleichen wie Vollmachten, Wechsel- Avis- und Fracht-Brieffe, Quittungen und Mortificationes zu stellen: Auch wie Kauff- und Handelsleute einander schreiben. Alles auffs kürzeste verfasset, und zum erstenmahl dem Druck übergeben von Reinhard Velhagen, Rechenmeister und Bürger zu Beilfeld ...".

Das Rechenbuch umfasst 384 Seiten in Oktav. Zwei Exemplare sind noch vorhanden, eines in der Landesgeschichtlichen Bibliothek in Bielefeld[7] und eines in London in der Bibliothek des Institute of Chartered Accountants in England and Wales (ICAEW).[8] Ein drittes Exemplar in der Staatsbibliothek zu Berlin – Preußischer Kulturbesitz ist im Zweiten Weltkrieg verloren gegangen.[9]

1686 wurde das Rechenbuch von Reinhard Velhagen neu aufgelegt, wie dem Vorwort der dritten Auflage zu entnehmen ist; von dieser Auflage ist kein Exemplar bekannt. Velhagen erhielt damals ein kurfürstliches Privileg für sein Rechenbuch, das in der Überarbeitung von 1716 wörtlich abgedruckt ist. Das Privileg erlaubte ihm Druck und Verkauf des Rechenbuchs und verbot anderen den Nachdruck ohne Genehmigung Velhagens oder seiner Erben. Wo die Auflage des Jahres 1686 gedruckt wurde, ist nicht bekannt; vielleicht in Bielefeld, wo sich damals gerade die erste Druckerei etabliert hatte.[10]

1716 erfolgte dann eine grundlegende Überarbeitung durch den Bielefelder Schreib- und Rechenmeister Asmus Hesse, die bei Baedeker in Bielefeld gedruckt wurde. Sie trägt den Titel

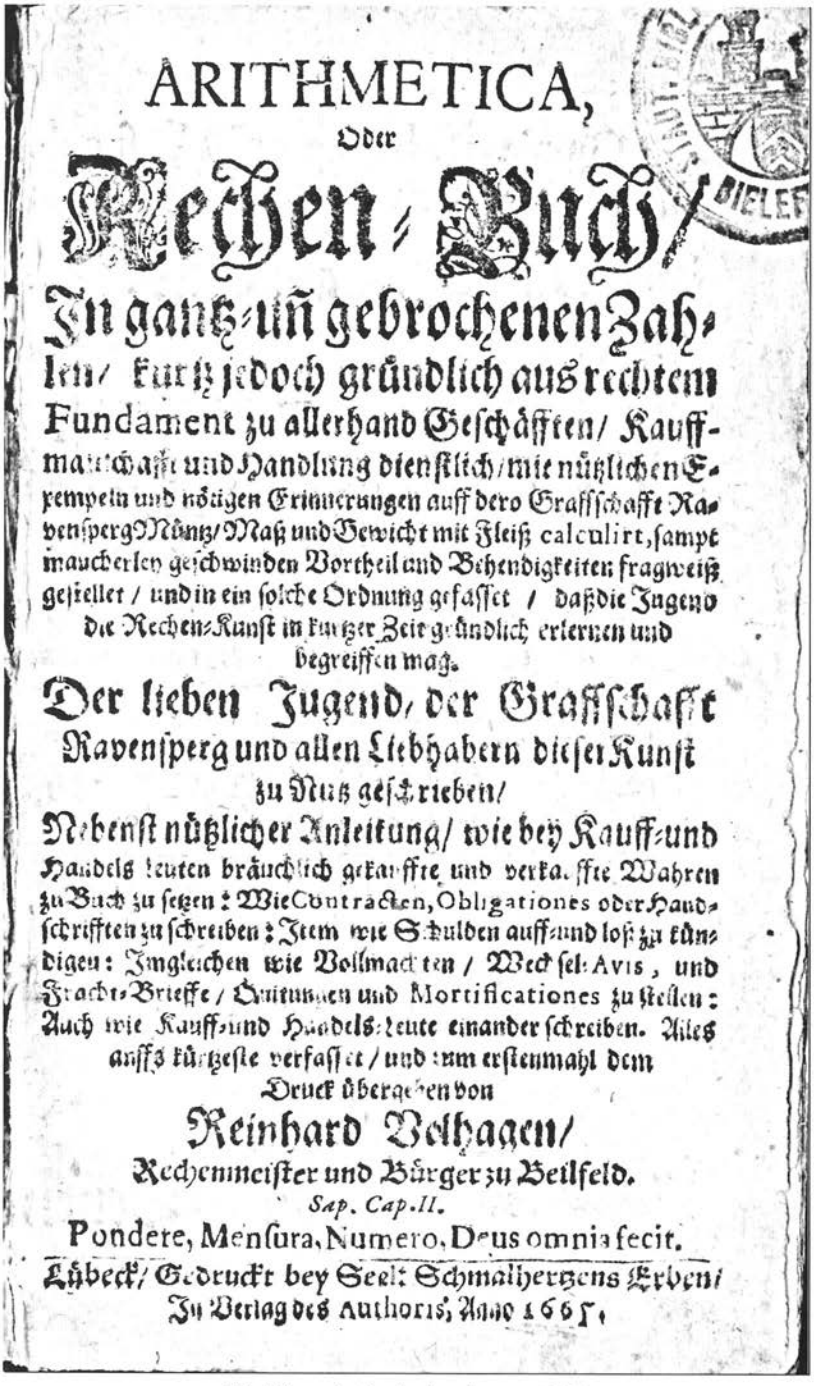
„*Neu-verbesserter Arithmetischer Schlüssel Zur Kauffmannischen Rechnung. So vor diesem der ravensbergischen Jugend, und männiglichen zu Nutz und*

7 Signatur Sch 145/133 (Rara Magazin). Zitiert im Folgenden als Velhagen, Arithmetica.

8 Hoock, Ars Mercatoria (wie Anm.1), Bd. 2, S. 546: II/VII.1. Das Bielefelder Exemplar ist dort nicht verzeichnet.

9 Frdl. Auskunft der Staatsbibliothek Berlin.

10 S. Engel, Buchhandel und Buchdruck (wie Anm. 6).



ARITHMETICA,
Oder
Rechen-Buch/
In ganꝛ- uñ gebrochenen Zahlen/ kurꝛ jedoch gründlich aus rechtem Fundament zu allerhand Geſchäfften/ Kauffmanſchafft und Handlung dienſtlich/ mit nützlichen Exempeln und nöthigen Erinnerungen auff dero Grafſchafft Ravenſperg Müntz/ Maß und Gewicht mit Fleiß calculirt, ſampt mancherley geſchwinden Vortheil und Behendigkeiten fragweiß geſtellet / und in ein ſolche Ordnung gefaſſet / daß die Jugend die Rechen-Kunſt in kurtzer Zeit gründlich erlernen und begreiffen mag.
Der lieben Jugend/ der Grafſchafft Ravenſperg und allen Liebhabern dieſer Kunſt zu Nutz geſchrieben/
Nebenſt nützlicher Anleitung/ wie bey Kauff- und Handels Leuten bräuchlich gekauffte und verkaffte Wahren zu Buch zu ſetzen: Wie Contracten, Obligationes oder Handſchrifften zu ſchreiben: Item wie Schulden auff- und loß zu kündigen: Imgleichen wie Vollmachten / Wechſel-Avis, und Fracht-Brieffe / Quittungen und Mortificationes zu ſtellen: Auch wie Kauff- und Handels-Leute einander ſchreiben. Alles auffs kürtzeſte verfaſſet / und zum erſtenmahl dem Druck übergeben von
Reinhard Volhagen/
Rechenmeiſter und Bürger zu Veilfeld.
Sap. Cap. II.
Pondere, Menſura, Numero, Deus omnia fecit.
Lübeck/ Gedruckt bey Seel. Schmalhertzens Erben/
In Verlag des Authoris, Anno 1665.

Titelblatt des Rechenbuchs von 1665

Dienst, aus rechtem Rechnens-Grunde vorgetragen worden, Von Reinhard Velhagen, Arithmetico & Geometra. Nunmehro aber aufs neue revidiret und nach itzigem Handels-Gebrauch mit einigen neuen Regulen, und vielen nützlichen Aufgaben vermehret. Sampt Der Welschen Practica Oder Kurtzen Rechnens-Art in Gantzen und Gebrochenen Zahlen ... Von Asmo Hessen, Verordnetem Schreib- und Rechen-Meistern. Tertia Editio".

Das Buch umfasst 511 Seiten in Oktav. Von dieser Auflage ist ein Exemplar in der British Library in London vorhanden[11], ein weiteres Berliner Exemplar ging ebenfalls im Krieg verloren.

Über die Auflagenhöhe der Rechenbücher liegen keinerlei Hinweise vor. Die durchschnittliche Auflagenhöhe von Rechenbüchern wird i.d.R. auf ca. 400 geschätzt.[12]

Reinhard Velhagen, der Verfasser des ersten Rechenbuchs

Reinhard Velhagen (sen.)[13], der Verfasser des ersten Rechenbuchs, stammt aus einer Bielefelder Kaufmannsfamilie. Die ersten Velhagen in Bielefeld lassen sich 1608 nachweisen, die Familie muss aber schon um die Mitte des 16. Jahrhunderts nach Bielefeld gekommen sein.[14] Sie dürfte von dem Kötterhof Velhagen in der Bauerschaft Oldentrup im Kirchspiel Heepen stammen.[15] Der Aufstieg der Familie begann mit Reinhards Vater, dem 1634/35 verstorbenen Kaufmann Johann Velhagen, der das Amt eines Armenprovisors bekleidete und mit einer Zwölfherrentochter verheiratet war. 1608 spendete

11 Hoock, Ars Mercatoria (wie Anm. 1), Bd. 2, S. 546: II/VII.2. Dieses Exemplar ist im Internet zugänglich unter http://books.google.it/books/about/Neu_verbesserter_Arithmetischer_Schl%C3%BCss.html?id=24FaAAAAcAAJ&redir_esc=y (31.3.2015) [im Folgenden als „Hesse, Arithmetischer Schlüssel"].

12 Frdl. Hinweis Prof. Dr. Hoock.

13 Er ist nicht zu verwechseln mit seinem Neffen Reinhard Velhagen (jun.), † 1699, Kaufmann und Ratsherr.

14 Landesarchiv Nordrhein-Westfalen, Abt. Westfalen [im Folgenden LA NRW W], Kriegs- und Domänenkammer Minden 1284, Bl. 79V–80V: 1.1683: Reinhard Velhagen (jun.) an Kurfürst: Nicht nur seine Eltern, sondern auch seine Großeltern bis ins 4. oder 5. Glied hätten in der Stadt gewohnt, hätten deren Last getreulich und nach Möglichkeit mit getragen.

15 Franz Herberhold (Bearb.), Das Urbar der Grafschaft Ravensberg von 1556, Bd. 1 (Text), Münster 1961, S. 58, Nr. 270.

er zum Bau des Bielefelder Gymnasiums 2 Königstaler und ein Fenster, den zwölfhöchsten Betrag unter den Bielefelder Bürgern. 1630 wird sein Haus auf der repräsentativen Breiten Straße erwähnt.[16] Er war also bereits recht vermögend und zählte zu den angesehenen Bürgern. Bereits bei seinen zahlreichen Kindern entfaltete sich der Aufstieg in ganzer Breite. Von seinen Söhnen wurde einer Zwölfherr und einer Deche des Kaufmannsamts. Ein weiterer Sohn studierte Jura und zog nach Braunschweig, wo er als Gerichtsvogt stadtrichterliche Aufgaben wahrnahm. Ein Schwiegersohn wurde Ratsherr, ein anderer Zwölfherr, beide waren Kaufleute.[17]

Reinhard Velhagen war der unauffälligste unter den Geschwistern. Geboren 1614, war er mit Margarete Gante aus einer damals noch nicht besonders hervorgetretenen Kaufmannsfamilie verheiratet. Begraben wurde er am 1. September 1689 in der Bielefelder Neustadt. Er wohnte im Haus Breite Str. 18 (Bielefeld Nr. 480), später hat er noch das benachbarte Haus Breite Str. 16 (Bielefeld Nr. 479) für 150 Taler hinzugekauft.[18] Das Wohnhaus ist im Lagerbuch nicht bewertet, gehörte aber der 5. Klasse an; diese Häuser im oberen Mittelfeld besaßen einen durchschnittlichen Wert von 375 Talern bei allerdings erheblicher Streuung. Im Rechenbuch bezeichnete er sich als Schreib- und Rechenmeister, sonst ist sein Amt nicht überliefert. 1718 wur-

16 Otto Nitzsch (Bearb.), Bielefelder Ratsverhandlungen I von 1586–1626, in: 8. JBHVR 1891, S. 1–128, hier S. 87 f.; Gustav Engel (Bearb.), Spenderliste und Bautagebuch für den Bau des Bielefelder Gymnasiums i.J. 1608, in: 60. JBHVR 1958, S. 93–155, hier S. 115; LA NRW W, St. Marien Bielefeld, Akten 201, Bd. 1, Bl. 95: 1630; ebd., Akten 181, Bl. 10, 13, 16; LA NRW Rheinland, Jülich-Berg II 3008; LA NRW W, Kriegs- und Domänenkammer Minden 2414, Bd. 1, Bl. 77R: ca. 1625; Stadtarchiv Bielefeld [im Folgenden StadtA Bi], Bestand 300,5/Handgebundene Bände, Nr. 100, Abschrift (Original Nr. 87), S. 4: 1627; Leichenpredigt auf Margarete Velhagen, Bielefeld 1681, von Johann Christoph Engelbrächt, in der Staatsbibliothek Berlin, Ee 710-126.

17 Die verwandtschaftlichen Zusammenhänge der Familie Velhagen gehen i.W. aus dem Testament von Johann Velhagens kinderlos verstorbener Tochter Margarethe, verheiratet mit dem Ratsherrn Caspar Schlüter, hervor, die darin das Velhagensche Studienstipendium stiftete, das Nachkommen ihrer Geschwister und der Geschwister ihres Mannes beim Studium finanziell unterstützte (LA NRW Ostwestfalen-Lippe [im Folgenden OWL], D72, Nachlass K. G. von Recklinghausen, Bd. 6: Testament vom 7.9.1678. Woher von Recklinghausen die Abschrift des Testaments hat, ist nicht erkennbar, vermutlich aus der Familie Heidsieck.).

18 StadtA Bi, Bestand 300,5/Handgebundene Bände, Lagerbuch Bielefeld Neustadt, 1682 ff., Nr. 99, Original, Nr. 99a Abschrift, Bl. 18, 20 f.

den die Aufgaben als Schreib- und Rechenmeister und als Schulmeister der deutschen Schule in der Neustadt in Personalunion ausgeübt, nämlich durch den bereits erwähnten Asmus Hesse.[19] Vor Hesse war das aber nicht der Fall, die Neustädter Schulmeister sind ab 1648 bekannt.[20] Velhagens Nachfolger als städtischer Schreib- und Rechenmeister wurde bereits zu seinen Lebzeiten am 24. Juli 1675 Franz Arnold Cruwel[21], der ebenfalls nicht das Amt des Neustädter Schulmeisters innehatte. Bielefeld verfügte 1665 wohl über drei Elementarschulen, je eine evangelisch-lutherische in der Alt- und in der Neustadt und eine katholische.[22] Möglicherweise war Velhagen neben seiner Aufgabe als Schreib- und Rechenmeister noch Schulmeister an der Altstädter

19 1718 gab es vier Schulmeister in Bielefeld; einer davon – der im Folgenden behandelte Asmus Hesse – wird als Schreib- und Rechenmeister bezeichnet (Johann Henrich Burggraffe, Bielefeldische Stadt=Nachrichten, in: 32. JBHVR 1918, S. II f. und 1–138, hier S. 65. Außer dem städtischen Rechenmeister gab es in Bielefeld noch einen landesherrlichen Rechenmeister für das Rechnungswesen der Grafschaft.

20 Schulmeister an der Neustädter Schule waren: Heinrich Brockmann ab 1648 (GStA Preuß. Kulturbesitz Berlin-Dahlem, Rep 34 Nr. 1299, Bl. 208V–209R: 3.12.1648: rav. Räte an Kurfürst), Jacob Barkey, begraben Bielefeld-Neustadt 26.3.1683 (59 Jahre alt), ab 1659 als Neustädter Schulmeister genannt (Kirchenbuch Bielefeld-Neustadt; LA NRW W, St. Marien Bielefeld, Akten 200 Bl. 84: 28.1.1659; StadtA Bi, Bestand 100,1/Urkunden, Nr. 522: 21.7.1677), und anschließend Johann Varenholz, begraben Bielefeld-Neustadt 11.1699 (Kirchenbuch Bielefeld-Neustadt; LA NRW W, St. Marien Bielefeld, Akten 201, Bd. 3, Bl. 71R: 28.6.1700 (offenbar 1697), Bl. 136R: 12.5.1700; StadtA Bi, Bestand 100,1/Urkunden, Nr. 436: 20.12.1692).

21 StadtA Bi, Bestand 140/Protokolle, Nr. 2: Bielefelder Ratsverhandlungen II, 1629–1697, Abschrift Nr. 2a, Bl. 162: 24.7.1675. Zu ihm s. Franz Halbrock, Familie Crüwell, o.O. 1955, S. 13 f.

22 Zur Neustädter Schule s. die vorvorherige Anmerkung. Die Altstädter Schule hat bereits 1523 bestanden (StadtA Bi, Bestand 100,1/Urkunden, Nr. 153: 9.4.1523). Für das 17. Jahrhundert habe ich bisher keine Nachrichten gefunden, die sich zweifelsfrei auf die deutsche und nicht auf die lateinische Schule in der Altstadt beziehen. Zur katholischen Schule s. Heinrich Rüthing, Zur Geschichte des Franziskanerklosters und der Gemeinde Sankt Jodokus in Bielefeld (1511 bis 1829), in: Johannes Altenberend, Josef Holtkotte (Hg.), St. Jodokus 1511–2011. Beiträge zur Geschichte des Franziskanerklosters und der Pfarrgemeinde St. Jodokus Bielefeld, Bielefeld 2011, S. 41–62, hier S. 49 f. Erst einige Jahre später dürfte die reformierte Schule hinzugekommen sein. Vogelsang behandelt in seiner Stadtgeschichte nur die Verhältnisse an den Elementarschulen im Jahre 1790 (Reinhard Vogelsang, Geschichte der Stadt Bielefeld, Bd. 1, Bielefeld ^{2}1989, S. 186 f).

Schule.[23] Über seine Einkommensverhältnisse ist nichts bekannt. Vermutlich wird er von seinen Schülern Schulgeld eingenommen haben.[24] Seine detaillierten Kenntnisse des Bielefelder Handels lassen es denkbar erscheinen, dass er sich in Unterstützung von Bielefelder Kaufleuten weitere Einnahmen verschafft hat. Er muss über einige Mittel verfügt haben, da das Rechenbuch im Selbstverlag erschienen ist und sein Hausbesitz nicht unbeträchtlich war. Es sei noch erwähnt, dass zwei seiner Söhne Kaufmann wurden; sein Sohn Jobst Henrich zahlte 1718 die dritthöchste Steuer in Bielefeld und gelangte sogar in den Stadtrat. Reinhard Velhagen war also durch Herkunft und persönliche Beziehungsnetze eng mit den Bielefelder Kaufleuten verwoben und kannte aus täglichen Kontakten die kaufmännischen Gebräuche.

Zielsetzung des Rechenbuchs

Warum hat Velhagen das Buch geschrieben? Dazu nahm er selbst im Vorwort Stellung. Den Vorgängern gebühre großer Ruhm, dass es an guten Rechenbüchern, von berühmten Rechenmeistern herausgegeben, nicht mangele.[25] Wie „nützlich und hochnötig die Edle Rechen-Kunst sey, … ist nicht nötig, mit vielen Argumenten und Gründen darzuthun", wobei er sich im Folgenden auf Plato berief, auch darin seinen Vorgängern folgend.[26] Seine Motivation zur Herausgabe des Rechenbuchs formulierte er wie folgt: „Daß ich aber bin gewogen worden, gegenwärtiges Büchlein zum Druck zu befordern, ist Ursache, daß ich unter so vielen Büchern noch niemahls ein einziges gefunden, welches auff dieser Graffschaft Ravensperg Müntz, Maß

23 In Lübeck bildete sich im 17. Jahrhundert eine „Trennung zwischen elementaren Vorschulen und weiterführenden Schreib- und Rechenschulen" heraus, der Lehrstoff unterschied sich. Das Schulgeld lag für das Rechnen deutlich höher (Starke, Rekensboeck, wie Anm. 2, S. 34 f.). Bei der geringen Größe Bielefelds und der anders gearteten Verhältnisse 1718 ist das für Bielefeld nicht anzunehmen.

24 Noch 1798 bestand die Haupteinnahme des damaligen Schreib- und Rechenmeisters in Schulgeld (StadtA Bi, Bestand 100,2/Ältere Akten 160, Gehaltsetat der städtischen Bedienten, 1798). Das entsprach dem auch andernorts üblichen Gebrauch.

25 Velhagen, Arithmetica (wie Anm, 7), Teil 1, Bl. IV R – V V.

26 Velhagen, Arithmetica, Teil 1, Bl. II V/R. Zu Referenzierung auf Plato s. Starke, Rekensboeck (wie Anm. 2), S. 57.

und Gewicht gerichtet ist, dannenhero ich erkühnet eine solche Arbeit auff mich zu nehmen, in betracht, daß sich die liebe Jugend hiesigen Orthes, frembder Authoren, worinnen dann ihr unbekante Müntz, Maß und Gewichte, gebrauchen muß, welches dann gar beschwerlich und überdrüssig, ja daß wohl viele dadurch von dieser hochnötigen Kunst abgeschrecket werden, muß also ein jeglicher selbsten bekennen, daß man vielleichter durch bekante Dinge etwas begreiffen und erlernen kann, ...". Es sei genug Mühe, der Jugend die Rechenkunst basierend auf bekannten Münzen, Maßen und Gewichten beizubringen.

Velhagens Begründung, trotz der vielen existierenden Rechenbücher ein weiteres herauszubringen, entsprach derjenigen vieler anderer Rechenbücher, die ebenfalls die spezifische lokale Situation der Währungen, Maße und Gewichte in den Vordergrund rückten.[27] Schon der Titel des Rechenbuchs zeigt, dass der primäre Adressatenkreis die zukünftigen Kaufleute waren, auch darin folgte Velhagen seinen Vorgängern.[28] Das Rechenbuch war als Lehrbuch für (seine) Schüler intendiert, der übliche Zweck solcher Bücher.[29]

Umgekehrt geht daraus hervor, dass die zukünftigen Bielefelder Kaufleute damals als erste Schule die Schreib- und Rechenschule besucht haben. Der Lehrstoff an der Lateinschule, die später als Gymnasium bezeichnet wurde, ist um diese Zeit unbekannt; dass er auch die Elementarmathematik enthalten hat, erscheint eher unwahrscheinlich.[30]

27 Ebd., S. 42.

28 Ebd., S. 53: Bis in die Mitte des 17. Jahrhunderts waren nur Kaufleute angesprochen. Erst von da an fächerte sich die Zielgruppe weiter auf.

29 Ebd., S. 25.

30 Hundert Jahre später betonte der Rektor des Bielefelder Gymnasiums Manso, dass Kenntnisse der Mathematik an seiner Schule unverzichtbar seien, wobei er die Lehre der Mathematik für alle Schüler, nicht nur für bestimmte eingegrenzte Berufsziele, als neue Erkenntnis hervorhob. Auf dem Stundenplan fanden sich Arithmetik und Rechenkunst (StadtA Bi, Mindener Anzeiger, Jg. 1765 Nr. 43: 21.10.1765 Lektionsverzeichnisse). Auch wenn schon unter seinem Vorgänger Mathematik gelehrt wurde, hat sie unter Manso deutlich an Bedeutung gewonnen (Heike Renate Biermann, Praxis des Mathematikunterrichts 1750–1930. Längsschnittstudie zur Implementation und geschichtlichen Entwicklung des Mathematikunterrichts am Ratsgymnasium Bielefeld, Berlin 2010, S. 22 ff., insbesondere S. 41 und 43).

Inhalt und Gliederung des Rechenbuchs

Velhagens Rechenbuch gliedert sich in drei Teile: Eine Vorrede, das eigentliche Rechenbuch und eine Anleitung für verschiedene kaufmännische Vorgänge. Jeder Teil besitzt eine eigene Paginierung.[31]

In der Vorrede erläutert Velhagen seine Zielsetzung und Beweggründe, das Rechenbuch zu verfassen. Darüber hinaus sind eine Widmung an die städtische Obrigkeit, also Bürgermeister, Richter und Rat, seine Arbeitgeber, enthalten. Abgedruckt sind ferner zwei Gedichte zum Lob des Unterfangens, verfasst von dem Prorektor der Lateinschule Magister Johann Hinrich Dannenberg und von Velhagens zum Zeitpunkt der Drucklegung bereits verstorbenem Sohn Wilhelm, der Rechenmeister in Halle an der Saale war. Abschließend folgt ein Inhaltsverzeichnis des Buches.

Der Hauptteil besteht aus dem eigentlichen Rechenbuch in 26 Kapiteln. Velhagen folgte dabei im Aufbau im Wesentlichen bekannten Mustern. „Den Grundrechenarten in ganzen und gebrochenen Zahlen folgten der Dreisatz mit seinen kommerziellen Anwendungen und spezifischen Rechenverfahren, die sich hinter den lateinischen Termini weiterer Regeln verbargen."[32] Auf die von Velhagen erläuterten Rechentechniken soll hier nur überblicksweise eingegangen werden. Sie weisen keine Besonderheiten gegenüber dem damaligen Stand der Algebra und des angewandten Rechnens auf. Es sei diesbezüglich auf die einschlägige Literatur zur Geschichte der Mathematik verwiesen.[33]

Den größten Raum im Rechenbuch nimmt der Dreisatz, im Sprachgebrauch der Zeit und des Rechenbuchs die „Regula DeTri", mit vielfältigen Erweiterungen und Varianten ein. Er wurde auch „regula mercatorum, der Kauffleute Regul" genannt, weil er täglich von den Kaufleuten angewandt

31 Im Folgenden zur Unterscheidung mit Teil 1, 2, 3 und nachfolgender Seitenangabe bezeichnet. Die Vorrede und die Handelsgebräuche sind nicht vollständig paginiert; teilweise sind mehrere Seiten ganz ohne Paginierung, in der Vorrede Blatt- statt Seitenpaginierung mit römischen Ziffern.

32 Starke, Rekensboeck (wie Anm. 2), S. 62, 80.

33 Johannes Tropfke, Geschichte der Elementar-Mathematik: in systematischer Darstellung mit besonderer Berücksichtigung der Fachwörter. Bd. 1: Arithmetik und Algebra, 4. Auflage, vollständig neu bearbeitet von Kurt Vogel, Berlin 1980. Insbesondere sei verwiesen auf die Kapitel 3 „Algebra", S. 359 ff., und Kapitel 4 „Das angewandte Rechnen", S. 513 ff., wo der Stoff der Bielefelder Rechenbücher behandelt wird.

wurde.[34] Allein zum „reinen" Dreisatz sind 160 Aufgaben enthalten. Zwei Beispiele für solche Aufgaben von ganz einfach und allgemein bis hin zu deutlich komplizierter mit Bielefelder Lokalkolorit mögen einen Eindruck vermitteln:[35]

„Ein Scheffel Weitzen 32 Gr. wie teur das Fuder? Facit[36] *42 Thlr. 24 Gr."*

„Ein Weinhändler zu Bielfeldt sendet seinen Diener nach Franckfurt mit 1.000 Thlr. umb Wein und Brantwein einzukaufen / sol bringen zweymahl so viel Wein als Brantwein / bedinget die Ohm Wein auff 15. Thlr. die Ohm Brantwein auf 45. Thlr. wie viel Wein und Brantwein wird er bekommen? Facit 2. Fuder 1 Ohm / 6 Viertel / 4. Kannen Brantwein / und 4. Fuder / 2. Ohm / 13. Viertel / 2. Kannen Drinckwein."

Vom einfachen Dreisatz mit ganzen Zahlen gingen die Aufgabengruppen weiter zu solchen mit gebrochenen Zahlen und weiter zum Rechnen mit verschiedensten Maßeinheiten. Gerade Letzteres gestaltete sich kompliziert, da die tief gestaffelten Maßeinheiten ja nicht metrisch waren und nicht auf dem Dezimalsystem aufbauten. Gesteigert wurde die Schwierigkeit durch das Umrechnen zwischen verschiedenen Maßeinheiten wie etwa zwischen der im norddeutschen Raum üblichen lübischen Mark und dem in Bielefeld üblichen Taler. Bei bestimmten Themen musste der einfache Dreisatz mehrfach angewendet werden, z.B. der sogenannten doppelten Regel De-Tri, in der sechs Zahlen vorkamen, oder bei Problemen der proportionalen Verteilung, wenn z.B. bei Gesellschafts- oder Schiffspartenrechnungen der Gewinn zwischen mehreren Anteilseignern proportional zu ihrer Einlage zu verteilen war.

Hohe Bedeutung kam den gebrochenen Zahlen zu, wozu Velhagen ausführte: „Wer im Rechnen was besonders wissen oder fertig seyn will / der muß neben den gantzen auch der gebrochener Zahlen kundig seyn. Dann deroselben Wissenschafft ist deromassen nütz und nötig / daß ohn dieselbe keiner ein Verständiger / oder der Rechenkunst fertiger zu nennen ist; sintemahl nicht allein in geringen Kauff- und Handlungen gebrochene Zahlen

34 Velhagen, Arithmetica (wie Anm. 7), Teil 2, S. 45.

35 Ebd., S. 53 Nr. 21, S. 75, Nr. 159.

36 Lateinisch: macht, ergibt.

fürfallen / sondern auch fordersamer Griffe im rechnen daraus erwachsen / da dan ein Unkundiger deroselben nicht fortkommen / noch zu gesetztem Ziel gelangen kann."[37]

Besonders wichtig für Kaufleute war die Gewinn- und Verlustrechnung. Velhagen führte sie wie folgt ein: „Diese Rechnungen seynd nicht die geringsten unter denen / so bißher tractirt worden / sondern denjenigen / so handeln und Kauffmannschafft treiben wollen / sehr nutz und nötig …".[38] Auffällig ist die teilweise wortgleiche Formulierung in älteren Rechenbüchern.[39] Diese Rechnung war ausschließlich am Einzelgeschäft orientiert, nicht am Geschäftsjahr. Sie berücksichtigte alle Unkosten inkl. Fracht und Tara und mit Zahlungszielen auch den Faktor Zeit; sie ging damit über eine simple Anwendung des Dreisatzes weit hinaus. Ihre Bedeutung zeigt sich auch in einer auffallend hohen Anzahl von Beispielaufgaben.

Auch die Wechselrechnung besaß große Bedeutung. Mit Wechsel waren zweierlei Arten gemeint. Einerseits der sogenannte „Handwechsel", also der Wechsel verschiedener Münzsorten gegeneinander, andererseits das, was man heute unter einem Wechsel versteht, also ein schriftliches Zahlungsversprechen zu bestimmtem Termin.[40]

Jede Aufgabengruppe wurde zunächst in Hinblick auf Aufgabenstellung und Lösungsgang erläutert. Meistens war zu den Rechenmethoden auch eine Probe hinzugefügt, um die Richtigkeit der Ergebnisse nachprüfen zu können. In der Darstellung und Erläuterung hatte sich in den Rechenbüchern eine Art Standard herausgebildet, dem auch Velhagen folgte. So wurde z.B. beim Dreisatz zwischen der linken und der rechten Hand unterschieden, ein räumlich orientiertes Ordnungsschema, das dem Schüler die einfache Nutzung der Regel ermöglichen sollte.[41] Einen großen Umfang nahmen die Aufgaben ein, im gesamten Rechenbuch 627. Zu jeder Aufgabe ist die Lösung angegeben, nur selten aber spezielle Hinweise zur Vorgehensweise. Die Beispiele bezogen sich überwiegend auf die kaufmännische Praxis. Darüber hinaus kamen sie aber auch aus dem Militärwesen, dem höfischen

37 Velhagen, Arithmetica (wie Anm. 7), Teil 2, S. 77.

38 Ebd., S. 183.

39 Starke, Rekensboeck (wie Anm. 2), S. 101, 150.

40 Zur Entwicklung des Wechselverkehrs s. Markus A. Denzel, „La Practica della Cambiatura": Europäischer Zahlungsverkehr vom 14. bis zum 17. Jahrhundert, Stuttgart 1994.

41 Starke, Rekensboeck (wie Anm. 2), S. 73 f.

Leben oder besaßen unterhaltenden Charakter. Meistens folgen Aufgaben verwandter Warengruppen und damit gleichartiger Münzen, Maße und Gewichte aufeinander. Damit wurde einer der Hauptzwecke der Rechenbücher, den Umgang der Schüler damit zu üben, gefördert.[42] Die Übungsaufgaben hatte Velhagen nicht alle selbst entwickelt. Eine genaue Überprüfung wäre recht aufwändig, aber zumindest ist in einem Fall eine Aufgabe aus dem Rechenbuch des Lemgoer Rechenmeisters Gottschalk Mühlinghaus von 1602 nahezu unverändert übernommen worden.[43]

Den Abschluss des zweiten Teils bildet eine zweiseitige Übersicht über die in Ravensberg gebräuchlichen Münzen, Maße und Gewichte einschließlich ihrer Umrechnungsfaktoren.[44]

In wieweit betreffen diese Aufgaben nun Bielefeld? Die meisten Beispiele enthalten keine Ortsangabe. Viele Aufgaben nennen nur einen Ort. Der geringere Teil betrifft zwei Orte, wobei aber auch nicht immer Bielefeld darunter ist. Lediglich 32 Beispiele, einschließlich der Musterbriefe in Teil 3, betreffen Bielefeld, also knapp fünf Prozent. Ungefähr gleich viele Übungsaufgaben beziehen sich auf den Handel mit Leinwand, aber auch z.B. Wein wird häufig genannt. Relativ zur Menge und Vielfalt der Übungsaufgaben wirkt das zwar zunächst unbedeutend, weist aber trotzdem auf eine hohe Bedeutung des Leinenhandels hin, da Velhagen Leinen überproportional zu anderen Handelsgütern berücksichtigte.[45]

Teil 3 des Rechenbuchs: Anweisungen und Musterbriefe für Kaufleute

Der dritte und letzte Teil des Rechenbuchs beschäftigt sich dann mit einigen Handelsgebräuchen. Velhagen intendierte, den angehenden Kaufleuten

42 Ebd., S. 101.

43 Eine der Aufgaben, die Hoock, Theorie und Praxis (wie Anm. 4), S. 114 aufführt, ist nahezu identisch mit minimal veränderten Zahlen bei Velhagen, Arithmetica (wie Anm. 7), Teil 2, S. 146 Nr. 20.

44 Velhagen, Arithmetica (wie Anm. 7), Teil 2, S. 319–320.

45 Zum Vergleich hat ein Kölner Rechenbuch von 1629 lediglich drei Beispielaufgaben mit Bezug zu Leinwand, wobei allerdings die Anzahl der Übungsaufgaben deutlich niedriger liegt als bei Velhagen (Heinrich Röselen, Wohlgegrünt Kunst und artig Rechenbuch von allerhand Regulen der Kauffmannschaft, Köln 1629, https://books.google.de/books?id=kH07AAAAcAAJ, aufgerufen 17.5.2015, S. 37, 137, 145).

praktische Hilfestellungen zu bieten, indem er neben ausführlichen Beispielen zur Führung eines Handelsbuches Musterbriefe zu vielfältigen Themen aus dem Alltag eines Kaufmanns vorlegte. Damit steht Velhagen in Westfalen, nicht aber deutschlandweit, ganz allein[46]. So gab z.B. Isaac Hartwich 1646 in Lübeck seine „Wolgegründete Anweisung der Güldenen Rechen= Kunst" heraus, die ebenso wie Velhagens Rechenbuch Korrespondenz- und Buchhaltungsmuster und ein Glossar mit kaufmännischen Fachtermini enthielt.[47]

Velhagens Vorschlag zur Anlage eines Handelsbuches (Teil 3 S. 2 ff.) war recht einfach. Es handelt sich im Wesentlichen um ein chronologisch geführtes Manual von Käufen und Verkäufen. Für jeden einzelnen Kaufvorgang steht auf der linken Seite die Bezahlung und auf der rechten Seite der Kaufgegenstand inklusive Preis; aufgrund fehlender spezifische Überschriften wird das aber nicht sofort erkenntlich. Dieses Verfahren wird sowohl für Käufe als auch Verkäufe gleichmäßig angewandt. Da Einkauf und Bezahlung häufig nicht zeitgleich erfolgten, war also schon rein optisch leicht zu erkennen, ob eine Bezahlung erfolgt war oder nicht; schwieriger wurde es im Falle von Teilzahlungen. Ergänzt werden sollte das Handelsbuch durch ein alphabetisches Register der Handelspartner mit entsprechenden Hinweisen auf die Seiten im Handelsbuch. Velhagen legte Wert darauf, alles gemäß der Wahrheit darin zu verzeichnen, so dass der Kaufmann notfalls vor Gericht den Inhalt des Buches beschwören könne.

Musterbriefe finden sich zu folgenden Themen, wobei meistens mehrere Muster unterschiedliche Situationen eines Themas adressieren:

- Musterkontrakte („Von Contracten", S. 16 ff.)
- Kreditvergaben („Von Obligationen oder Handschriften", S. 18 ff.)
- Loskündigung (S. 23 ff.)
- Vollmacht, Schulden einzufordern (S. 27 ff.)
- Wechsel- und Avis-Briefe (S. 31 ff.)
- Formulare etlicher Wechselbriefe (S. 34 ff.)
- Frachtbriefe (S. 37 ff.)
- Quittungen und sogenannte Mortifikationen, ersatzweise ausgestellte Obligationen für verloren gegangene Originale („Von Quittungen und Mortificationen", S. 39 ff.)

46 Hoock, Theorie und Praxis (wie Anm. 4), S. 111, 115.

47 Starke, Rekensboeck (wie Anm. 2), S. 129.

- Mortifikationen (S. 42 ff.)
- Handelsbriefe („Etliche Missive oder Briefe", S. 44 ff.)

Zur Gattung der Rechenbücher und Einordnung von Velhagens Rechenbuch in die Gesamtproduktion

Die Anzahl der in ganz Europa vom ausgehenden 15. bis zum Ende des 17. Jahrhunderts gedruckten Rechenbücher geht sicherlich in die Tausende. Im westfälischen Gebiet einschließlich Köln sind zwischen 1580 und 1620 knapp 25, zwischen 1700 und 1820 dann 28 nachzuweisen. In den Jahrzehnten dazwischen findet sich lediglich ein einziges Werk: Velhagens Rechenbuch.[48] In den meisten Fällen sind die Rechenbücher in den größeren Städten wie Köln, Münster oder Osnabrück entstanden. An kleineren Städten ist nur Lemgo zu erwähnen.[49] Da die „Ars mercatoria" lediglich einen Index der Druckorte, nicht der Wohnorte der Verfasser enthält, ist es mit vertretbarem Arbeitsaufwand kaum möglich, die Häufigkeit von Rechenbüchern für kleinere Städte eindeutig zu ermitteln. Gerade bei kleineren Orten ist damit zu rechnen, dass mangels einer geeigneten Druckerei der Druck in einer der größeren Städte erfolgte, wie es ja auch 1665 in Bielefeld geschah. Für Herford und Minden ist z.B. kein Druck nachzuweisen. Dass gerade in Bielefeld ein solches Rechenbuch entstand, ist in Anbetracht der hohen Anzahl an Händlern nicht verwunderlich.[50]

Die Überarbeitung des Rechenbuchs im Jahr 1716 durch Asmus Hesse

Der Bearbeiter der Neuauflage des Jahres 1716 war der Schreib- und Rechenmeister Asmus Hesse, der in der Bielefelder Neustadt am 20.10.1678 als Sohn des Hutmachers Jürgen Hesse und seiner Ehefrau Catrin Verl getauft wurde.[51] Noch vor dem Tod des Rechenmeisters Crüwell, der wie Vel-

48 Hoock, Theorie und Praxis (wie Anm. 4), S. 111.

49 Ebd., S. 112: 1602 Lemgoer Rechenmeister Gottschalk Mühlinghaus.

50 Die Anzahl der Händler ist für 1718 mit ungefähr 120 überliefert (Johann Henrich Burggraffe, Bielefeldische Stadt=Nachrichten, wie Anm. 19).

51 Kirchenbuch Bielefeld-Neustadt, Ehe der Eltern 3.5.1674. Beruf des Vaters nach LA NRW W, Landstände Grafschaft Ravensberg, Nr. 235, ca. 1686.

hagen schon zu Lebzeiten resignierte, wurde Hesse Schreib- und Rechenmeister.[52] Er war zugleich Schulmeister auf der Neustadt und erhielt wohl deswegen die Vikarie St. Erasmus am Neustädter Marienstift[53], die sicherlich primär der Verbesserung seiner Besoldung diente, wie das auch bei anderen Kirchen- und Schulbedienten um diese Zeit bekannt ist. 1708/09 übernahm er das Amt des Bursarius des Stifts, also des Kassenverwalters.[54] Mit seinem Amt war keine spezielle Wohnung verbunden, so dass er sich 1713 beim Bielefelder Konsistorium beklagte, dass er in „Ermangelung eines gewissen Schulhauses eine Zeither zu nicht geringer verseumnis der ihm anvertraueten Jugend und zu seiner höchsten beschwerde aus einer wohnung in die andere ziehen und selbige suchen müßen". Er bat um ein dauerhaftes Schulhaus und schlug vor, ein zur Vikarie St. Thomas, die dem Rektorat der Lateinschule inkorporiert war, gehöriges Kurienhaus am Papenmarkt 4 bei der Neustädter Kirche dazu zu nehmen. Dem wurde zugestimmt.[55] Ganz anders als Velhagen war Asmus Hesse mit Bielefelder Kaufmannskreisen familiär nicht vernetzt; auch seine Eheschließung im Jahr 1718 mit Maria Elisabeth Lütger führte nicht in diese Richtung.

Zielsetzung des neuaufgelegten Rechenbuchs

Eigentlich ist Hesses Rechenbuch kaum als Neuauflage zu bezeichnen, sondern eher als vollständig neues Werk, das gelegentlich den Vorläufer berücksichtigt. Eingangs betonte Hesse, dass keine Handlung ohne die „edle Rechen=Kunst glücklich und mit gutem Success geführet und getrieben werden" könne.[56] Er habe sich vermöge Amts und Pflicht verpflichtet gefühlt, seines seligen Vorvorgängers Reinhard Velhagen Fußstapfen nachzufolgen und das Rechenbuch in zweiter Auflage, dessen Exemplare mittlerweile alle „distrahiert" und aufgekauft seien, zu revidieren, mit Genehmigung der Erben gemäß dem kurfürstlichen Privileg. Er wies auf einige neue Regeln und

52 Hesses Ernennung ist nicht überliefert, Hesse bezeichnet Velhagen im Vorwort seines Rechenbuchs als seinen „Vor-Antecessor".

53 LA NRW W, St. Marien Bielefeld, Akten 65, Bl. 45R.

54 LA NRW W, Minden-Ravensberg, Regierung, Nr. 1311.

55 StadtA Bi, Bestand 150,14/Ratsgymnasium, 1799, Bl. 97 V/R: 3.5.1713; Johann Henrich Burggraffe, Bielefeldische Stadt=Nachrichten (wie Anm. 19), hier S. 55.

56 Hesse, Arithmetischer Schlüssel (wie Anm. 11), S. 5.

schöne Beispiele hin, „so dem itzigen Handels stylo gemäß", vornehmlich aber auf die „Welschen Practica, oder kurtzen Rechnens=Art / in Ravensbergischer Müntz / Maaß und Gewicht / in welcher selbige noch niemahlen / meines wenigen wissens / durch öffentlichen Druck hieselbst gemein gemacht worden / zu verbessern und zu vermehren."[57] Die Arbeit zielte vornehmlich auf die „Beförderung der theuren Jugend Besten". Schon auf dem Titel ist vermerkt, dass das Buch auch zum Selbststudium ohne einen Lehrer geeignet sei. Damit setzte Hesse einen allgemeinen Trend fort, der schon 1655 mit dem ersten Rechenbuch dieser Art begonnen hatte.[58]

Inhalt und Gliederung des Rechenbuchs

Das neue Rechenbuch besteht aus einer kurzen Vorrede und dem eigentlichen Rechenbuch, gefolgt von einem knappen Anhang, der im Wesentlichen die Lösungen für die Übungsaufgaben enthält. Die Kaufmannslehre, der dritte Teil bei Velhagen, fiel ersatzlos weg. Als unbedeutender Rest blieb gerade noch auf den Seiten 34–39 des Anhangs die Erklärung einiger Wörter und Begriffe, deren sich Kauf- und Handelsleute in ihren Geschäften bedienen.

Im Rechenbuch ist die Gliederung auf der Ebene der Hauptkapitel zwar ähnlich wie bei Velhagen, aber das ist, wie bereits erwähnt, der Standard der Rechenbücher generell. Jedoch gibt es bereits hier Unterschiede. So erläuterte Hesse zunächst die Grundrechenarten mit ganzen Zahlen, dann mit gebrochenen. Erst danach folgten die vielfältigen Regeln zum Dreisatz.

Ein Kapitel kam neu dazu, das bei Velhagen völlig fehlte: die sogenannte „Welsche Praktik", die wohl im Spätmittelalter von italienischen Kaufleuten entwickelt wurde. Dabei handelt es sich um ein Rechenverfahren, das das zeitaufwendige Umrechnen von Münz-, Maß- oder Gewichtseinheiten auf die kleinste Einheit und die daraus resultierenden großen Zahlen vermeiden sollte. Dieses Verfahren setzte aber darauf, dass der Bearbeiter im Einzelfall eine geschickte Auflösung fand, und führte nicht zwangsläufig zu einem eindeutigen Lösungsweg. Diese Problematik bildet den Grund dafür, dass in den Rechenbüchern bis in den Anfang des 17. Jahrhunderts diese durchaus

57 Ebd., S. 6.

58 Hoock, Theorie und Praxis (wie Anm. 4), S. 115.

bekannte Regel nicht ausführlich dargestellt wurde. Mitte des 17. Jahrhunderts bürgerte sie sich dann aber als Standard ein. In diesem Sinn baute Velhagen also noch auf veralteten Vorbildern auf, was Hesse dann fünfzig Jahre später behob.[59] Neu waren auch Hesses praktische Zinstabellen, die eine schnelle Ermittlung von Zinsen ermöglichten.[60]

Eine bewusst pädagogisch ausgerichtete Neuerung war es, die Lösungen nicht mehr unmittelbar den Aufgaben folgen zu lassen, sondern nur noch in einem Anhang zu bringen – die Schüler sollten selbst überlegen. Die Anleitungen sind ausführlicher und klarer als bei Velhagen, außerdem ist die Sprache deutlich moderner.

Auch Hesses Rechenbuch enthält eine Übersicht über die in Ravensberg gebräuchlichen Währungen, Maße und Gewichte nebst den zugehörigen Umrechnungsfaktoren.[61] Dabei gibt es zu Velhagens Rechenbuch durchaus einige Unterschiede. Besonders auffällig ist, dass der Bielefelder Lokalkolorit Velhagens und die teils impliziten Hinweise auf Handelswissen nahezu vollständig weggefallen sind. Wenn Velhagen bei etlichen Rechenaufgaben Orte angab oder Ortsbeziehungen zwischen Bielefeld und anderen Städten verwandte, schrieb Hesse fast immer abstrakt „Einer kauft". Lediglich elf Mal wird explizit ein Bielefelder oder Bielefeld genannt. Andere Orte werden nahezu nicht erwähnt. Immerhin sind gelegentlich Beispiele aus dem Leinenhandel verwandt.

Das Rechenbuch Hesses ist insgesamt weit mehr als das Velhagens ein austauschbares Rechenbuch für den Schulgebrauch mit der Besonderheit der Verwendung der ravensbergischen Münzen, Maße und Gewichte.

Eine letzte Auflage?

Im Februar 1803 erschien in den „Mindenschen Anzeigen", dem amtlichen Zentralblatt für die preußische Provinz Minden-Ravensberg-Tecklenburg-Lingen, eine Annonce, worin der Rechenmeister Henrich Adolph Brahe um Subskription seiner Überarbeitung und Verbesserung des „Bielefelder oder Asmus Hessensche[n]" Rechenbuchs bat, „welches gewiß nicht zu den

59 Starke, Rekensboeck (wie Anm. 2), S. 80–85.

60 Hesse, Arithmetischer Schlüssel (wie Anm. 11), S. 465–470.

61 Ebd., S. 30–36.

schlechtern gehört".[62] Brahe war ein junger Mann von 23 Jahren, Sohn eines Kantors, Schullehrers und Rechenmeisters, der zugleich Vikar an St. Erasmus und Bursarius am Neustädter Marienkapitel war.[63] Da es bei dieser einen Anzeige blieb und auch kein gedrucktes Exemplar nachzuweisen ist, muss es als fraglich betrachtet werden, ob es tatsächlich zum Druck kam.

Mehrfache Neuauflagen des Rechenbuchs und der letzte Versuch zur Überarbeitung zeigen dessen – wenn auch regional begrenzte – Bedeutung. Die Formulierung der Anzeige lässt vermuten, dass 1803 das Rechenbuch von Asmus Hesse durchaus noch in Benutzung war.

Die Situation Bielefelds und des Bielefelder Handels im Jahr 1665

Um die Situation Bielefelds im Jahr 1665 zu verstehen, muss man in die Zeit des 30-jährigen Krieges zurückblicken. 1623 wurde Bielefeld zum ersten Mal besetzt. 1625 musste die Stadt eine Kontribution von 30000 Talern aufbringen.[64] Von nun an war die finanzielle Situation bedrückend. In zwei bis zum Reichskammergericht geführten Prozessen versuchte die Stadt ihre Not zu lindern, mit wenig Erfolg. Die Lage war so schlecht, dass zwischen 1630 und 1635 sogar zwei Ratsherren und der Stadtrichter die Stadt verließen. 1636/37 wurde die Stadt dann regelrecht entvölkert; die Pest forderte ungefähr 600 Menschenleben, ungefähr ein Fünftel der städtischen Bewohnerschaft. Über die Bevölkerungsentwicklung in dem nächsten Jahrzehnt liegen keine Hinweise vor, aber angesichts der fortdauernden Kriegsnöte ist kaum eine Besserung zu vermuten. Die Übernahme der Grafschaft durch die Brandenburger im Jahr 1647, das Ende des 30-jährigen Krieges 1648 und die im selben Jahr seitens der evangelischen Bürger handstreichartig durchgeführte Wiedereinnahme der Neustädter Kirche führten zu geordneten, ruhigen Verhältnissen. Die Beziehungen der Stadt zu dem neuen Landesherrn gestalteten sich von Anfang an auffallend gut. Der Bielefelder Bürgermeister

62 Mindenscher Öffentlicher Anzeiger, später Wöchentliche Mindensche Anzeigen, Jg. 1803, S. 67 f., Nr. 6 vom 7.2.1803.

63 Conrad Nikolaus Lührsen, Die Nachkommen des Johann Caspar Brahe, Bielefeld (1662–1727), in: 60. JBHVR 1958, S. 156–204, hier S. 181.

64 LA NRW W, RKG H 2071, Bl. 9: o.D. (1631?): Bürgermeister, Rat und Vorsteher Bielefeld an Pfalzgraf.

Merckelbach wurde schon ein Jahr nach der Übernahme der Grafschaft zum brandenburgischen Rat ernannt, zugleich verwandte sich der Kurfürst unaufgefordert für seine Wiederwahl als Bürgermeister. Die näheren Hintergründe sind nicht ganz klar, aber auf jeden Fall verfügte Merckelbach über ausgesprochen gute Beziehungen zur brandenburgischen Verwaltung.[65]

1652 heißt es in der kurfürstlichen Verordnung zur Einrichtung der ersten Leinenlegge in Bielefeld, der Leinenhandel in der Grafschaft Ravensberg, insbesondere mit Löwendleinen, sei „zu mercklichem Nachtheil Dero Unterthanen Nahrung in einen Abgang gerathen".[66] Ob diese Neugründung neue Impulse gesetzt hat, muss offen bleiben.[67] Es muss aber einen Aufschwung gegeben haben, denn 1668 war Bielefeld seit vielen Jahren für sein Leinen berühmt, wie man aus einer Veröffentlichung des Amsterdamer Arztes und Steinfurter Professors Nicolaus Hoboken über den Bielefelder Gesundbrunnen auf dem Kesselbrink entnehmen kann.[68] Der Bielefelder Stadtdirektor Consbruch schrieb 1794, in der Mitte des 17. Jahrhunderts seien 130 Fabrikanten und 73 Gesellen in der Stadt als Spinner beschäftigt gewesen.[69] Die starken Bevölkerungsverluste machte Bielefeld in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts wieder wett. Auffallend viele Kaufleute wanderten ein[70] und stärkten Bielefelds Handelskraft. Von den 22 höchstbesteuerten Bewohnern des Jahres 1691 war ein Drittel zugewandert.[71] Über den Handel Bielefelds um diese Zeit ist aber nur wenig bekannt.[72] Wohin

65 Ausfühlrlicheer demnächst meine Arbeit über „Ratsherren und Ratsherrschaft in Bielefeld von der Stadtgründung (vor) 1214) bis zum Ende des Alten Reichs (1808)".

66 E[rnst] A[lbrecht] F[riedrich] C[ulemann], Ravensbergische Merckwürdigkeiten, 3. Teil, Minden 1752, S. 234–236: 1.2.1652.

67 Potthoff, Leinenleggen (wie Anm. 5), S. 39 f.

68 Conrad Redeker, Nicolaus Hoboken, Brevis descriptio initio Julij anni 1666, detecti saluberrimi Bilfeldiani fontis, et usus ejusdem, quam, cum subjunctis selectioribus sanatorum exemplis, latine reddidit et ... auxit Nicolaus Hobokenus, Amsterdam 1668, S. 100.

69 Julius Wilbrand, Veröffentlichungen aus dem Archiv der Stadt Bielefeld, in: 19. JBHVR 1905, S. 28–62, hier S. 53. Diese Angabe lässt sich anderweitig nicht nachweisen.

70 Trotz knapper Quellenlage lassen sich knapp 30 Einwanderungen von Kaufleuten oder Kramern nachweisen oder plausibel machen.

71 Die Zahl ist aus diversen Quellen ermittelt.

72 Zu den Anfängen der Leinengewerbes und -handels enthält die Stadtgeschichte Vogelsangs nur zwei kurze, aber wesentliche Nachrichten aus der Mitte des 17. Jahrhunderts: Reinhard Vogelsang, Geschichte der Stadt Bielefeld, Bd. 1, Bielefeld ²1989, S. 170 f. Bei Potthoff, Leinenleggen (wie Anm. 5), S. 34 f., wird über diese Zeit weitgehend nur

und mit welchen Waren handelten die Kaufleute, wie organisierten sie ihren Handel? Hier erbringt nun die Auswertung des Rechenbuchs bisher unbekannte Informationen.

Der Ertrag des Rechenbuchs für die Geschichte des Bielefelder Handels

Inwieweit die Rechenbücher der zeitgenössischen Realität im Handel entsprachen, ist üblicherweise nicht detailliert untersucht worden.[73] Zum Osnabrücker Rechenbuch Rudolf Kates von 1593 konstatiert Hoock, der durch die Beispiele gezeigte geographische Rahmen sei „äußerst konsistent und entspricht durchaus den osnabrückischen Verhältnissen", wobei „die Zuordnung von Ware, Ort, Maß, Gewicht und Münze in der Regel korrekt zu sein scheint".[74] Auch manche Verfasser von Rechenbüchern hoben dies hervor; zwei Rechenbücher von 1661 und 1676 betonten „die Aktualität ihrer Aufgaben und Beispiele", wie sie im Kaufmannshandel jetzt am gebräuchlichsten seien.[75] In den gut untersuchten Rechenbüchern in niederdeutscher Sprache wurden die Beispiele gelegentlich anhand der lokalen Gegebenheiten des Verfassers konkretisiert, Waren und Orte variierten abhängig von dem Wohnort des Verfassers.[76] Die Anzahl der Konkretisierungen liegt jedoch unterhalb derjenigen von Reinhard Velhagen.

Velhagen äußerte sich in seinem Rechenbuch nicht, inwieweit er lokale Spezifika berücksichtigt habe. Jedoch gibt es sehr deutliche Hinweise auf den Realitätsgehalt seines Rechenbuchs. Indirekt geht das allein schon aus der Existenz des dritten Teils seines Rechenbuchs hervor, was den Anspruch Velhagens aufzeigt, den angehenden Kaufmann in Handelspraktiken einzuweisen. Er besaß intensive Kontakte zu Bielefelder Kaufleuten, um die erforderlichen Informationen zu erhalten. Warum hätte er sich alternativ etwas ausdenken sollen? Wenn er Handelswaren und Orte benannte, dann war das für die genannten Städte typisch. Relativ häufig benutzte er in seinen Aufgaben das Ausfuhrgut Leinwand. Wenn Bielefelder in seinen Aufgaben

spekuliert.

73 Starke, Rekensboeck (wie Anm. 2), S. 12 f.

74 Hoock, Theorie und Praxis (wie Anm. 4), S. 113.

75 Starke, Rekensboeck, S. 53.

76 Ebd., S. 106 f.

oder Beispielen vorkommen, lassen sich in den meisten Fällen Handel und/oder Beziehungen zu den entsprechenden Städten nachweisen.

In drei Fällen wird es dann aber völlig eindeutig. In aller Regel anonymisierte Velhagen im dritten Teil seines Rechenbuchs die Namen der Händler, in dem er zwar einen Vornamen angab, aber den Nachnamen durch ein „N" ersetzte. Drei Mal hat er das aber anscheinend vergessen. In zwei Fällen sind diese Personen in den jeweiligen Städten als Leinenhändler nachweisbar: Jost Sivers in Lübeck von 1630 bis 1636 als Leinwandkramer[77], Berend Holzhausen als Leinwandhändler in Friedberg/Wetterau, gestorben 1641 oder kurz zuvor.[78] Der dritte nicht anonymisierte Kaufmann, Adrian Brassen in Köln, lässt sich nicht eindeutig identifizieren.[79] Aus der zeitlichen Einordnung der beiden Handelspartner folgt auch unmittelbar, dass aus Bielefeld bereits vor 1640 nennenswert mit Leinen gehandelt wurde.

Auch der Verkauf von Malz an einen Otto N. aus Gütersloh ist offenbar realistisch. Der Vorname Otto war damals überaus häufig in Gütersloh. 1648 tragen in einer Liste des Viehbestands in Dorf und Kirchspiel Gütersloh von 140 Personen 18 den Vornamen Otto, also fast jeder siebte; drei davon sind als Händler nachweisbar.[80] Auch das Handelsgut war typisch, Gütersloh war um diese Zeit eine Hochburg der Brauer.[81]

Verbunden mit weiteren Informationen ergeben sich erste Ansätze zu einer Handelsgeographie aus Bielefelder Sicht, in der sich „ein Raum des Handels als ein System von Plätzen mit einigen ihrer typischen Produkte und ihren

77 Velhagen, Arithmetica (wie Anm. 7), Teil 3, S. 7; Archiv der Hansestadt Lübeck, Personenkartei 1300–1850 (mit Quellenbelegen).

78 Velhagen, Arithmetica (wie Anm. 7), Teil 3, S. 9; Brigitte Zuckerstätter, Ortsfamilienbuch Friedberg, http://ofb.genealogy.net/famreport.php?ofb=friedberg&ID=I819&nachname=HOLTZHAUSEN&modus=&lang=de (04.04.2015).

79 Velhagen, Arithmetica (wie Anm. 7), Teil 3, S. 34. Er könnte mit einem Adrian Brießig (Breisig) identisch sein, der 1641 in Köln einbürgerte; vgl. Hugo Stehkämper, Gerd Müller (Bearb.), Kölner Neubürger 1356–1798, Bd. 1. Neubürger 1641–1699, Köln 1975 (Mitteilungen aus dem Stadtarchiv von Köln, Bd. 62), S. 14 Nr. 470: 18.11.1641).

80 Fürstl. Archiv Rheda, Bestand Kloster Herzebrock, Akte H13, Viehbestand Dorf und Kirchspiel Gütersloh 1648. Drei der genannten Personen zahlten den sogenannten Kaufgoldgulden (Fürstl. Archiv Rheda, Bestand Rheda VII, Akte 1297 und 1298).

81 Erich Pott, Werden und Wachsen, Gütersloh 1984, S. 34; Wolfgang Schindler, Händler, Bierzapfer, Brauer, Bäcker und Schlachter. Zur Erwerbsstruktur Gütersloh in der 2. Hälfte des 17. Jahrhundert, in: Gütersloher Beiträge zur Heimat- und Landeskunde, Nr. 68/69, Gütersloh Juni 2001, S. 1751–1759.

Münzen, Maßen und Gewichten"[82] zeigt. Im Folgenden ist keine vollständige Erfassung des Bielefelder Handels um 1650 herum intendiert, sondern eine Auswertung des Velhagenschen Rechenbuchs und ein Abgleich zwischen dem Rechenbuch und den quellenseitig nachweisbaren Handelsaktivitäten. Dabei werden nicht nur Handelsbeziehungen zwischen Bielefeld und den jeweiligen Städten herangezogen, sondern auch Auswanderungen aus Bielefeld gebürtiger Kaufleute in die jeweiligen Städte, da in der Frühen Neuzeit häufig Beziehungen der Ausgewanderten zu ihrem Heimatort bestanden.[83] So ließ z.B. der aus Bielefeld gebürtige Bremer Kaufmann Johann Albrecht Burggraffe um 1680 auf dem Haus des Bielefelder Kaufmanns Gerhard Johann Schlüter zwei Hypotheken von zusammen 119 Talern eintragen, vermutlich aus Handelsgeschäften resultierend.[84]

Handelsgeographie

Welche Orte und welche Handelsware werden in Velhagens Rechenbuch mit Bezug zu Bielefeld erwähnt? In elf Fällen geht es um Einkäufe durch Bielefelder Kaufleute (Tabelle 1), in dreizehn Fällen um Verkäufe (Tabelle 2).

Beim Einkauf handelt es sich um unterschiedliche Orte und Waren. Mit Laken (Wolltuche) und Barchent[85] sind zunächst drei Mal Textilprodukte zu nennen, die in Hamburg und Augsburg beschafft wurden. Ebenfalls drei Mal handelt es sich um Wein und/oder Branntwein. Wein wurde in Frankfurt/Main und Köln erworben, Branntwein in Frankfurt/Main. Mit dem Einkauf rigaischen Leinsamens in Lübeck und von Leinen in Heepen sind wir dann im Bereich des Leinenhandels. Der einzige bekannte Leinsamen *T*

82 Starke, Rekensboeck (wie Anm. 2), S. 107.

83 Vielfältige Beispiele dazu z.B. bei Wilfried Reininghaus, Die Stadt Iserlohn und ihre Kaufleute (1700–1815), Dortmund 1995; Margrit Schulte Beerbühl, Deutsche Kaufleute in London, München 2007; Klaus Weber, Deutsche Kaufleute im Atlantikhandel 1680–1830, München 2004.

84 StadtA Bi, Bestand 300,5/Handgebundene Bände, Lagerbuch Bielefeld Obernstr., 1682 ff., Abschrift, Original im LA NRW W, Minden-Ravensberg, Regierung, Nr. 809, S. 27 f. Zur Auswanderung Burggraffes s. Ruth Prange, Die bremische Kaufmannschaft des 16. und 17. Jahrhunderts in sozialgeschichtlicher Betrachtung, Bremen 1963, S. 218.

85 Mischgewebe aus Baumwoll-Schuss auf Leinen-Kette.

Tabelle 1: Einkäufe durch Bielefelder Kaufleute

Käufer	Verkäufer	Handelsort	Ware	Betrag (in Talern[86])	Quelle
Bielefeld	Amsterdam	Amsterdam	„Sack von Neglein"[87]	399	Teil 2, S. 205
Bielefeld	Augsburg	Augsburg	Parchet (Barchent)	110	Teil 2, S. 200
Bielefeld	Danzig	Danzig	Roggen	1449	Teil 2, S. 200
Bielefeld	Frankfurt a.M.	Frankfurt a.M.	Straßburger Branntwein	256	Teil 3, S.17 f.
Bielefeld	Frankfurt a.M.	Frankfurt a.M.	Wein u. Branntwein	1000	Teil 2, S. 75
Bielefeld	Hamburg	Hamburg	feine Laken	369	Teil 2, S. 202
Bielefeld	Engländer in Hamburg	Hamburg Hamburg	englische u. spanische Laken	1678	Teil 3, S. 13
Bielefeld	Hanau	Hanau	Tabak und Kaufmannsgut	49	Teil 3, S. 15
Bielefeld	Heepen	fehlt	Leinwand	72	Teil 3, S. 6
Bielefeld	Köln	Bielefeld	Wein	171	Teil 3, S. 5
Bielefeld	Lübeck	Lübeck	rigaischer Leinsamen	432	Teil 3, S. 11

verkauf im 17. Jahrhundert bezieht sich ebenfalls auf rigaischen.[88] Wenn Potthoff konstatierte, dass in Ravensberg vorwiegend der windauische oder seeländische Leinsamen angebaut und über Bremer Kaufleute importiert wurde[89], scheint das für das 17. Jahrhundert nicht zuzutreffen.

Bemerkenswert sind generell die weitreichenden Handelsbeziehungen bis nach Amsterdam, Augsburg und Danzig. Die Kombinationen von Produkten und Orten sind durchaus zeittypisch, so z.B. Danzig mit Getreide, Hamburg mit Laken, Hanau mit Tabak.[90] In den meisten Fällen wurde die Ware von den Bielefeldern vor Ort erworben, die Bielefelder Kaufleute resp.

86 Gerundet auf ganze Taler.

87 Wohl Gewürznelken.

88 StadtA Bi, Bestand 300,5/Handgebundene Bände, Nr. 81, Wolf Ernst Alemann, Collectanea Ravenbergensia, 1688–1725, Bd. 5, S. 529–532: 1688.

89 Potthoff, Leinengewerbe (wie Anm. 5), S. 31–33.

90 Zu Danzig s. Elisabeth Harder-Gersdorff, Lübeck, Danzig und Riga; ein Beitrag zur Frage der Handelskonjunktur im Ostseeraum am Ende des 17. Jahrhunderts, in: Hansische Geschichtsblätter, Bd. 96, 1978, S. 106–138, hier S. 110; zu Hanau s. Karl Friedrich Wernet, Wettbewerbs- und Absatzverhältnisse des Handwerks in historischer Sicht, Band 1, Berlin 1967, S. 323; zu Hamburg Wolf-Rüdiger Baumann, The Merchant Adventurers and the Continental Cloth Trade 1560–1620, Berlin, New York 1990.

Tabelle 2: Verkäufe durch Bielefelder Kaufleute

Käufer	Verkäufer	Handelsort	Ware	Betrag (in Talern)	Quelle
Bielefeld	Bielefeld	Bielefeld	Wachs	106	Teil 3, S. 13
Frankfurt/M.	Bielefeld	Bielefeld	Leinwand	70	Teil 3, S. 7
Frankfurt/M.	Bielefeld	Bielefeld	Leinwand	446	Teil 3, S. 18-19
(Frankfurt/M.)	Bielefeld	Frankfurt/M.	Leinwand	252	Teil 3, S. 17-18
Frankfurt/M.	Bielefeld	per Brief	Leinwand	fehlt	Teil 3, S. 44-45
Frankfurt/M.	Bielefeld	fehlt	Leinwand	272	Teil 2, S. 173
(Frankfurt/M.)	Bielefeld	Bielefeld	Speck	691	Teil 2, S. 202-203
Friedberg/ Wetterau	Bielefeld	Bielefeld	Leinwand	391	Teil 3, S. 9
Gießen	Bielefeld	Gießen	Leinwand	124	Teil 3, S. 39
Gütersloh	Bielefeld	Bielefeld	Malz	60	Teil 3, S. 9
Hanau	Bielefeld	Bielefeld	Speck	49	Teil 3, S. 15
Lübeck	Bielefeld	Lübeck	Leinwand	548	Teil 3, S. 7
Minden	Bielefeld	Bielefeld	rhein. Branntwein	78	Teil 3, S. 11

ihre Handelsdiener waren also viel unterwegs. Auch das lässt sich an konkreten Beispielen erhärten. Der aus Winningen an der Mosel gebürtige 16-jährige Peter Hoffbauer begegnete 1641 dem Bielefelder Kaufmann Johann Becker, als der auf Reisen war. Becker engagierte den jungen Mann als Handlungsdiener und gab ihm elf Jahre später seine Tochter zur Frau. In Hoffbauers Leichenpredigt heißt es später, er sei in seinen „privat-Sachen ein geübeter Mann gewesen, und der zumahlen in seinen Jungen und Mitteljahren sich in und ausser Hauses in der Nähe und ferne nichts verdriessen lassen".[91]

Beim Verkauf dominierte die Leinwand mit zwei Dritteln deutlich. Als einziges Exportgut neben Leinen wird von Velhagen noch Speck hervorgehoben, der immerhin zwei Mal genannt wird. Weiträumiger Speckhandel lässt sich um 1650 sonst nicht nachweisen, ist aber anzunehmen. Noch 1767 wird in Ludovicis Kaufmanns-Lexikon erwähnt, dass „von Bilefelt aus die bekannten westphälischen Schinken und Würste nach Berlin und andern Orten versendet" werden, und der Stadtdirektor Consbruch stellte 1787 fest, dass „der Handel mit Schinken ... hier von je her sehr beträchtlich

91 Leichenpredigt auf Johann Peter Hoffbaur, Bielefeld (1707), von Johann Christoph Depenbrock, im Kommunalarchiv Minden, Nr. 6943/17.

gewesen".[92] Der Verkauf von Branntwein und wohl auch Malz wird als Zwischenhandel anzusehen sein. Das gänzliche Fehlen von Garn als Handelsgut, das im 16. Jahrhundert noch eine bedeutende Rolle in Bielefeld[93] und bis ins 19. Jahrhundert in der Grafschaft Ravensberg gespielt hat, zeigt deutlich, dass die Bielefelder Kaufleute sich bereits in der Mitte des 17. Jahrhunderts auf den Handel mit Leinen spezialisiert hatten.

Mehrheitlich erfolgte der Verkauf in Bielefeld. Die Verkäufe erfolgten in knapp der Hälfte der Fälle an Frankfurter Kaufleute. In einzelnen Formulierungen ist nur der Handelsort Frankfurt klar zu erkennen, dann könnten Verkäufe auf der Messe gemeint sein. In diesen Fällen ist der Verkäufer in obiger Tabelle in Klammern gesetzt. Zu einem Viertel geht es um Verkäufe an hessische Kaufleute. Erstaunlicherweise wird nur einmal Leinwand in eine der großen norddeutschen Seehandelsstädte verkauft.

Die in den Beispielen und Musterbriefen genannten Verkaufssummen scheinen realistisch zu sein. Die im Folgenden erwähnten wenigen überlieferten Fernhandelsgeschäfte des 17. Jahrhunderts passen dazu. Die Beträge sind häufig erheblich, dafür hätte man in Bielefeld im oberen Drittel liegende Häuser erwerben können.

Darüber hinaus kommt in dem gesamten Rechenbuch eine Vielzahl weiterer Orte vor, bei denen der zweite Ort nicht genannt wird. Besonders relevant sind sicherlich die Orte in Teil 3, der ja explizit Handelskenntnisse vermitteln wollte. Genannt werden hier Braunschweig, Bremen, Hildesheim, Kassel, Lippstadt, Münster, Warendorf und Würzburg. Mit Ausnahme von Würzburg, wo es um Wein und Branntwein geht, werden dabei keine Handelswaren erwähnt.

Velhagen berücksichtigte die Handelbeziehungen in und im Umkreis von Bielefeld kaum. Das ist aber durchaus folgerichtig, da die Beispiele Velhagens sich auf den Handel en gros beziehen, nicht aber den Detailhandel, der die Masse des Handels in und um Bielefeld ausmachte.

Welche Handelskontakte zu von Velhagen aufgeführten Städten sind nun überliefert? Beginnen wir mit Frankfurt/Main. Die Frankfurter Messe

92 Carl Günther Ludovici, Eröffnete Akademie der Kaufleute, oder vollständiges Kaufmanns-Lexicon, Bd. 1, Leipzig 1767 (http://bsb3.bsb.lrz.de/~db/1029/bsb10291315/images/index.html?id=10291315, abgerufen 3.5.2015), S. 1723 f.; Wilbrand, Veröffentlichungen aus dem Archiv der Stadt Bielefeld (wie Anm. 69), S. 47.

93 Potthoff, Leinengewerbe (wie Anm. 5), S. 27 f.

hat bereits im Mittelalter große Bedeutung gehabt, Bielefeld wird bereits 1435 im Zusammenhang mit der Messe erwähnt.[94] In der Mitte des 17. Jahrhunderts waren Frankfurt und Leipzig die großen deutschen Messen, zu denen tausende Kaufleute in die Städte strömten. Messeaussteller sind aber erst ab dem Ende des 18. Jahrhunderts vollständig nachweisbar, Messeeinkäufer werden generell nur zufällig überliefert. Für die Mitte des 17. Jahrhunderts muss man sich mit einigen Zufallsfunden behelfen. Der Bielefelder Johann Barrentrup sollte 1601 einem anderen Bielefelder Bürger Branntwein aus Frankfurt mitbringen.[95] Der Bielefelder Kramer und Zwölfherr Bartold Hornemann brachte den Oerlinghausener Kramern Branntwein von der Herbstmesse 1614 mit.[96] Der Bielefelder Kaufmann Johann Schreve war 1637 auf der Ostermesse in Frankfurt, wo er für seinen Mitbürger Jobst Velhagen für 200 Taler bürgte.[97] Ab dem Ende des 17. Jahrhunderts sind regelmäßige Messebesuche Bielefelder Kaufleute nachweisbar. Dieser Befund passt völlig zu der überragenden Bedeutung Frankfurts als Handelsplatz für drei Lemgoer Kaufleute in der zweiten Hälfte des 16. und der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts.[98] Auch sie kauften in beachtlichem Umfang Branntwein in Frankfurt ein.

Hamburg war im 17. Jahrhundert die bedeutendste deutsche Handelsstadt. Handelskontakte zwischen Bielefeld und Hamburg sind ab dem Anfang des 17. Jahrhunderts mehrfach belegt, einige Beispiele mögen das illustrieren. 1609 und 1610 verschuldete sich der Bielefelder Kaufmann Bartold Vinne bei einem Hamburger Kaufmann für erworbene englische Tücher über insgesamt 705 Reichstaler.[99] Der Bielefelder Hermann Rhode betätigte sich als Kornhändler in großem Stil und dürfte viel gereist sein, so hielt er sich z.B. im Sommer 1629 in Hamburg auf.[100] Ein Bruder des Bielefelder Kaufmanns und Ratsherrn Johann Schlüter war Pfarrer an der Hamburger

94 Michael Rothmann, Die Frankfurter Messen im Mittelalter, Stuttgart 1995, S. 152.

95 StadtA Bi, Bestand 300,5/Handgebundene Bände, Nr. 84, Bl. 6.

96 LA NRW OWL, L83A, 4H67, Bl. 1V/R.

97 Institut für Stadtgeschichte Frankfurt / Main, Juden wider Fremde, 1.133.

98 Friedrich-Wilhelm Hemann, Handlungsbücher westfälischer Kaufleute aus dem 16. und 17. Jahrhundert, in: Jochen Hoock, Wilfried Reininghaus (Hg.), Kaufleute in Europa, Dortmund 1997, S. 35–50.

99 LA NRW OWL, L84 V 34, Bl. 48 V/R 16.2.1610, 50V/R: 1.9.1609, 52–57V: 25.11.1611.

100 Ebd., L83A 4R2, 6.8.1629: Hermann Rhode an Hofgericht.

Hauptkirche St. Jacobi.[101] Johann Schlüters Sohn Caspar Schlüter, wie sein Vater Kaufmann und Ratsherr, lieh der Stadt Hamburg im Jahr 1673 den hohen Betrag von 2000 Reichstalern – nur ein Bielefelder Haus war wertvoller.[102] In den Bielefelder Lagerbüchern aus den 1680er Jahren sind mehrere Hypotheken von Hamburgern verzeichnet, die wohl nur über Handelskontakte zu erklären sind.[103]

Handelsbeziehungen mit Lübeck sind um diese Zeit nicht nachweisbar, aber sicherlich gegeben, mindestens mit dem zuvor genannten Jost Sivert. Ab dem Anfang des 17. Jahrhunderts lassen sich zahlreiche Bielefelder als Kaufleute in Lübeck nieder, zwischen 1608 und 1664 allein vier.[104] Darunter war auch mit dem Leinwandkramer Johann Schlüter ein Bruder des zuvor genannten Ratsherrn Caspar; die Familie Schlüter verfügte also über Beziehungen sowohl nach Hamburg als auch nach Lübeck.

Der Bielefelder Kaufmann Ludolf Mentze geriet in den 1680er Jahren in wirtschaftliche Schwierigkeiten, in deren Folge mehrere Hypotheken auswärtiger Kaufleute auf sein Wohnhaus eingetragen wurden, eine davon 1687 über 330 Taler auf den Augsburger Balthasar Schmerheim.[105]

Handelsbeziehungen zwischen Gütersloh und Bielefeld werden u.a. durch die Teilnahme von Bielefelder Kaufleuten am Gütersloher Jahrmarkt belegt, was in einer 1687 verfassten „Kurtze[n] Beschreibung der Herrschaft

101 Eduard Schlüter, Stammfolge Schlüter, in: Deutsches Geschlechterbuch Bd. 18, Görlitz 1910, S. 362–387, hier S. 364; Peter Florenz Weddigen, Historisch-geographisch-statistische Beschreibung der Grafschaft Ravensberg in Westphalen, 1790, Teil 1, S. 192 f.

102 Staatsarchiv Hamburg, Urkunden, Befristete Kammerbriefe, 25.6.1673.

103 StadtA Bielefeld, Bestand 300,5/Handgebundene Bände, Lagerbuch Bielefeld Niedernstr., 1682 ff., Abschrift, Original im LA NRW W, Regierung Minden-Ravensberg, Nr. 810, StadtA Bielefeld, Bestand 300,5/Handgebundene Bände, Lagerbuch Bielefeld Obernstr., 1682 ff., Abschrift, Original im LA NRW W, Regierung Minden-Ravensberg, Nr. 809.

104 Anton Fahne, (Hrsg.), Jacob von Melle, Die Westphalen in Lübeck. Köln 1855, S. 143 f. (Christoffer Strohm, Hinrich Saurmann); Leichenpredigt auf Sabine Schlüter, Bielefeld 1682, von Johann Christoph Engelbrecht, im Kommunalarchiv Minden, Nr. 6943/9 (Johann Schlüter); Archiv der Hansestadt Lübeck, Personenkartei 1300–1850 (mit Quellenbelegen); Gustav Engel (Bearb.), Spenderliste und Bautagebuch für den Bau des Bielefelder Gymnasiums i.J. 1608, in: 60. JBHVR 1958, S. 93–155, hier S. 100 (Henrich Ladenberg).

105 Lagerbuch Bielefeld Obernstr. (wie Anm 103), S. 17.

Rheda" überliefert wird.[106] Wohl 1664 besuchte Johann Hermann Velhagen, vermutlich ein Kaufmann, den Jahrmarkt.[107]

Handelskontakte mit Köln sind, wenn man Kölns Größe und wirtschaftliche Stärke bedenkt, nur sehr begrenzt nachweisbar. 1639 kaufte das Kölner Bombasinenamt ungebleichtes Garn in Bielefeld.[108]Kontakte zu den im Zusammenhang mit Bielefeld genannten Städten Danzig, Gießen und Hanau sind um diese Zeit nicht nachzuweisen. Nach Danzig sind aber immerhin vier Bielefelder in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts als Kaufleute eingewandert.[109] Grundsätzlich sind diese drei Städte als realistisch anzusehen, zumal es sich bei den jeweiligen Handelsgütern meistens um typische Produkte handelt und zum hessischen Raum auch sonst Handelsbeziehungen nachzuweisen sind.[110]

In anderen Quellen sind ohne direkten Bezug auf Bielefeld einzelne Kontakte noch mit anderen Städte nachzuweisen. Das soll nur an einigen Fällen gezeigt werden. Am Ende des 16. Jahrhunderts ist der regelmäßige Besuch des Kasseler Marktes durch Bielefelder Kürschner, Schuhmacher, Gerber und Kramer belegt.[111] 1637 bürgerten die gebürtigen Bielefelder Adolf Siekermann und Peter Suverdinck als „Bremerhändler" in Kassel ein.[112] Bremerhändler führten Stockfisch, Hering und Schollen ein, betrieben also Fernhandel mit speziellen Hökerwaren.[113] Bartold Hornemann, wohl ein

106 Pott, Werden und Wachsen (wie Anm. 81), S. 34.

107 GStA Preuß. Kulturbesitz Berlin-Dahlem, Rep 34 Nr. 24/17 (Altsignatur), undatiertes Schreiben des Johann Hermann Velhagen, Anfang 1665.

108 Susanna Gramulla, Wirtschaftsgeschichte Kölns im 17. Jahrhundert, in: Hermann Kellenbenz (Hg.), Zwei Jahrtausende Kölner Wirtschaft, Bd. 1, Köln 1975, S. 429–518, hier S. 447.

109 Hedwig Penners-Ellwart, Die Danziger Bürgerschaft nach Herkunft und Beruf 1536–1709, Marburg 1954, S. 366.

110 Zu Kassel s. weiter unten, zu Friedberg weiter oben, dort wanderte auch 1678 der Bielefelder Dietrich Fockelmann als Leinenhändler ein. Darüber hinaus ist noch Handel mit Hersfeld nachzuweisen (Johann Nikolaus Hertius, Johann Jeremias Hertius (Hg.), Consiliorum et Responsorum tomus secundus, Frankfurt/M. 1730, S. 762 f.).

111 LA NRW W, RKG F 511, insbesondere Bd. 2 Bl. 277R, 285R–286R, 289V.

112 Franz Gundlach, Das Casseler Bürgerbuch 1520–1699, Kassel 1895, S. 56: 1637.

113 Edith Schlieper, Nahrungsmittel und Ernährung im alten Kassel (1585–1632), in: Zeitschrift des Vereins für hessische Geschichte und Landeskunde, Bd. 79, Jg. 1968, Kassel 1969, S. 55–76, hier S. 57–59.

Sohn des zuvor genannten Messebesuchers von 1614 und vermutlich ebenfalls Kramer, wurde zuerst Bürger in Hildesheim und erwarb 1634 dann das Bürgerrecht in Hannover.[114] Der 1640 geborene Zwölfherr Joachim Bischoff betrieb überaus erfolgreichen Handel im Braunschweiger Land. In der Leichenpredigt auf ihn wurde ihm ein fähiger Verstand attestiert, Gottes reicher Segen habe auf seinem Handel gelegen, den er primär in und mit dem Land Braunschweig betrieben habe.[115] Auch nach Warendorf lassen sich Beziehungen nachweisen. 1645 bürgerte der gebürtige Bielefelder Jost Hellersiek in Warendorf ein und trat dem Krameramt bei, wo er bald darauf Scheffer wurde. Eine Stieftochter von ihm heiratete wiederum einen Bielefelder, wohl einen Kaufmann.[116] In den 1650er Jahren ließen Bielefelder Kaufleute Leinen in Warendorf bleichen.[117] Weniger Handelsbeziehungen als persönliche Beziehungen zeigen sich zu Lippstadt. 1654 trat ein Bielefelder bei einem Lippstädter Kramer in die Lehre ein.[118] Der Bielefelder Kaufmann Nicolaus Becker heiratete 1661 Eva Epping, eine Tochter des Lippstädter Kaufmanns und Bürgermeisters Dietrich Epping.[119]

Kurz noch zu den wenigen Beispielaufgaben in Hesses Rechenbuch, die mit Bielefeld zu tun haben. Alle Fälle beziehen sich auf Amsterdam oder Hamburg. Es werden zwei große Käufe eines Bielefelder Kaufmanns in Höhe von 1515 resp. 1520 Taler erwähnt. Als angekaufte Waren sind Indi-

114 Joachim Studtmann, Die Neubürger und Brauer der Altstadt Hannover 1549/50–1699, Marktschellenberg 1941, S. 233: 13.8.1634.

115 Leichenpredigt auf Joachim Bischoff, Bielefeld 1685, von Johann Christoph Engelbrecht, im Kommunalarchiv Minden, Nr. 6943/10.

116 Jeweils ohne Herkunftsangabe in Franz-Julius Niesert, Das Bürgerbuch der Stadt Warendorf 1542–1848, Warendorf 1952, S. 114 Nr. 2015, und Clemens Steinbicker, Krameramtsverwandte zu Warendorf, in: Beiträge zur Westfälischen Familienforschung, Münster 1963, S. 127–133, hier S. 130 Nr. 74. Beziehungen zu Bielefeld gemäß Siegfried Schmieder (Bearb.), Die Ratsprotokolle und Kämmereirechnungen der Stadt Warendorf. Bd. 5: 1666–1684, Warendorf 1998, S. 82, 96. Vmtl. Sohn des Bielefelder Kramers und Ratsherrn Johann Hellersiek.

117 Wilfried Reininghaus, Warendorfs Wirtschaft vor 1806, in: Paul Leidinger (Hg.), Geschichte der Stadt Warendorf, Bd. 1, Warendorf 2000, S. 567–602, hier S. 584

118 Hartwig Walberg, Das Krameramt, in ders. (Hg.), Quellen zur Zunftgeschichte Lippstadts in der frühen Neuzeit, Lippstadt 1993, S. 5–152, hier S. 99: 25.1.1654.

119 Leichenpredigt auf Dietrich Epping, Bielefeld 1689, von Johan Kleinschmidt, in der Staatsbibliothek Berlin, Ee 710-246, Nr. 26.

go, Feigen, Rosinen, Korinthen und Muskatnüsse in Amsterdam und Zukker in Hamburg angegeben.[120]

Handelsorganisation

Doppelte Buchhaltung hatte sich um diese Zeit in Westfalen noch nicht durchgesetzt. Der Aufwand dafür war äußerst hoch. Zeitlich lässt sich der Übergang zur doppelten Buchhaltung wegen der geringen Zahl von erhaltenen Handelsbüchern vor 1800 nicht näher ausmachen.[121] Aus Bielefeld sind die ersten Handelsbücher erst aus dem Ende des 18. Jahrhunderts überliefert.[122] In Nordostwestfalen sind bisher nur einige Handelsbücher von Lemgoer Kaufleuten aus dem 16./17. Jahrhundert und das 1671 einsetzende Handelsbuch des Borgholzhausener Kaufmanns Hermann Thorbecke bekannt geworden.[123]

In zahlreichen lippischen Prozessen des 17. Jahrhunderts werden immer wieder Handelsbücher Bielefelder Kaufleute erwähnt und Extrakte daraus wiedergegeben. Ein ausführlicher Extrakt aus dem Jahr 1675 ist von dem Kaufmann und Ratsherrn Jobst Bunte vorhanden, wobei es sich abweichend von dem Vorschlag Velhagens um ein Personenkonto handelt.[124] Genauso sehen auch die meist kürzeren anderen Extrakte aus. Man kann aus diesen Exzerpten natürlich nicht entnehmen, dass diese Art von Rechnungsbüchern die einzigen waren, auch der Lemgoer Kaufmann Johann Rottmann führte mehrere unterschiedliche Typen von Handelsbüchern parallel. Eines von diesen Handelsbüchern, begonnen 1638, entspricht exakt dem von Velhagen beschriebenen Schema.[125]

120 Hesse, Arithmetischer Schlüssel (wie Anm. 11), S. 386, 394, 443 f., 446 f.

121 Allgemein zur Entwicklung von Handelsbüchern, auch in Westfalen, s. Wilfried Reininghaus, Die Stadt Iserlohn und ihre Kaufleute (1700–1815), Dortmund 1995, S. 342–346. Auch die Lemgoer Handelsbücher des 16./17. Jahrhunderts sind weit von doppelter Buchführung entfernt (Hemann, Handlungsbücher, wie Anm. 98).

122 S. Hans Schmidt, Vom Leinen zur Seide: die Geschichte der Firma C. A. Delius & Söhne und ihrer Vorgängerinnen und das Wirken ihrer Inhaber für die Entwicklung Bielefelds; 1722–1925, Lemgo 1926.

123 Zu den Lemgoer Handlungsbüchern s. Hemann, Handlungsbücher (wie Anm. 98), S. 7, 11.

124 LA NRW OWL, L84 I, H51, Bl. 20 f., 36V–37R, 45V.

125 Hemann, Handlungsbücher (wie Anm. 98), S. 47.

In Bielefeld wurde die erste Bank zum Ende des 18. Jahrhunderts gegründet. Nur in wenigen Städten Deutschlands gab es 1665 Banken, auf die Wechsel gezogen werden konnten. Im Rechenbuch sind die diversen Muster von Wechselbriefen einmal auf Hamburg, sonst auf Frankfurt bezogen, was völlig mit der damaligen führenden Rolle Frankfurts im deutschen Wechselverkehr und dem starken Bielefelder Handel mit Frankfurt zusammenpasst.[126] Die Bedeutung von Wechseln für Bielefeld zeigt sich in dem Beispiel Velhagens, in dem er die Bezahlung eines Kaufs zwischen zwei Bielefelder Kaufleuten per Wechsel auf die Frankfurter Messe verlegt.[127] Der bereits erwähnte Bielefelder Kaufmann Hermann Rhode ist der einzige, für den sich Zahlungen mittels Wechseln nachweisen lassen, nämlich 1649 und 1650; derjenige von 1650 war auf Hamburg gezogen.[128]

Eine wichtige Frage betrifft den Warentransport. Sofern man nicht Wasserwege benutzen konnte, war die häufigste Transportmethode der mit Pferden bespannte Fuhrkarren, meistens durch Fuhrleute im Lohnauftrag. Die später oft genutzten Gütersloher Fuhrleute hatten sich noch nicht etabliert[129], sie werden bei Velhagen auch nicht erwähnt. Warenverkehr zwischen Frankfurt und Bielefeld erfolgte durch Fuhrleute aus Frammersbach im Spessart, einer „Hochburg" der Fuhrleute.[130] Ferner wurde auf der gleichen Route ein Fuhrmann von Staufenberg (östlich Kassel) erwähnt, nach Hamburg ein Harburger Fuhrmann und ohne Angabe des Ziels noch ein Fuhrmann von Witzenhausen (ebenfalls östlich Kassel).[131] Verpackt wurde das Leinen in Fässern.[132]

126 Die Musterbriefe Velhagens s. Velhagen, Arithmetic (wie Anm. 7), Teil 3, S. 10–13, zum Wechselverkehr in Frankfurt s. Denzel, „La Practica della Cambiatura", S. 464, 469–471.

127 Velhagen, Arithmetica (wie Anm. 7), Teil 3, S. 12 f.

128 LA NRW OWL, L 84 R129, Bl. 6: 1: 1.1.1650, Bl. 15: 18.9.1649.

129 Erich Pott, Zur Geschichte des Gütersloher Fuhrwesens. Eine Dokumentation zur Geschichte unserer Stadt, in: Gütersloher Beiträge, September 1985, S. 113–132.

130 J. Strieder, Die Frachtfuhrleute von Frammersbach in Antwerpen, in: Festgabe für A. Seeliger, Leipzig 1920, S. 160–166. Bei Velhagen, Arithmetica (wie Anm. 7), Teil 3, S. 6.

131 Ebd., Teil 3, S. 37 f.; Stauffenberg, S. 38 f.; Harburg, S. 38 f.; Witzenhausen.

132 Ebd., Teil 3, S. 45–47.

Gehandelt wurde Leinwand in Stücken, jedes Stück besaß eine Länge von zehn Doppelellen, entsprechend knapp 12 Meter.[133] Diese Länge war noch am Ende des 18. Jahrhunderts für Bielefelder klare und dichte Leinwand üblich.[134] Velhagen differenzierte nur wenig zwischen verschiedenen Sorten von Leinwand. Er unterteilte die Leinwand in schmale, 6/4 breite und breite.[135] Bei der 6/4 breiten Leinwand handelt es sich um Leinwand mit einer Breite von 6/4 Ellen.[136] Einmal wird eine in 28 Gängen gewebte Leinwand erwähnt. Ein andermal fragt ein Frankfurter Händler in einem Musterbrief an: „Der Herr schicke mir was gutes, das weiß und fäst sey".[137] Weißes und festes Leinen, das ist bereits die Qualität, die später als Bielefelder Leinen berühmt war. In einem Gang wurden 40 Kettfäden verwoben. Die Anzahl der Gänge bestimmte also den Grad der Feinheit des Leinens. 28 Gänge waren nur wenig mehr als die üblichen 22 bis 23 Gänge bei grobem Leinen, deutlich weniger als die spätere dichte Bielefelder Leinwand mit 50 bis 70 Gängen.[138] Schon 1668 ist überliefert, dass in Bielefeld mehr mit feinem als grobem Leinen gehandelt wurde.[139] Hesses Rechenbuch liefert zwar keine größeren Erkenntnisse zum Bielefelder Handel, interessant ist jedoch die 50 Jahre später geänderte Klassifikation der Leinwand. Hesse unterschied typischerweise zwischen drei Sorten von Leinwand: grober, mittlerer („mittelmäßiger") und feiner, gelegentlich auch nach der Breite zwischen breiter und schmaler oder auch sechs Viertel breiter.[140] Er benutzte explizit den im 18. Jahrhundert gängigen Begriff der „Bielefeldisch Leinwand".[141] Die Preise schwankten qualitäts- und konjunkturabhängig erheblich.[142]

133 Alle Beispielaufgaben oder Musterbriefe in Velhagen, Arithmetica (wie Anm. 7), nennen als Zählgröße Stücke, soweit Mengen angegeben sind. Ebd., Teil 2, S. 319 f.

134 Flügel, Kaufleute (wie Anm. 5), S. 44.

135 Velhagen, Arithmetica (wie Anm. 7), Teil 3, S. 7, 9, 17 f., 44 f.

136 Wilbrand, Veröffentlichungen aus dem Archiv der Stadt Bielefeld (wie Anm. 69), S. 56.

137 Velhagen, Arithmetica (wie Anm. 7), Teil 3, S. 17 f., 44 f.

138 Flügel, Kaufleute (wie Anm. 5), S. 44–47; Potthoff, Leinenleggen (wie Anm. 5), S. 42.

139 Ebd., S. 41.

140 Hesse, Arithmetischer Schlüssel (wie Anm. 11), S. S. 65, 75, 84, 125, 234, 311 resp. S. 66 f., 71 f. resp. S. 64, 71 f..

141 Ebd., S. 366.

142 Consbruch spricht 1794 von „unendlicher Verschiedenheit" der Leinwand (Wilbrand, Veröffentlichungen aus dem Archiv der Stadt Bielefeld (wie Anm. 69), S. 56.

Fazit

Rechenbücher waren vom Ende des 15. Jahrhunderts an in Europa stark verbreitet. Diese praktischen Arithmetiken stellten eine Grundvoraussetzung für den wachsenden Handel dar, indem sie den angehenden Kaufleuten das erforderliche rechnerische Wissen vermittelten. Von den Rechenmeistern der größeren Städte wurden sie immer wieder auf überaus vielfältigen lokalen Verhältnissen der Währungen, Maße und Gewichte bezogen. Mit dem Bielefelder Rechenbuch von Reinhard Velhagen liegt ein ungewöhnliches Werk vor, das sich primär durch seine Kaufmannslehre, aber auch das ausgeprägte Lokalkolorit und den Praxisbezug von dem Großteil der üblichen praktischen Arithmetiken abhob.

Die Beispiele Velhagens passen ausgezeichnet mit dem wirklichen Leben zusammen, wie es sich in den überlieferten Quellen zeigt. Von daher sind auch die sonst unbestätigten Beispiele als glaubwürdige und typische, wenn auch nicht unbedingt repräsentative Abbildung der Wirklichkeit aufzufassen. Die Kombination der Angaben des Rechenbuchs und der aufgefundenen Quellen zeigt das Bild einer regen Handelstätigkeit Bielefelds innerhalb Deutschlands. Schwerpunkte des Bielefelder Fernhandels in der Mitte des 17. Jahrhunderts waren offenbar Frankfurt und etwas zurück Hamburg und der hessische Raum. Der Handel mit den Nachbarstädten hatte keinen nennenswerten Umfang. Wo die von auswärts beschafften Waren von den Bielefelder Kaufleuten abgesetzt wurden, lässt sich aus dem Rechenbuch nicht erkennen. Spätestens in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts bahnte sich der Aufstieg des Bielefelder Leinenhandels an, die Leinwand wurde bereits überregional vertrieben. 1665 war die Spezialisierung der Bielefelder Kaufleute auf Leinenwand als Exportgut bereits weitgehend ausgebildet.

Aus den vorliegenden Quellen lässt sich die Bedeutung der Rechenbücher für den Bielefelder Handel nicht unmittelbar erkennen. Waren die Rechenbücher eher ein Symptom der Entwicklung Bielefelds zu einer führenden Leinenhandelsstadt, oder haben sie die Entwicklung befruchtet und gefördert? Unzweifelhaft wurden die Rechenbücher nahezu eineinhalb Jahrhunderte von angehenden Kaufleuten während ihrer Ausbildung genutzt. Deshalb liegt es nahe, auch eine den Handel fördernde Wirkung anzunehmen. In einer Zeit, in der er sich in Bielefeld ausweitete, kam einer besseren Ausbildung der Kaufleute eine wachsende Bedeutung zu, um die großen Chancen auszunutzen und den erhöhten Risiken zu begegnen. Und das ist bekanntlich den Bielefelder Kaufleuten in hohem Maße geglückt.

Die „unvorgreiflichen Gedanken" des Hermann Adolf Meinders – Ein Ravensberger Jurist kommentiert das preußische Hexenprozess-Edikt von 1714

Von Nicolas Rügge

1. Zum Autor

Vor ziemlich genau 300 Jahren arbeitete Hermann Adolf Meinders, Gograf am Gogericht des Amtes Ravensberg zu Halle, wieder einmal an einer gelehrten Abhandlung. Seit er 1689 im Alter von 24 Jahren nach theologischen, juristischen und historischen Studien in die Heimat zurückgekehrt war, hatte er einen umfangreichen Band nach dem anderen verfasst, im Stil der Zeit Massen älterer Schriften kompilierend und kommentierend. Gleich am Anfang stand kein geringerer Stoff als die „erste selbständige Beschreibung und Geschichte der Grafschaft Ravensberg" auf 500 Manuskriptseiten, die sich durch verwendete Originalquellen auszeichnet und deren 1706 erschienene Umarbeitung als Beginn der ravensbergischen Landesgeschichtsschreibung gilt.[1] Die genaue Zahl der weiteren – zumeist ungedruckten und vielfach heute verschollenen – Schriften hat selbst Gustav Engel nicht ermitteln können, der sich am eingehendsten mit dem Autor und seinem schwer überschaubaren Werk beschäftigt hat.[2] Die „Bücher der Alten", in deren Studium die Bielefelder Zeitgenossen schon 1692 eine Lieblingsbeschäftigung des jungen Meinders erkannten, haben sein „Leben für Jahrzehnte geprägt".[3] Einige Bände aus seinem Besitz verwahrt noch heute die Bibliothek des Bielefelder Ratsgymnasiums.[4]

---

1 Gustav Engel, Geistiges Leben in Minden, Ravensberg und Herford während des 17. und 18. Jahrhunderts. Teil I: Die Geschichtsschreibung, in: 52. Jahresbericht des Historischen Vereins für die Grafschaft Ravensberg, 1938, S. 1–158, hier S. 58 u. 70 f.

2 Engel, Geistiges Leben (wie Anm. 1), S. 55–95.

3 Heinrich Rüthing, Gelehrte Bildung und Humor in Bielefeld. Eine Satire auf die Eliten der Stadt Bielefeld und der Grafschaft Ravensberg aus dem Jahr 1692, Bielefeld 2009, S. 51–53 (mit farbiger Reproduktion des bereits bei Engel, Geistiges Leben, wie Anm. 1, abgebildeten Porträts).

4 Ebd., S. 65/69, und freundl. Mitteilung von Herrn Dr. Johannes Altenberend.

Vorgezeichnet war dieses Interesse wohl durch Meinders' Herkunft aus einer „bedeutenden Familie, die aus der Geschichte der Grafschaft Ravensberg und der Stadt Bielefeld nicht wegzudenken ist".[5] Deren teils katholische, teils evangelische Angehörige stellten ab 1610 über Generationen den Landschreiber, der die Aufsicht über die Gerichte und Amtsverwaltungen führte.[6] Unter den wenigen Ämtern, deren Befugnisse sich auf die gesamte Grafschaft erstreckten, war es der „wichtigste Posten, der einem Bürgerlichen zugänglich war".[7] Hermann Adolfs Vater Dr. Conrad Meinders war bereits – wie später der Sohn – Gograf in Halle gewesen, seine große Verwandtschaft besetzte einen erheblichen Teil der öffentlichen Ämter in der Region, ein nobilitierter Vetter (Franz von Meinders, 1630–1695) lenkte sogar in Berlin als einflussreicher Geheimer Rat die außenpolitischen Geschäfte des Großen Kurfürsten.[8] So konnte Hermann Adolf, der als Heranwachsender dem Bielefelder Franziskanerkloster und dem Paderborner Jesuitenkolleg angehört und die erste geistliche Weihe erhalten hatte, dann aber im Verlauf seines Studiums zur lutherischen Konfession übergetreten war, nach dessen Abschluss den Grundstock seiner Quellenkenntnis in heimischen Archiven und Registraturen legen, „da er nicht nötig hatte, sich nach Amt und Brot umzusehen, vielmehr nur abzuwarten brauchte, daß für ihn ... eine ‚Bedienung' frei wurde".[9]

In gewissem Umfang brauchten angehende Juristen geschichtliche Orientierung, waren doch in dieser Zeit sowohl die Behördenorganisation als auch das materielle Recht von historisch gewachsenen Zuständen und Zu-

5 Ebd., S. 37.

6 Uwe Standera, Die Frau vom Wappenstein. Die Familie Meinders und die Erbauerin von Haus Brodhagen, Anna Clara Isfording, in: Bärbel Sunderbrink (Hg.), Der Schloßhof. Gutshof – Gasthaus – Jüdisches Lager, Bielefeld 2012, S. 38–61, hier S. 39 f.

7 Hermann Tümpel, Politische Geschichte, in: ders. (Hg.), Minden-Ravensberg unter der Herrschaft der Hohenzollern. Festschrift zur Erinnerung an die dreihundertjährige Zugehörigkeit der Grafschaft Ravensberg zum brandenburgisch-preußischen Staate, Bielefeld 1909, S. 1–88, hier S. 6.

8 Zur Genealogie: Bernhard Thümmel, Stammfolge Meinders, in: Deutsches Geschlechterbuch Bd. 82, S. 305–327 (vielfach überholt); Wolfgang Schindler, Die Vorfahren der Anna Katharina Delius geb. Meinders (1659–1719), in: Beiträge zur westfälischen Familienforschung 49, 1991, S. 155–200; Nicolas Rügge, Im Dienst von Stadt und Staat. Der Rat der Stadt Herford und die preußische Zentralverwaltung im 18. Jahrhundert, Göttingen 2000, S. 106 f.; Standera, Die Frau vom Wappenstein (wie Anm. 6).

9 Engel, Geistiges Leben (wie Anm. 1), S. 57.

fälligkeiten geprägt. Das galt nicht zuletzt für die Grafschaft Ravensberg, die um 1700, eine Generation nach der endgültigen Besitznahme durch Brandenburg, noch viele Freiheiten eines in die Gesamtherrschaft wenig eingebundenen Nebenlandes genoss.[10]

Dieser komfortable Zustand änderte sich jedoch massiv nach dem Regierungsantritt König Friedrich Wilhelms I. im Februar 1713. Als die Vertreter der Ravensberger Landstände beim feierlichen Huldigungsakt in Bielefeld ein Jahr darauf dem neuen Herrscher ein „Vivat" ausbrachten,[11] ahnten sie dessen Politik vielleicht schon voraus. Ohne Rücksicht auf überkommene Strukturen richtete der „Soldatenkönig" das ganze Land auf die Erfordernisse des enormen Militäretats aus. Anscheinend überflüssige Kosten wurden beseitigt und neue Einnahmequellen mit großer Findigkeit erschlossen – zu den ersten ‚Opfern' zählte der ausgedehnte Hofstaat des verstorbenen Vaters, zu den letzten die 1740 in eine Geldabgabe umgewandelten Dienstpflichten der ravensbergischen Sattelmeier.[12]

Seit dem Regierungsantritt weitete sich der Reformdruck in schneller Folge auf die gesamte innere Organisation aus. Im Herbst 1714 äußerte sich der König denn auch „entschlossen", seine Lande in Minden, Ravensberg, Tecklenburg und Lingen „mit einander zu combiniren und selbige unter eine gemeinsahme Regierung zu setzen", und forderte seine im wahrsten Sinne des Wortes betroffenen Amtsträger auf, Vorschläge zur vorteilhaftesten Umsetzung dieses Planes zu machen.[13]

10 Zuletzt festgehalten in der Politisch-ökonomischen Beschreibung der Grafschaft Ravensberg vom 28.4.1716, in: Acta Borussica. Denkmäler der Preußischen Staatsverwaltung im 18. Jahrhundert, hg. v. der Königlichen Akademie der Wissenschaften. Die Behördenorganisation und die allgemeine Staatsverwaltung Preußens im 18. Jahrhundert, Bd. 2, bearb. von Gustav Schmoller u.a., Berlin 1898, S. 355–362.

11 Nicolas Rügge, Herrscherlob und Bürgerstolz. Erbhuldigungen der Ravensberger Städte 1346 bis 1798, in: 88. Jahresbericht des Historischen Vereins für die Grafschaft Ravensberg, 2002/2003, S. 31–50, hier S. 41.

12 Gerhard Oestreich, Art. Friedrich Wilhelm I., König in Preußen, in: NDB Bd. 5 (1961), S. 540–545, hier S. 541; Roland Linde, Die ravensbergischen Sattelmeier. Eine frühneuzeitliche bäuerliche Dienstpflicht zwischen Sage und historischer Wirklichkeit, in: Historisches Jahrbuch für den Kreis Herford 2012, Bielefeld 2011, S. 152–175, hier S. 155.

13 Reskript vom 20.10.1714, in: Landesarchiv Nordrhein-Westfalen, Abt. Westfalen (im Folgenden: LA NRW MS), Grafschaft Ravensberg – Landstände Nr. 388, Bl. 1.

Hinter dem „Unbekandten", der es wagte, eine Reihe von historischen und praktischen Argumenten gegen das allerhöchste Projekt zu Papier zu bringen, verbarg sich kein anderer als Hermann Adolf Meinders.[14] Auf Bitte des Landdrosten von dem Bussche ergänzte er bis zum Weihnachtsfest 1714 eine historische Herleitung der ravensbergischen Justizverfassung unter besonderer Berücksichtigung der seit längerem ins Visier der ‚Verwaltungsmodernisierer' geratenen Gogerichte.[15] Die in Jöllenbeck tagende Ritterschaft formulierte eine kürzere Stellungnahme, die auf die „Bitte, es beym Alten zu lassen", hinauslief.[16] Anscheinend nur dieses Schreiben leitete der Landdrost an den König weiter und ließ dabei die eigene Besorgnis vorsichtig erkennen.[17]

Meinders glaubte wohl selbstbewusst auftreten zu dürfen, hatte ihn der König doch gerade erst zum Gografen befördert und zum Historiographen ernannt.[18] Unter den neuen Vorzeichen war der Aufstieg ins Spitzenamt des Gerichtes nicht mehr selbstverständlich gewesen: Friedrich Wilhelm wollte eigentlich von den drei ravensbergischen Gogerichten nur das Bielefelder belassen, nahm von diesem Plan aber Abstand, als man ihm die Einsparung als geringfügig darstellte.[19] Besonders gefährdet war ausgerechnet das Halle'sche Gericht gewesen, musste es doch gerade neu besetzt werden: Dessen Gograf Glandorff[20] sei gestern verstorben, teilten die Bielefelder Kollegen dem König am 13. August 1713 diensteifrig mit, und legten ihm nahe, den Haller

14 Konzept vom 31.10.1714, in: LA NRW MS, Grafschaft Ravensberg – Landstände Nr. 388, Bl. 42–55 (26 Punkte und neun Anlagen, hier anscheinend unvollständig erhalten).

15 „Ausführlicher Bericht wegen alter Verfassung undt Beschaffenheit des Justitienwesens in der Graffschafft Ravensberg ..." vom 24.12.1714, in: LA NRW MS, Grafschaft Ravensberg – Landstände Nr. 388, Bl. 60–78; die §§ 35 bis 38 wurden in Meinders' Handschrift etwas später ergänzt (ebd., Bl. 79–82).

16 Bericht vom 8.1.1715, in: LA NRW MS, Grafschaft Ravensberg – Landstände Nr. 388, Bl. 98–100, zit. 98.

17 Bericht vom 10.1.1715, in: LA NRW MS, Grafschaft Ravensberg – Landstände Nr. 388, Bl. 124–126.

18 Nach Engel, Geistiges Leben (wie Anm. 1), S. 82, geschah die Ernennung im Jahr 1714. Im Titel der hier vorgestellten Schrift bezeichnet sich der Autor als Königlicher Rat.

19 Karl Spannagel, Minden und Ravensberg unter brandenburgisch-preußischer Herrschaft von 1648 bis 1719, Hannover 1894, S. 149 f.

20 Rudolf Itel (von) Glandorf(f) (1638–1713), auch Amtskammerrat der Grafschaft Ravensberg, Besitzer des Glandorfschen Hofes in Bielefeld, Ritterstr. 47 (Karl Adolf von der Horst, Die Rittersitze der Grafschaft Ravensberg und des Fürstentums Minden [1894/98], ND Osnabrück 1979, Bd. 1, S. 45).

Bezirk ihrem Sprengel zuzuschlagen. Glandorff habe ohnehin in Bielefeld gelebt (was die Justizpflege nicht gerade zu beschleunigen schien), und die „criminellen Gefangenen" könnten auf dem Sparenberg „besser verwahret werden" als im Amtshaus zum Ravensberg, von wo sie „zum öfftern ärgerlich entwischet" seien.[21] Im September war jedoch schon der bisherige Rentmeister Meinders zum Nachfolger ernannt, der anders als sein Vorgänger den Vorzug hatte, am Gerichtsort zu wohnen.[22]

2. Zur Schrift

Gegen Ende des Jahres 1714, als Meinders die ravensbergische Justizgeschichte gegen die Kombinationspläne ins Feld führte, geriet in Berlin die Hexenjustiz auf die Tagesordnung der Zentralregierung. Am 13. Dezember erließ der König ein von seinem Justizminister Ludwig Otto von Plotho (1663–1731) konzipiertes „Edict wegen Abstellung der Mißbräuche bey denen Hexen-Processen".[23] Offenbar hatte dieses Thema bei den Justizreformen Aufmerksamkeit erregt, obwohl es – nach allem, was man weiß – in brandenburg-preußischen Landen kaum mehr virulent war.

Berichte und Untersuchungen über die „Mißbräuche", die das Edikt abstellen soll, sind anscheinend nicht überliefert. Wenig konkret ist davon die Rede, es werde „nicht allemahl mit der behörigen Behutsamkeit verfahren, sondern auf ungewisse Anzeigungen gegangen", wodurch „mancher unschuldiger Weise auf die Tortur, auch gar um Leib und Leben und dadurch Blut-Schulden auf das Land gebracht" würden. Um dies zu vermeiden, be-

21 Abschrift vom 13.8.1713, in: LA NRW MS, Grafschaft Ravensberg – Landstände Nr. 400, unpaginiert.

22 Konzept der Landstände vom 19.9.1713, in: LA NRW MS, Grafschaft Ravensberg – Landstände Nr. 400, unpaginiert.

23 Geheimes Staatsarchiv Preußischer Kulturbesitz (im Folgenden: GStA PK), I. HA GR, Rep. 49 N Nr. 61: Entwurf vom 13.12.1714 (Bl. 336 f.), vom König unterzeichnete und gesiegelte Ausfertigung vom selben Tag (Bl. 342–344), gedruckte Fassung (Bl. 338–341), Runderlass zur Publikation vom 23.12.1714 (Bl. 332). Hier zitiert nach der Teiledition von Meinders' Schrift, S. 98–100, am Ende des Beitrags. - Siehe zu diesem Edikt schon Wilhelm Gottlieb Soldan, Soldan's Geschichte der Hexenprozesse, bearb. von Heinrich Heppe, Bd. 2, Stuttgart 1880 (ND Bremen 2011), S. 266 f. Ein Exemplar des Druckes ist auch im Stadtarchiv Bielefeld erhalten (freundl. Mitt. von Herrn Wolfgang Schindler, Haan).

fiehlt der König, „daß alle in dergleichen Hexen-Sachen einlauffende Urtheile" bei den Regierungen, Justizkollegien oder Untergerichten, die auf Folter oder Todesstrafe erkennen, „Uns zur Confirmation vor der Vollstreckung eingesandt werden sollen". Mit den „einlaufenden" Urteilen sind die Gutachten von Rechtsgelehrten bzw. Juristenfakultäten gemeint, wie sie damals üblicherweise von den Gerichten anstelle eigener Beschlüsse eingeholt werden. Nachträglich ist die Anordnung ergänzt, es sollten „die noch vorhandene Brand-Pfähle, woran Hexen gebrandt seyn, weggenommen werden". Schließlich ergeht an die mit Kriminalsachen dieser Art befassten Justizkollegien sowie an die Fakultäten und Schöffenstühle (Schöppen-Stühle) der Befehl, „daß Sie ihre Gedancken wegen guter Einrichtung dieses Processes zusammen tragen und darüber gewisse unvorgreifliche Monita nebst ihren pflichtmässigen Gutachten fördersamst einsenden".

Damit fühlte sich Meinders offenbar angesprochen. Wie bei seiner Arbeitsweise nicht anders zu erwarten, geriet ihm das Gutachten allerdings zu einer umfangreichen Abhandlung von 152 Druckseiten, die – datiert „Halle / in Westphalen den 8 Aprilis 1715" – im folgenden Jahr in Lemgo erschien.[24]

Schon die lateinische „Introductio ad benevolum & eruditum Lectorem" (S. 5) macht deutlich, dass der auf seine Art intelligente, aber nicht gerade sprachbegabte König nur nomineller Adressat des gelehrten Werkes ist. Es folgen nicht weniger als 90 Seiten fremdsprachiger Zitate. Den Anfang bilden Erörterungen der Leipziger Juristenfakultät aus dem Jahr 1704 (S. 6–11, in lateinischer Sprache),[25] nach denen drei Gruppen von Zauberern zu unterscheiden sind: wirkliche, eingebildete und solche, die sich keiner Zauberkünste bedienen, aber unter diesem Schein möglicherweise andere, reale Untaten verüben – ein argumentativer Kunstgriff, auf den Meinders später in etwas veränderter Form zurückkommen wird. Den Hauptgewährsmann dieser Ausführungen, den bedeutenden französischen, in Rotterdam lehrenden Aufklärungsphilosophen Pierre Bayle (1647–1706), zitiert Meinders anschließend ausgiebigst im Original (S. 12–93!).[26] Daran schließen sich

24 Zu den folgenden Zitaten siehe den Nachweis und die Teiledition am Ende des Beitrags.

25 „Extractus Ex actis Eruditorum Lipsiensibus mensis Octobris anni 1704. pag. 437. & sequ."

26 „Extractus Aus des gelahrten Franzosen Baelii Tomo I. Response aux Questions d'un provincial &c. Reterodami apud Leers in 12. Cap. 33. bis 45. inclusive" (in Rotterdam

wiederum kürzere lateinische Ausführungen der Leipziger Rechtsgelehrten an, diesmal noch jüngeren Datums: mit Bezug auf eine viel diskutierte, erst 1713 in London erschienene Schrift über die Gedankenfreiheit (S. 93–95).[27] Ausnahmsweise werden diese Passagen zusätzlich in deutscher Sprache wiedergegeben (S. 95–98).

Erst jetzt, nachdem mehrere der avanciertesten Aufklärungsphilosophen Europas gehörig zu Wort gekommen sind, fügt Meinders den Text des Ediktes ein (S. 98–100) und stellt seinen eigenen Argumentationsgang vor. Ähnlich wie Bayle unterscheidet er „dreyerley Sorten oder Classes von Hexen" bzw. von Umständen (S. 100–105):

1. Wenn die angeblichen Taten naturgesetzlich unmöglich und auf eine „verirrete Phantasey und Einbildung oder Melancholey und schweren Geblüt" zurückzuführen sind, komme die Todesstrafe nicht in Frage, „wenn man nicht alle Phantasten und melancholische einfältige Leute ümS Leben bringen" wolle. Mit den Betroffenen müsse man vielmehr „billig Mitleiden haben" und sie in ärztliche Behandlung oder notfalls lebenslang „ins Narren- oder Toll-Hauß setzen".

2. Die Todesstrafe verdienten dagegen diejenigen, die wirklich durch Gift oder auf sonstige Weise anderen Leuten Schaden zugefügt haben. Dieses Delikt müsse aber tatsächlich nachgewiesen sein; Gebete, Sprüche oder diverse Zeremonien seien keine tauglichen Mittel dazu: „weilen aus der gesunden Vernunft bekannt ist, daß durch dergleichen Affereyen keinem Menschen Nutzen oder Schaden zugefüget werden kan".

3. Je nach der Schwere und den Umständen der Tat sei schließlich zu bestrafen, wer „GOtt und sein heiliges Wort verleugnet und sich dem Teufel gäntzlich ergeben" hat, sich als Wahrsager, Zauberer oder Hexenmeister ausgibt oder andere die Zauberkunst zu lehren anbietet. Dabei beruft sich Meinders auf Artikel 109 der Peinlichen Halsgerichtsordnung Kaiser

---

bei Leers erschienen, in französischer Sprache).

27 „Excerptum Ex actis Eruditorum Lipsiensium mensis Maji de Anno 1714. pag. 251. Ex Tolandi Discursu de Cogitandi libertate Londini 1713." - Der anonym erschienene „Discourse of Free-Thinking" wurde vom Publikum (einschließlich Meinders') zunächst John Toland zugeschrieben, einem Verehrer der preußischen Königin Sophie Charlotte, der Mutter Friedrich Wilhelms I.; tatsächlicher Autor war Anthony Collins (1676–1729): Christopher Voigt, Der englische Deismus in Deutschland, Tübingen 2003, S. 41 ff. (nach Günter Gawlick).

Karls V. (Constitutio Criminalis Carolina), wonach Schadenzauber mit dem Feuertod, Zauberei ohne schädliche Wirkung aber „nach Gelegenheit der Sache" zu bestrafen ist. Solch unchristlichen Lebenswandel ersieht er allerdings „vornemlich aus allerhand abergläubischen Narrentähtingen und Afferey" und legt nahe, dass als Sanktion die „Information und Direction eines verständigen und geschickten Predigers und Sitten-Lehrers" häufig genügen dürfte.

Die drei Arten angeblicher Hexerei definiert Meinders folglich so, dass von dem ursprünglichen, mit dem Feuertod bedrohten Delikt im Grunde nichts übrig bleibt. Die Todesstrafe erkennt er nur für wirkliche Vergiftungen oder sonst gravierende Verbrechen gegen Leib und Leben an, die auf eine vernünftig nachvollziehbare Art und Weise begangen werden. Alle angeblichen Zauberkünste bezeichnet er mehr oder weniger deutlich als Einbildungen, die mit ärztlicher Hilfe oder durch Erziehungsmaßnahmen zu kurieren seien.

Der Blick auf Westfalen fällt auffällig kurz aus (S. 106–108); ausgerechnet bei den heimischen Altertümern, die Meinders auszubreiten weiß wie kein Zweiter, wird er hier einsilbig. Als Beispiel für frühere „erschreckliche Mißbräuche" bei „unordentlichen Processe(n) in Hexen-Sachen" führt er nur die Stadt Herford an, deren reichsstädtischem Rat schon von brandenburgischer Seite im Streit um die Landeshoheit Mitte des 17. Jahrhunderts entsprechende Vorhaltungen gemacht worden sind. Einzelheiten aus den damaligen Schriften werden aber nicht zitiert, geschweige denn ravensbergische Fälle aus eigener Kenntnis dargestellt. Weil es keine gibt?[28] Nach einem Exkurs ins Allgemeine und dem bemerkenswerten Hinweis, es sei „ja ohnstreitig auf der gantzen Welt nichts heiliger und kostbahrer als das Leben des Menschen, als zu dessen Erhaltung alle Policey- oder Regiments-Formen, alle Gesetze und Obrigkeiten hauptsächlich bestellet" seien, folgt der markante Satz: „Von diesen unbesonnenen, ärgerlichen und gottlosen Hexen-Processen und Hexen-Brennen sind in vorigem Seculo 1600 bis 1700. verschiedene Städte in Westphalen, in specie Herford und Lemgo gäntzlich ruiniret und zu Grunde gerichtet worden." Als Beleg wird wiederum nur die genannte brandenburgische Schrift gegen die Stadt Herford angeführt.

28 Die Bestandsaufnahme von Gerhard Schormann, Hexenprozesse in Nordwestdeutschland, Hildesheim 1977, S. 89–92, erbringt nur vereinzelte Nachrichten, die fast ausschließlich den Herforder Schöffenstuhl und dortige Einwohner betreffen.

Nun setzt Meinders wiederum an, seine eigenen Anmerkungen zu formulieren. Im Edikt habe der König „ausdrücklich praesupponiret, daß es Hexen gebe und daß das Laster der Hexerey gestrafet werden müsse", daher unterliegt das weitere Gutachten zwangsläufig der geforderten Prämisse, „daß es wahrhaftige Zauberer und Hexenmeister, auch Hexen und Unholden in der Welt gebe, so mit dem Teufel einen Bund gemachet und Gott verschworen, wie gemeiniglich dafür gehalten wird" (S. 109 f.). Da Meinders diese Annahme durchaus nicht teilt, dies aber nicht offen äußern kann, ohne die königliche Gnade aufs Spiel zu setzen, setzt er seine Argumentation „in gewandter Dialektik"[29] konsequent fort: Wie seine Unterscheidung dreier Arten von Hexerei diesem Phänomen gar keinen Raum mehr lässt, so stellt er nun (verfahrens-) rechtliche Anforderungen an den Hexenprozess, die auf dessen Abstellung hinauslaufen.

Dies geschieht im letzten Viertel der Schrift etwas eigenwillig und sprunghaft, aber ganz auf der Höhe der Diskussion. Meinders zieht eine Vielzahl von Autoritäten aus verschiedenen Epochen der Geistesgeschichte heran, von denen hier nur wenige hervorgehoben seien. Besonders wichtig sind ihm die beiden, die der heutigen Forschung als bedeutendste aufklärerische Prozesskritiker gelten: „der niederländische Theologe Balthasar Bekker mit seiner vierbändigen Schrift *Die bezauberte Welt* (1691–1693) und der Hallenser Jurist und Professor Christian Thomasius mit seinen berühmt gewordenen Schriften *De crimine magiae* (1701) und *De origine ac progressu processus inquisitorii contra sagas* (1712)".[30] Thomasius wird weiterhin eine große Bedeutung für das Ende der Hexenverfolgung in Preußen und im protestantischen Deutschland zugeschrieben, wenn auch seit einiger Zeit die traditionalen Züge seines Denkens stärker gewichtet werden.[31] Den ra-

29 Engel, Geistiges Leben (wie Anm. 1), S. 89.

30 Walter Rummel/Rita Voltmer, Hexen und Hexenverfolgung in der Frühen Neuzeit, Darmstadt 2008, S. 70; ähnlich zusammenfassend schon Gerhard Schormann, Hexenprozesse in Deutschland, 3. Aufl. Göttingen 1996, S. 39 f.

31 Gerd Schwerhoff, Aufgeklärter Traditionalismus – Christian Thomasius zu Hexenprozeß und Folter, in: Zeitschrift der Savigny-Stiftung für Rechtsgeschichte – Germanistische Abteilung 104, 1987, S. 247–260; Manfred Wilde, Christian Thomasius im Spannungsfeld der späten Hexenprozesse in Kursachsen und in Brandenburg, in: Heiner Lück (Hg.), Christian Thomasius (1655–1728). Gelehrter Bürger in Leipzig und Halle (Abhandlungen der Sächs. Akademie der Wissenschaften zu Leipzig. Phil.-hist. Klasse Bd. 81 H. 2), Leipzig 2008, S. 141–154, bes. S. 153 f.

dikalere Thesen vertretenden Bekker, Sohn eines aus Bielefeld gebürtigen Predigers,[32] zitiert Meinders unter anderem mit den Worten, die Zahl der durch Zaubereiprozesse unschuldig zu Tode Gebrachten sollte zusammengerechnet und bewaffnet in der Lage sein, den türkischen Erbfeind „aus seinem Reiche zu verjagen und Constantinopel einzunehmen" (S. 109). Mehrmals angeführt wird auch ein älterer „Klassiker" der Hexenprozesskritik, der im rheinisch-westfälischen Raum tätige Arzt Johann Weyer (lat. Wierus; um 1515–1588).[33]

Westfälische Besonderheiten kommen noch einmal zur Sprache im Zusammenhang mit der (Kalt-) Wasserprobe (S. 121 ff.). Diesen schon im 17. Jahrhundert von gelehrter Seite einhellig verworfenen Brauch lehnt auch Meinders selbstverständlich kategorisch ab. Bemerkenswerterweise verschweigt er dabei nicht, dass die Ravensberger Landesherren im 16. Jahrhundert von diesem Verfahren überzeugt gewesen sind, und zitiert ein Mandat des Herzogs Wilhelm von Jülich (datiert Kleve 24. Juli 1581) an den Drosten zu Vlotho Bertram von Lan(d)sberg: Eine der Zauberei beschuldigte Frau sei gefangen zu nehmen, dann gütlich und peinlich zu befragen, und wenn sie nicht bekenne, habe er sie „auf dem Wasser ... zur Probe stellen zu lassen" (S. 122). Unter Berufung auf einen jüngst in Lemgo erschienenen Traktat des Rintelner Professors Christian Ebeling (1668–1716)[34] entkräftet Meinders noch einmal den in Westfalen länger als andernorts verbreiteten Brauch (S. 122–125).

Anschließend widerlegt er die ebenfalls populären Werwolf-Fantasien, in diesem Fall gestützt auf die Schrift von der „Erforschung der Wahrheit" des französischen Philosophen und Theologen Nicolas Malebranche (1638–

32 Zur Familie Becker siehe demnächst die Publikation von Wolfgang Schindler mit dem Arbeitstitel: „Die von Bielefeld". Ratsherren und Ratsherrschaft in Bielefeld von der Stadtgründung (vor 1214) bis zum Ende des Alten Reichs (1808), in die ich freundlicherweise vorab Einsicht erhielt.

33 Hartmut Lehmann/Otto Ulbricht (Hg.), Vom Unfug des Hexen-Processes. Gegner der Hexenverfolgungen von Johann Weyer bis Friedrich Spee, Wiesbaden 1992.

34 Zitiert wird der „Tractatus de Provocatione ad judicium Dei", 4. Aufl. Lemgo 1709 (lat.). Zu Ebeling: Willy Hänsel, Catalogus Professorum Rinteliensium. Die Professoren der Universität Rinteln und des Akademischen Gymnasiums zu Stadthagen 1610–1810, Rinteln 1971, S. 12 Nr. 1; zur genannten Schrift, einer „Geschichte der Ordalien" im theologischen Gewand: Gerhard Schormann, Academia Ernestina. Die schaumburgische Universität zu Rinteln an der Weser (1610/21-1810), Marburg 1982, S. 22.

1715). Bevor er sich noch einmal in die Werwolf-Debatte vertieft und diesmal bis zu Karl dem Großen[35] und Plinius zurückgeht, spricht Meinders – mit dem notwendigen Hintertürchen, dem königlichen Edikt zuliebe – Klartext: „Derohalben bin ich der ohnmasgeblichen allerunterthänigsten Meynung / daß alle Hexen-Processe regulariter abgeschaffet und eingestellet ; oder zum wenigsten nicht leichtlich absque corpore delicti & causâ proximâ maleficii[36] angefangen werden müssen" (S. 132). Die an dieser Stelle so deutlich wie möglich ausgesprochene Forderung nach Abschaffung sämtlicher Hexenprozesse wird später wiederholt und präzisiert. Die Maßnahmen haben sich demzufolge auf die Untergerichte zu konzentrieren, und wenn es ausnahmsweise noch zu Verfahren kommt, muss die Überprüfung durch Universitäten und höchste staatliche Instanzen dafür sorgen, dass „es fast unmöglich ist / daß von einem unverständigen oder ungelährten Richter unschuldig Blut vergossen werden könne" (S. 142). In der Abstellung lokaler Gerichtsbarkeiten zugunsten einer starken Zentralgewalt sieht die heutige Forschung tatsächlich ein hoch wirksames Mittel zur Eindämmung der Hexenverfolgung.

Zum Schluss laufen Meinders' Argumente noch einmal auf die schon angeführten „drey Classes oder Sorten" von Hexen und Zauberern hinaus, die unterschiedlich behandelt oder gestraft gehören (S. 150 f.). Die überkommene Vorstellungswelt des Schadenzaubers und Hexentanzes wird als „an seiten der Natur gantz unmöglich" bezeichnet, all dies seien „nur pure Einbildungen", deren Träumer(innen) in Wirklichkeit „an einem Orte liegen bleiben / und ruhig schlaffen". Wer mit „allerhand abergläubischen Ceremonien" Aufsehen erregt, muss damit rechnen, eine Geldbuße auferlegt zu bekommen oder schlimmstenfalls mit Ruten „ausgestrichen" und des Landes

35 Schon dessen Kapitularien (Gesetze) hätten nicht die angeblichen Werwölfe mit dem Tod bedroht, sondern im Gegenteil diejenigen, die solch heidnischen Vorstellungen Glauben schenken, daher die Verdächtigen verbrennen oder anderen zu essen geben oder selbst essen; zur Erklärung merkt Meinders an, „daß die alten Sachsen Menschen-Fresser gewesen ; wie noch heute zu Tage die Heyden in Ost- und West-Indien seyn" (S. 138 f., zit. 139). Der Zauberei Verdächtige seien allenfalls aus der Gemeinde ausgeschlossen und mit Ruten gezüchtigt, auch damit bedroht worden, den Kirchen und Klöstern als Leibeigene und Sklaven gegeben zu werden (139 f.).

36 Lat.: ohne ein Beweismittel und ohne die unmittelbare Ursache des (angeblichen) Schadenzaubers (aufzuklären).

verwiesen zu werden. Härtere Bestrafung verdient nur, wer mit zeitgemäßen juristischen Methoden wirklicher schwerer Straftaten überführt wird.

3. Zur Rezeption

Im Titel nennt Meinders' Schrift zwar den Namen ihres Verfassers, sie endet aber mit der Schlussformel von Gograf, Verwalter und Schöffen des königlichen Gogerichts des Amtes Ravensberg, datiert Halle den 8. April 1715 (S. 152). Damit gibt sie anscheinend einen amtlichen Bericht wieder, wobei die Person des erst kürzlich ernannten Grafen hinter seiner Dienstbezeichnung zurücktritt. Ob ein solches Schreiben seinen Bestimmungsort in den höheren preußischen Justizbehörden erreichte, ist nicht nachzuweisen. Die über das Edikt in Berlin überlieferte Akte enthält neben der vom König unterzeichneten Ausfertigung an Berichten nur zwei kurz gefasste aus Magdeburg und Kleve, die beide vermelden, dass von derartigen Verfahren dort nichts bekannt sei.[37] Die klevische Regierung hatte sogar Bedenken, das Edikt zu publizieren, weil es dort seit „menschen gedencken" keine Hexenprozesse oder -pfähle gegeben habe und man deshalb von der Veröffentlichung „allerhand ombrage" (Anstoß, Argwohn) befürchtete.[38]

Über die Rezeption des Edikts in den übrigen preußischen Landen zwischen Kleve und Königsberg sowie überhaupt die „Innenwirkung" der Thomasius-Schule ist bislang kaum geforscht worden.[39] Eine Ausnahme bildet die Mark Brandenburg, wo das Edikt nach einer letzten Hinrichtung 1701 „einem Verbot gleich[kam]".[40] Der Mangel an Untersuchungen könn-

37 GStA PK, I. HA GR, Rep. 49 N Nr. 61, Bl. 333 f.

38 Bericht der Regierung zu Kleve vom 10.1.1715: GStA PK, I. HA GR, Rep. 49 N Nr. 61, Bl. 334.

39 Wilde, Christian Thomasius (wie Anm. 31), S. 145 (zit.), 152 f.

40 Silke Kamp, Hexenverfolgungen in der Mark Brandenburg (2010), in: Lexikon zur Geschichte der Hexenverfolgung, hg. von Gudrun Gersmann, Katrin Moeller u. Jürgen-Michael Schmidt, in: historicum.net, URL: https://www.historicum.net/en/themen/hexenforschung/lexikon/alphabetisch/a-g/artikel/Hexenverfolgung-4/ (21.02.2015); vgl. auch Lieselott Enders, Weise Frauen – böse Zauberinnen. Hexenverfolgung in der Prignitz im 16. und 17. Jahrhundert, in: Jahrbuch für brandenburgische Landesgeschichte 49, 1998, S. 19–37 (zuletzt eher Beleidigungsdelikt, letzte Nachricht 1687); Jan Peters, Hexerei vor Ort. Erfahrungen und Deutungen in einer Kleingesellschaft der Prignitz. Saldernherrschaft Plattenburg-Wilsnack (1550–1700), in: Jahrbuch für brandenburgische Landesge-

te Quellenproblemen geschuldet sein; allzu späte Verfolgungen erscheinen jedenfalls eher unwahrscheinlich. Schon seit dem ersten Standardwerk von Soldan/Heppe 1880 gilt als „Ende der Hexenverfolgung in Preußen" ein Berliner Prozess aus dem Jahr 1728, der für eine lebensmüde, sich selbst des Teufelsbundes bezichtigende Frau mit der lebenslänglichen Einweisung in das Spandauer Spinnhaus endete.[41] Diese für Preußen und das 18. Jahrhundert typische Lösung hätte Meinders sicherlich gefallen.[42] Im Nachbarterritorium Minden bedrohte immerhin schon ein 1657 erlassenes und 1675 erneuertes fürstliches „Hexenpatent" unbewiesene Hexereivorwürfe mit der schweren Strafe des Landesverweises.[43]

Eine direkte Wirkung ist in der näheren Nachbarschaft, der Grafschaft Lippe, zu vermuten. Hexenverfolgungen waren zwar auch hier seit einer Generation nicht mehr vorgekommen. Erst am 31. Dezember 1715 zog der Lemgoer Rat aber symbolisch „einen offiziellen Schlußstrich", indem er das „Schwarze Buch" mit den gesammelten Hexereibeschuldigungen öffentlich verbrennen ließ: „Nachdem man für dienlich befunden, das ab antecessoribus gemachte, bißhero beybehaltene, also genandte Hexen- oder Schwartze Buch, zu Verhütung aller darauß etwan zu entstehenden Verdrießlichkeiten zu aboliren und, weiln die darin angeführten Passagen guten Theils nunmehro für Thorheiten gehalten werden, zu verbrennen, ist dasselbe ex archivo gekriegt, in Senatus Gegenwart zerschnitten und also öffentlich verbrand worden. Und möchte Senatus wünschen, daß dergleichen Buch niemahlen gemacht wäre, alßdann diese gute Stadt noch wohl in besserem Flore seyn würde, weil sie guten Theils durch solch fameusen Proceß ruinirt worden."[44]

schichte 49, 1998, S. 38–74 (Entspannung seit Mitte 17. Jh.).

41 Soldan/Heppe, Geschichte der Hexenprozesse Bd. 2 (wie Anm. 23), S. 268 f. König Friedrich Wilhelm I. bestätigte demnach diese Entscheidung des Kriminalkollegiums. - Vielen Dank an Dr. Gisela Wilbertz für diesen Hinweis.

42 Vgl. LA NRW MS, Grafschaft Ravensberg – Landstände Nr. 212: Überlegungen des Gografen und Rats Meinders betr. Einrichtung von Zucht- / Werk- / Spinn- / Armen- und Waisenhäusern in den Städten Bielefeld und Herford (1715).

43 Spannagel, Minden und Ravensberg (wie Anm. 19), S. 242–244; Uschi Bender-Wittmann, Rez. Barbara Groß, Hexerei in Minden. Zur sozialen Logik von Hexereiverdächtigungen und Hexenprozessen (1584-1684), Münster 2009, in: Mitteilungen des Mindener Geschichtsvereins 82/83 (2010/2011), S. 179–185, hier S. 181 f.

44 Gisela Wilbertz, Hexenverfolgung und Biographie. Person und Familie der Lemgoerin Maria Rampendahl (1645–1705), in: dies./Gerd Schwerhoff/Jürgen Scheffler (Hg.), Hexenverfolgung und Regionalgeschichte. Die Grafschaft Lippe im Vergleich, Bielefeld

Gisela Wilbertz hat darauf aufmerksam gemacht, dass Meinders' Schrift „das Argument des wirtschaftlichen Ruins in ähnlicher Formulierung" vorgebracht habe.[45] Wenn man bedenkt, dass der Text schon vom April des Jahres datiert, könnte er in Lemgo bereits bekannt gewesen sein, bevor er einige Monate später – wie mehrere Publikationen desselben Verfassers in den Vorjahren – dort gedruckt wurde.[46] In diesem Fall hätte eher Meinders die Verbrennungsaktion angeregt als das von ihm kommentierte Edikt. Wie die ähnlich betroffenen Herforder reagierten, ist mangels überlieferter Ratsprotokolle nicht mehr feststellbar.

Viel mehr als symbolische Wirkungen waren von der Schrift angesichts des ohnehin geringen Prozessaufkommens kaum zu erwarten. Da Meinders dies wusste, schrieb er also vermutlich von vornherein mit Blick auf eine Publikation, gerichtet weniger an die preußischen Justizkreise als an ein gelehrtes bürgerliches Publikum, das an der aufklärerischen Debatte interessiert war. In der Forschungsliteratur zur Frühaufklärung und „Thomasius-Schule" ist sein Name tatsächlich bis heute nicht vergessen.[47] Doch könnte er noch ganz andere Ziele verfolgt haben?

Wie oben dargestellt, kämpfte der Gograf gleichzeitig leidenschaftlich gegen den drohenden Verlust der ravensbergischen Eigenständigkeit innerhalb des sich neu formierenden preußischen Königreichs. Vielleicht der Hinweis, dass der Grafschaft die Zugehörigkeit zu Kleve garantiert worden sei, brachte das Kombinationsprojekt mit Minden und anderen Territorien ohne gemeinsame historische Bindungen 1715 vorläufig ins Stocken.[48] Gut möglich, dass Meinders die Gelegenheit zur Kommentierung ergriff, um mit

1994, S. 145–181, hier S. 174 f.

45 Im oben zit. Satz S. 108 f.: „Von diesen unbesonnenen, ärgerlichen und gottlosen Hexen-Processen und Hexen-Brennen sind in vorigem Seculo 1600 bis 1700. verschiedene Städte in Westphalen, in specie Herford und Lemgo gäntzlich ruiniret und zu Grunde gerichtet worden": Wilbertz, Hexenverfolgung und Biographie (wie Anm. 44), S. 175 Anm. 164.

46 Möglicherweise wurde vor der Drucklegung noch eine Genehmigung aus Berlin eingeholt; der im Titel erwähnte königliche „Special-Befehl" ist aber auf die im Edikt selbst enthaltene Aufforderung bezogen.

47 Vgl. Hinrich Rüping, Die Naturrechtslehre des Christian Thomasius und ihre Fortbildung in der Thomasius-Schule, Bonn 1968, S. 152 f.; Martin Pott, Aufklärung und Aberglaube. Die deutsche Frühaufklärung im Spiegel ihrer Aberglaubenskritik, Tübingen 1992, S. 225 f.

48 Spannagel, Minden und Ravensberg (wie Anm. 19), S. 140 f.

der Gelehrsamkeit eines ravensbergischen Amtsträgers die zeitgemäße Leistungsfähigkeit der überkommenen Gerichtsorganisation in der „Provinz" unter Beweis zu stellen, vielleicht auch in der Hoffnung, so den eigenen Denkschriften in einer dem Autor zweifellos viel wichtigeren Sache mehr Geltung zu verschaffen. In diesem Licht erscheinen die Städte Lemgo und Herford, als Hort der Hexenjustiz dargestellt, geradezu als Negativfolie, von der sich die Rechtspflege der ländlichen Gogerichte positiv abhebt. Warum sollten die Reformen also ausgerechnet diese in ihrer Existenz bedrohen?

1716 beschrieb der Landdrost Clamor von dem Bussche den überkommenen Zustand ein letztes Mal. Bis dahin ging es wenig zentralistisch zu: Die Regierungskollegien unterstanden unmittelbar dem Monarchen und waren durch keinerlei Instanzenzug in eine Behördenhierarchie eingebunden.[49] Die Verwaltung führten der Drost zu Sparenberg als Landdrost, die drei weiteren Drosten zu Ravensberg, Limberg und Vlotho, der Landschreiber (Arnold Henrich von Meinders, Hermann Adolfs Vetter zweiten Grades)[50] und der Landsyndikus (Albert Dietrich Consbruch, mit den Meinders vielfach verwandt und verschwägert). Auch Organisation und Aufgaben der Gerichte finden sich hier beschrieben; dem Gogericht Ravensberg stand der „Gograf, Rath und Historiograph Hermann Adolf Meinders" vor.[51]

Nur drei Jahre währte dieser Zustand noch. Alle Einwendungen, auch Meinders' in „aller-unterthänigster Devotion" vorgetragene Gelehrsamkeit, nutzten am Ende nichts: Die Grafschaft Ravensberg verlor im Frühjahr 1719 ihre eigenständige Verwaltung, die Gogerichte wurden zugunsten der Ämter und der Mindenschen Regierung aufgehoben. In einer seiner berüchtigten Randnotizen hatte der König befohlen, das Kommissariat solle gefälligst das „Project der combinacion sonder Resonnieren machen", d. h. ohne ihn mit

49 Die Räte waren demnach „keiner Dependance oder Subordination unterworfen", sondern es wurden „vorkommende Irrungen durch Conferenzen verglichen oder, wenn es die Nothdurft erfordert, durch Relationes immediate zu Königlicher Resolution und Verordnung gebracht": Politisch-ökonomische Beschreibung (wie Anm. 10), S. 355–362, zit. 361.

50 Dieser Meinders (1656–1728) überstand die Kombination sehr viel besser, wurde nach 1719 noch Vizedirektor der Regierung und des Kommissariats für beide Territorien. Er bewohnte mit Familie den Meindersschen Hof in Bielefeld (Obernstr. 40) und erhielt dafür nach seiner Nobilitierung die adlige Freiheit (von der Horst, Rittersitze, wie Anm. 20, Bd. 1, S. 48, Abb. ebd. neben S. 80).

51 Politisch-ökonomische Beschreibung (wie Anm. 10), S. 362.

Vorschlägen und Einwendungen zu behelligen.[52] In Halle erfuhr man „mit der allergrößesten Consternation" die schlechte Nachricht, die man als Ungnade gegenüber einem „gute(n) und getreue(n) Ländchen" empfand.[53] Auf diesen „fatalen 15. April" datierte der 53-jährige Meinders, seines Amtes und der historisch gewachsenen Strukturen beraubt, denen er sein ganzes Forscherleben gewidmet hatte, die eigene Grabinschrift. Seitdem ist von ihm kein gedrucktes Wort mehr überliefert. Elf Jahre blieben dem Unglücklichen noch zu leben.[54]

Wie Meinders über den neuen Herrschaftsstil in Preußen dachte, ist bereits in seinem ersten Plädoyer für die Beibehaltung der örtlichen Gerichte vom Jahresende 1714 zu finden: Schon von Tacitus sei bekannt, „daß die meisten Völcker in Teutschlandt nicht auff eine despotische Manier undt durch eine absolute Macht und Gewalt regieret worden" seien.[55] Nun fühlte er sich zweifellos gescheitert und gedemütigt, hätte aber vielleicht etwas weniger schwarz gesehen, wenn er selbst in die Kristallkugel hätte blicken können. Anders als es die „borussische" Rückschau sehen wollte, haben die zentralistischen Tendenzen aus Preußen im weiteren Verlauf des 18. Jahrhunderts noch keinen modernen Einheitsstaat machen können. Ravensberg blieb auch in Verbindung mit Minden Teil eines Herrschaftskonglomerats, in dem traditionale Eigentümlichkeiten einen gewissen Platz behielten. Außerdem haben zwei hochbegabte Nachkommen würdige Ränge in einer

52 Acta Borussica. Denkmäler der Preußischen Staatsverwaltung im 18. Jahrhundert, hg. v. der Königlichen Akademie der Wissenschaften. Die Behördenorganisation und die allgemeine Staatsverwaltung Preußens im 18. Jahrhundert, Bd. 3, bearb. von Gustav Schmoller u.a., Berlin 1901, Nr. 102, S. 155 ff., zit. 156. – Vgl. Spannagel, Minden und Ravensberg (wie Anm. 19), S. 149 f.

53 Das Gogericht zu Halle (d.h. Meinders) erklärte in einer Eingabe, man habe das Reskript vom 15. April über die Aufhebung der Gogerichte, die Verlegung der Regierung nach Minden und die Betrauung der „Amtsstuben" mit der ersten Instanz in Kriminal- und Zivilsachen erst einige Tage zuvor „mit der allergrößesten Consternation" erfahren, habe sich „wahrlich ehender des Todes versehen, als daß E. K. M. auf dieses gute und getreue Ländchen ohne unser Verschulden eine generale Disgrace hätte werfen sollen", und brachte ein letztes Mal seine Gegenargumente vor (Acta Borussica Bd. 3, wie Anm. 52, Nr. 102, S. 155 ff., zit. 157).

54 Engel, Geistiges Leben (wie Anm. 1), S. 93.

55 „Ausführlicher Bericht wegen alter Verfassung undt Beschaffenheit des Justitienwesens in der Graffschafft Ravensberg ..." vom 24.12.1714, in: LA NRW MS, Grafschaft Ravensberg – Landstände Nr. 388, Bl. 60–78, hier Bl. 62 § 1, mit Bezug darauf, dass fast alle Dörfer und Flecken ihre eigenen Richter und sog. Gografen gehabt hätten.

Geschichte gefunden, die man mit gutem Grund noch als ravensbergische bezeichnen kann. Der Herforder Richter Florenz Arnold Consbruch (1729–1784) führte als Landsyndikus (Geschäftsführer der Ritterschaft) eine Meinders'sche Familientradition in einem besonders angesehenen, auf die alte Grafschaft bezogenen Amt fort. Im Gedächtnis blieb er als „Mann, der als schöner Geist und als Rechtsgelehrter unter unsern berühmten Landsleuten einen nicht geringen Rang behauptet", sein Haus als „ein Tempel der Musen und der Grazien, und ein Sammelplatz froher und gebildeter Menschen".[56] Dessen Sohn Georg Wilhelm Christoph (1764–1837), von dem dieses Zitat stammt, verheiratet mit der Amtmannstochter Luise Franziska Meinders (ebenfalls Nachfahrin Hermann Adolfs), war Arzt in Bielefeld und verfasste nebenbei eine Reihe von teils sehr erfolgreichen natur- und heilkundlichen Schriften, darunter eine medizinische Topographie der Grafschaft Ravensberg, mit der er seiner Heimat und ihrer Landschaft ein bleibendes Denkmal gesetzt hat.[57]

Teiledition[58]

Vorlage online: Sächsische Landesbibliothek – Staats- und Universitätsbibliothek Dresden (gefördert von der Deutschen Forschungsgemeinschaft), URL: http://digital.slub-dresden.de/id360673716/ (23.04.2014)

Unvorgreifliche Gedancken und Monita, Wie ohne blinden Eyfer und Ubereilung mit denen Hexen-Processen und der Inquisition wegen der Zauberey / An Seiten des Richters so wol als des Königlichen Fiscalis und Defensoris In Denen Königl. Preussischen und Cuhrfürstlichen Brandenburgischen Landen ohnmaßgeblich zu verfahren; Auf Königlichen Special-Befehl / laut Edicti vom 13 Decembris 1714 zusammen getragen und aufgesetzet

56 Zit. nach Rügge, Dienst (wie Anm. 8), S. 248, vgl. ebd. S. 172 ff., 247 ff.; siehe außerdem Bernd J. Wagner, Georg Wilhelm Christoph Consbruch. Ein Gelehrtenleben, in: Ravensberger Blätter H. 1/1999, S. 1–13.

57 Wagner, Georg Wilhelm Christoph Consbruch (wie Anm. 56), S. 6.

58 Wiedergabe buchstabengetreu mit folgenden Ausnahmen: übergeschriebenes e -> Umlaut, Gleichheitszeichen -> einfacher Bindestrich.

von Dem Königlichen Preussischen Raht und Gograven des Amts Ravensberg Hermann Adolph Meinders, Lemgo: Henrich Wilhelm Meyer, 1716

[S. 3] Demnach Se. Königl. Majestät in Preussen, Churfürst zu Brandenburg etc., Unser allergnädigster König und Herr, sub dato Berlin den 13 Decembris 1714. ein öffentliches gedrucktes Edictum durch Dero gantze Lan-

Hermann Adolph Meinders 1643–1703 (Farbiges Ölgemälde in Privatbesitz)

den wegen Abstellung der Mißbräuche bey denen Hexen-Processen überall von denen Cantzeln publiciren lassen und dabey denen Justitz-Collegiis, vor welche dergleichen Criminal-Fälle kommen, wie auch denen Facultäten und Schöpffen-Stühlen allergnädigst und ernstlich anbefohlen, daß sie ihre Gedancken wegen guter Einrichtung dieses Processes zusammen tragen und darüber gewisse und unvorgreifliche Monita nebst ihren pflichtmässigen Gutachten fordersamst einsenden sol- [S. 4] len. Mit den allergnädigsten Zusatze, daß es Ihrer Königlichen Majestät zu besondern gnädigsten Gefal-

len gereichen werde, wann von jemanden etwas herbey getragen werden solte, so zu Einrichtung dieses obgedachten heylsamen Zweckes dienen kan etc.

So haben wir unsers geringen Ortes, weiln an hiesigen Königl. Gohgerichte und Schöpffen-Stuhle allerhand Criminalia vorkommen oder zum wenigsten bey vorfallenden Gelegenheiten und sich eräugenden Zufällen dahin gehören, den Königl. allergnädigsten Befehle zur aller-unterthänigsten Folge nicht ermangeln wollen, unsere kurtze, geringfügige, jedoch unvorgreifliche Gedancken und einfältige Monita zu Papier zu bringen, auch aus verschiedenen alten und neueren Scribenten und JCtis[59] zusammen zu fassen und zu Ew. Königl. Majestät Füssen in aller-unterthänigster devotion und Ergebenheit zu legen und Dero hohen Censur aller-unterthänigst zu unterwerffen. ...

[S. 98] Seiner Königlichen Majestät in Preussen allergnädigstes Edict wegen Abstellung der Mißbräuche bey denen Hexen-Processen de dato Berlin den 13 December 1714.

Wir Friederich Wilhelm von Gottes Gnaden König in Preussen, Marggraf zu Brandenburg ... etc. etc. Thun kund und fügen hiermit jedermänniglich zu wissen. Nachdem Wir glaubwürdig berichtet, daß unter denen Mißbräuchen, so bey denen Criminal-Sachen sich zuweilen finden und auf deren nöhtigen Abstellung Wir bedacht seyn, eine der gefährlichsten seye, welcher sich vielfältig bey denen Hexen-Processen zeiget, da nicht allemahl mit der behörigen Behutsamkeit verfahren, sondern auf ungewisse Anzeigungen gegangen, auch darüber mancher unschuldiger Weise auf die Tortur, auch gar um Leib und Leben und dadurch Blut-Schulden auf das Land gebracht werden: Und Wir Uns nun zwar kraft tragenden hohen Amts und von dem Höchsten Uns verliehener Macht jedesmahl angelegen seyn lassen werden, dasß GOttes Name und [S. 99] Ehre in solchen und dergleichen Fällen in Unserm Königreich und Landen nicht gelästert, und da es von boshaften Leuten unternommen werden mögte, gegen die Ubertreter die verdiente Strafe nach Schärffe der Rechte exequiret werde. Weil Uns aber gleichfals oblieget, dahin zu sehen, daß niemand zur Ungebühr beschweret und unschuldig Blut aus einem unzeitigen Eyfer und wegen übel gefasseten Processes vergossen werde; So haben Wir [Uns] entschlossen den bisherigen Process in Hexen-Sachen genau untersuchen und so viel möglich verbessern

59 Juris Consultis (Rechtsgelehrten).

und dergestalt einrichten zu lassen, daß dergleichen gefährliche Folgen hinkünftig daraus nicht entstehen mögen. Damit aber währender Zeit, so zu dieser Einrichtung erfordert wird, nicht diejenigen Personen, wider welche dergleichen Hexen-Processe bereits angestellet seyn oder angestellet werden mögten, nicht leyden, sondern von nun an den billigmässigen Effect Unserer Landes-Väterlichen Vorsorge, Gnade und Clementz mit geniessen mögen, so befehlen Wir und wollen hiermit in Gnaden, doch ernstlich, daß alle in dergleichen Hexen-Sachen einlauffende Urtheile, die eine scharffe Frage zu erkennen oder gar eine Todes-Straffe mit sich führen, sie mögen bey Unseren Regierungen und Justiz-Collegiis oder Unter-Gerichten einlauffen, Uns zur Confirmation vor der Vollstreckung eingesandt werden sollen. Wornach sich obgedachte Unsere Collegia und Gerichts-Obrigkeiten, auch sonsten Jedermänniglich, sonderlich an jenen Orten, wo nicht ohne dem bey Uns die Confirmationes der Urtheile in Criminalibus gesuchet werden müssen, gehorsamst zu achten und diesem Unserm Edict genau nachzuleben. Zu welchem Ende auch dieses Edict von Unseren Regierungen und denen es sonst oblieget überall in Unserm Königreich und Landen unverzüglich bekannt und die Anstalt zu machen ist, daß es von den Cantzeln abgelesen werde, also niemand sich mit der Unwissenheit zu entschuldigen habe. Wir befehlen auch Unseren Collegiis, vor welche dergleichen Criminal- [S. 100] Fälle kommen, wie auch Unseren Facultäten und Schöppen-Stühlen hiermit gnädigst doch ernstlich, daß Sie ihre Gedancken wegen guter Einrichtung dieses Processes zusammen tragen und darüber gewisse unvorgreifliche Monita nebst ihren pflichtmässigen Gutachten fördersamst einsenden, da Uns dann zu besonderen gnädigsten Gefallen gereichen wird, wenn von jemand etwas wird herbeygetragen werden, so zu Einrichtung des obgedachten heilsamen Zwecks dienen kan. Wir seynd auch durch erhebliche Umstände bewogen worden zu resolviren, daß die noch vorhandene Brand-Pfähle, woran Hexen gebrandt seyn, weggenommen werden sollen, welches denn Unsere Regierungen ebenfals jedes Orts behörig zu publiciren und darüber mit Nachdruck zu halten haben. Urkundlich unter Unserer eigenhändigen Unterschrift und aufgedrucktem Königl. Insiegel. Gegeben zu Berlin den 13ten Decembr. 1714.

(L.S.) Fr. Wilhelm.

L. O.

E. v. Plotho

[S. 100] Wir halten dannenhero unsers geringen Ortes ohne Maßgebung allerunterthänigst dafür, daß dreyerley Sorten oder Classes von Hexen zu machen und daß in diesem Crimine sive Delicto publico sane gravissimo dreyerley Dinge oder Umstände zu distinguiren seyn.

1. Ob die Sachen und Facta, so solche berüchtigte oder beklagte Personen verübet haben sollen oder auch selbsten gestehen per rerum naturam possibilia seyn oder nicht? Oder ob sie sonsten durch eine verirrete Phantasey und Einbildung oder Melancholey und schweren Geblüt herkommen?

2. Ob anderen Leuten durch würckliche Giftbeybringung oder andere Künste Schaden zugefüget worden, oder nicht?

[S. 101] 3. Ob sie GOtt und sein heiliges Wort verleugnet und sich dem Teufel gäntzlich ergeben, also und dergestalt, daß man aus ihren Thaten und unchristlichen Wandel und groben Sünden klärlich ersehen kan, daß sie GOtt verleugnet und sich dem Teufel ergeben, welches vornemlich aus allerhand abergläubischen Narrentähtingen und Afferey hervor blicket.

Was den ersten Punct anlanget, daß Leute in der Welt vor alten Zeiten gewesen und noch seyn, so sich entweder aus natürlicher Melancholey oder aus vorgefasseter Meynung und übeler Education solche Sachen einbilden, die per rerum naturam & sanam rationem impossibile seyn, solches ist ex Plinio in Historia Naturali Libro 30. Cap. 1 & 2. bekannt, alda er solche Leute beschreibet, die sich eingebildet, daß sie alle Jahr einmahl in Wolfe verwandelt werden, aus welcher Meynung unsere Wahrwölfe her zu kommen scheinen; daß auch alte Weiber sich eingebildet, daß sie auf Stecken oder Besemen geritten und nach einem eingebildeten Tantze oder Mahlzeit und Gasterey über Meer und Berge gefahren und in der Luft herum geführet worden. Ferner daß sie mit dem Teufel einen Beyschlaf gehalten, ist aus dem heil. Augustino und Corpore juris bekannt ... [S. 103] Weil nun solche natürliche Phantastereyen und Einbildungen der alten Weiber oder auch anderer einfältigen Leute von Rechts wegen am Leben nicht gestrafet werden können, wenn man nicht alle Phantasten und melancholische einfältige Leute ümms Leben bringen wil; so muß man mit dieser ersten Classe derer also genannten Zauberer und Hexen billig Mitleiden haben und dieselbe entweder einem Medico, nicht aber dem Scharf-Richter ad curandum anbefehlen, wann solches aber nicht helffen wil, dieselbe ins Narren- oder Toll-Hauß setzen und darin ihr Leben endigen lassen, damit sie andere Leute mit ihren

närrischen Grillen und Phantaseyen nicht anstecken. Und diese närrische Einbildungs-Kranckheit je mehr und mehr propagiren und ausbreiten.

Die andere Classe oder Abtheilung der Zauberer und Hexenmeister betreffend, welche würcklich durch Gift oder sonsten anderen Leuten Schaden zufügen, müssen billig am Leben gestraffet werden. Man muß sich aber wohl vorsehen, daß das corpus delicti & causa proxima causati da seye: Weilen sich einige einfältige Leute und närrische Weiber einbilden, sie können durch gewisse Gebehter oder auch durch gewisse Zeichen und Ceremonien, auch Segensprechen und dergleichen, anderen Leuten entweder Nutzen oder Schaden zu fügen: Welche auch in die vorige Classe der Narren und Thörigen gehören; weilen aus der gesunden Vernunft bekannt ist, daß durch dergleichen Affereyen keinem Menschen Nutzen oder Schaden zugefüget werden kan.

Die dritte Classe derer Zauberer und Hexenmeister betreffend, welche gar ein gottloses und wüstes Leben führen und denen einfältigen Leuten durch Crystallen-Sehen und an- [S. 104] dere Teufels-Künste und Affereyen in allerhand Aberglauben verführen und allerhand böse Thaten verüben oder sich auch für Zauberer und Hexenmeister ausgeben und anderen solche Kunst zu lehren anbieten, müssen billig von der hohen Obrigkeit pro qualitate delicti & rerum circumstantiis bestrafet werden. Ob aber solches am Leben allemahl geschehen müsse, oder ob dieselbe nicht unter die Information und Direction eines verständigen und geschickten Predigers und Sitten-Lehrers zu verweisen und zu untergeben seyn, solches stelle ich anderer viel klügern Leuten dijudicatur gantz gerne anheim. Welche Meynung allerdinges übereinstimmet mit Käysers Caroli V. Peinlicher Halß-Gerichts-Ordnung, articulo 109. sub Titulo: Poena magiae & veneficii, Straf der Zauberey. Ubi haec diserta verba habentur: So jemand den Leuten durch Zauberey Schaden oder Nachtheil zugefüget, sol man ihn strafen vom Leben zum Tod; und man sol solche Strafe mit dem Feuer thun. Wo aber jemand Zauberey gebrauchet und darmit niemanden Schaden gethan hätte, sol sonst gestrafet werden, nach Gelegenheit der Sache; darinnen die Urtheiler Rahts gebrauchen sollen. ...

[S. 106] Was aber für erschreckliche Mißbräuche vor diesem allhier in Westphalen wegen der unordentlichen Processe in Hexen-Sachen eingerissen, ist aus der Brandenburgischen Deduction wider die Stadt Her-

ford[60] mit mehrem zu ersehen; alwo Sectione 9. § 7. 8. 9. & seq. von dergleichen Hexen-Processen mit Erstaunen gelesen werden kan, & praesertim pag. 132. 133. Wie gefährlich aber es seye, die Hexen-Processe in unverständiger, abergläubischer, ehrgeitziger, eigennütziger und boshafter Leute und Richter Hände zu geben, hat gar stattlich ausgeführet vorangezogener Englischer Auctor[61] Cap. 7. mit diesen Worten: Wenn die Lehre von der Hexerey aufs höchste kommen und die Inquisition davon ehrgeitzigen, gewinnsüchtigen und boshaften Leuten solte anvertrauet wer- [S. 107] den, so würde daraus dem Leben und der Wohlfart der Menschen weit mehr Gefahr zu wachsen, als aus der alten heydnischen Gewohnheit, da den Götzen Menschen-Opffer gebracht wurden, ihnen zuwachsen mögte. So gar daß uns wieder ein Hercules Liberator würde nöhtig seyn, welcher wie jener die Welt von dem Menschen-Opffer befreyet, also auch gleichfals anjetzo ein Land nach dem anderen durchreisete und durch seine allgewaltige Autorität die Welt von der bösen und schändlichen Gewohnheit freymachete, da man Leute so lange torquiret, bis sie bekennen, daß sie Hexen seyn, und sie denn nach solcher ausgefolterten Bekänntniß auf den Scheiterhauffen setzet. Fürwahr, es solte Menschen-Blut nicht so wolfeil seyn und nicht so leicht vergossen werden, von solchen Leuten, die unter dem Namen GOttes ihren ausschweiffenden Passionen und nach der Eigenliebe gemachten Absichten gratificiren: Denn es ist ja ohnstreitig auf der gantzen Welt nichts heiliger und kostbahrer als das Leben des Menschen, als zu dessen Erhaltung alle Policey- oder Regiments-Formen, alle Gesetze und Obrigkeiten hauptsächlich bestellet sind ...

[S. 108] Von diesen unbesonnenen, ärgerlichen und gottlosen Hexen-Processen und Hexen-Brennen sind in vorigem Seculo 1600 bis 1700. verschiedene Städte in Westphalen, in specie [S. 109] Herford und Lemgo gäntzlich ruiniret und zu Grunde gerichtet worden. Videatur praedicta deductio Brandenburgica adversus civitatem Herfordiensem.[62] Conferatur

60 Schrift des kurfürstlichen Rates Dr. Thomas Schliepstein (1652), die das Streben des Herforder Stadtrates nach Reichsfreiheit verwirft und Missstände im Ratsregiment anprangert; siehe Engel (wie Anm. 1), S. 42–46; Friedrich Korte, Die staatsrechtliche Stellung von Stift und Stadt Herford vom 14. bis zum 17. Jahrhundert, in: 58. Jahresbericht des Historischen Vereins für die Grafschaft Ravensberg, 1955, S. 1–172, hier S. 135.

61 Vermutlich Toland, recte Collins, siehe Anm. 27 (Zitat nicht nachgewiesen).

62 Siehe Anm. 60.

omnino praedictus illustris Thomasius in laudata dissertatione de crimine magiae § 46[63] ...

[S. 140] Wir halten also unseres geringen Ortes ohnmasgeblich dafür, daß alle Hexen-Processe / sie haben Namen wie sie wollen / und sie kommen aus Ursachen her / wie sie wollen / vielmehr zu restringiren / als zu extendiren seyn / weilen dergleichen unordentliche Processe capables seyn / die gantze grosse Welt durch die Peinigung un(d) Folterung / wie auch durch andere unzulässige Mittel zu Hexen und Zauberer zu machen. Ferner weil des Teufels Reich nicht so groß und unbeschräncket ist / wie sich einfältige und närrische Leute / oder melancholische Phantasten und Fanatici, oder Schwermer und falsche Pietisten einbilden. Allermassen die meisten Hexereyen und Zaubereyen in der albern Welt in lauter Einbildungen und närrischen Träumereyen / auch natürlichen Kranckheiten und melancholischen Geblühte bestehen / wie oben so wol aus Theologen / als Juristen / Medicis und Philosophis, weitläuftig erkläret worden; und noch mehr könte ausgeführet werden / wann es nöhtig erachtet würde. ...

[S. 150] Weil dann nun hieraus so viel erscheinet / daß die meisten Hexereyen und Zaubereyen / aus der verdorbenen Phantasey oder Einbildungs-Kraft / oder aus melancholischen dicken Geblüht / oder aus heydnischen und päbstlichen Aberglauben und Lehrsätzen herrühren ; Nemlich / daß es zweyerley Principia Rerum gebe / derer eines alles Gute / das andere alles Böse [S. 151] verursache : Einige Zaubereyen / aber nicht in Teufels-Künsten / sondern in natürlichen Mitteln / als Gift-Mischen / oder Liebes-Träncken / und dergleichen bestehen ; So sind wir der unvorgreiflichen Meynung / daß nicht indifferenter wider alle dergleichen Hexen und Zauberer / welche dafür gehalten werden / ein Hexen-Process anzustellen ; sondern daß dieselbe in drey Classes oder Sorten abzutheilen / und darnach die Straffe einzurichten seye.

Dann erstlich / diejenigen Hexen oder Zauberer / welche sich aus einer natürlichen oder melancholischen Kranckheit einbilden / daß sie in Wahr-Wölffe verwandelt / in der Luft herumgeführet / und auf einem Hexen-Tantze herrlich tractiret werden / wann sie sonsten denen Menschen oder Viehe

63 Behandelt kurz die Hexenverfolgung in lutherischen Herrschaftsgebieten.

keinen Schaden zufügen / müssen in den Inquisitions-Process nicht gezogen / vielweniger mit einer Todes-Straffe beleget werden ; sondern nur einem Medico zur Cur übergeben / oder wenn solches nicht helffen wil / ins Narren- oder Toll-Haus gesetzet werden. Wiewol auch nicht undienlich wäre / dieselbe eines verständigen und geschickten Predigers Direction und besserer Information im Christenthum zu übergeben ; und denenselben gründlich vorzustellen / daß solche Dinge an seiten der Natur gantz unmöglich / und sie nicht in Bestien verwandelt / oder durch die Luft geführet / vielweniger beym Hexen-Tantze gastiret werden können ; und daß solches nur pure Einbildungen / und närrische Träumereyen seyn ; weilen sie an einem Orte liegen bleiben / und ruhig schlaffen. etc.

Die zweyte Classe der Hexen und Zauberer belangend / welche mit Gift umgehen / und denen Leuten und Viehe augenscheinlichen Schaden zufügen / wovon aber das corpus delicti vorhanden seyn muß ; müssen billig zur Inquisition gezogen / und dem befinden nach / pro qualitate & gravitate delicti mit der Todes Straffe beleget werden : Womit aber diejenigen alten Weiber nicht zu confundiren / welche sich aus natürlicher Kranckheit / oder melancholischen Geblühte nur ein- [S. 152] bilden / daß sie Wetter machen / und andere Leute durch Segensprechen / Zeichen / Crystallensehen / oder durch andere dergleichen närrische Ceremonien und Aeffereyen bezauberen / und durch blosse barbarische Worte und Gauckeleyen Schaden zufügen können : Welche dem befinden nach / mit Ruhten auszustreichen / und aus der Gemeinde zu verjagen. Videatur Wierus[64] libro VI, Cap. 3. De Magorum infamium poenis. pag. 471.

Die dritte Sorte von Hexen und Zauberer betreffend / welche denen Menschen und dem Viehe keinen Schaden zufügen / sondern nur mit allerhand abergläubischen Ceremonien / Segensprechen / Teufelsbannen / gestohlenen Sachen wieder zu entdecken / und dergleichen tam activè quam passivè umgehen / verdienen zwar einige Straffen / weilen sie wider das andere Gebot GOttes handelen ; Es bedarff aber keiner ordentlichen Inquisition und Hexen-Processes ; sondern wann sie wegen dergleichen abergläubischen Sachen überführet werden / kan solches per processum summarium, bey denen Land- oder Brüchten-Gerichtern abgethan / und können die Delinquentes in eine gewisse arbitraire Geld-Buße pro qualitate, & gravitate

64 Johann Weyer, De praestigiis daemonum, Ausgabe von 1583 zit. nach: Opera omnia, Amsterdam 1660.

delicti verdammet / auch dem befinden nach ausgestrichen / und des Landes verwiesen werden.

Dieses seynd unsere einfältige und unvorgreifliche Gedancken und allerunterthänigste Monita wegen Abstellung der Mißbräuche bey denen Hexen-Processen / welche wir auf Ew. Königl. Majestät allergnädigsten Specialen Befehl aufzusetzen / und zu Dero Füssen und allerhöchsten Censur niederzulegen / für nöhtig erachtet. Wir versterben mit allerunterthänigstem respect

Allerdurchlauchtigster Großmächtigster König /
allergnädigster König und Herr
Ew. Königl. Majestät
allerunterthänigste
Gohgraf / Verwalter und Schöpffen
des Königl. Goh-Gerichts / Ambts
Ravensberg.

Halle / in Westphalen den 8 Aprilis 1715.

Familiäre Verbindungen über konfessionelle Grenzen hinweg: Ravensberg, Lippe und das Hochstift Paderborn im 17. und beginnenden 18. Jahrhundert

Von Uwe Standera

Während im 16. Jahrhundert in der Grafschaft Ravensberg, der Grafschaft Lippe und dem Hochstift Paderborn die Lehre Martin Luthers Einzug gehalten hatte, entstanden zu Beginn des 17. Jahrhunderts durch die Zweite Reformation in Lippe und die Gegenreformation im Hochstift Paderborn die noch heute bestehenden konfessionellen Ausprägungen.

Mitte des 17. Jahrhunderts, also etwa nach zwei bis drei Generationen, ist davon auszugehen, dass die von den Landesherren vorgegebenen Glaubensrichtungen in der Bevölkerung fest verankert waren. Seit dieser Zeit bestehen neben den territorialen also auch konfessionelle Grenzen. Und gibt hier nicht auch die Aussage „*Cuius regio, eius religio*"[1] der Vorstellung, wie es denn früher so war, eine klare Struktur? Katholiken auf der einen, Protestanten auf der anderen Seite, dazwischen eine unüberwindbare Distanz. Überkonfessionelle Ehen sind kaum vorstellbar! Dennoch ergibt sich bei der Auswertung von Kirchenbüchern und der Erforschung genealogischer Zusammenhänge ein anderes Bild!

Dass der Landesherr die Konfession vorgab, ist Tatsache. Doch stellt sich die Frage, ob und inwiefern die konfessionellen Grenzen Einfluss auf die zwischenmenschlichen Beziehungen und hier besonders auf das Heiratsverhalten hatten. Wie sah es nach einer Eheschließung mit dem persönlichen Glauben in einer anderskonfessionellen Umgebung aus? Und war die Aufrechterhaltung familiärer Bindungen auch über Konfessionsgrenzen hinweg möglich?

An dieser Stelle soll nicht die Konfessionalisierung Thema sein, sondern gezeigt werden, wie in der Bevölkerung mit deren Folgen umgegangen

1 „Wem die Herrschaft zusteht, der bestimmt auch die Konfession seiner Untertanen." – Mit dem Augsburger Religionsfrieden von 1555 galten Luthertum und Katholizismus als gleichberechtigt. Jeder Landesherr konnte fortan in seinem Territorium die Konfession festlegen.

wurde, und zwar im Hinblick auf das Aufeinanderstoßen unterschiedlicher Konfessionen in einer Familie. Wir wollen uns der Antwort auf diese Frage vor dem Hintergrund der konfessionellen Rahmenbedingungen anhand von Einzelbeispielen nähern.

Die Grafschaft Ravensberg

Im Sinne der lutherischen Lehre wurde in der Grafschaft Ravensberg seit den beginnenden 1540er Jahren gepredigt. Zu dieser Zeit war Ravensberg bereits kein eigenständiges Land mehr, sondern gehörte zum Herrschaftsgebiet Kleve. Die erste Kirchengemeinde, die sich dem neuen Glauben zuwandte, war Dornberg.[2] Seit 1609 gehörte das Territorium zu Brandenburg(-Preussen), der Landesherr, reformierter Konfession[3], hatte seine Residenz in Berlin. Bereits 1657 wurde im lutherischen Ravensberg die erste reformierte Kirchengemeinde gegründet. Zunächst fanden die Gottesdienste auf dem Sparrenberg statt, erst in einem Saal, ab 1668/1670 in einer eigenen Kirche.[4] Der Gemeinde wurde 1671 zudem die Süsterkirche in der Bielefelder Altstadt als Gottesdienststätte zugesprochen.[5] In Herford entstand 1690 die reformierte Gemeinde.

2 Reinhard Vogelsang, Geschichte der Stadt Bielefeld. Band I: Von den Anfängen bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts, Bielefeld ²1989, S. 111.

3 Aus den Anfängen der Reformation haben sich lutherische und reformierte Traditionen entwickelt, deren theologische Unterschiede oftmals genauso heftig ausgefochten wurden wie die zwischen Katholiken und Protestanten. Als Beispiel für die unterschiedlichen Auffassungen sei hier das Abendmahlsverständnis angeführt. Während die Lutheraner von der leiblichen Gegenwart Christi in Brot und Wein ausgingen, vertraten die Anhänger Ulrich Zwinglis und Johannes Calvins die Auffassung, Brot und Wein seien nur symbolisch zu verstehen.

4 Joachim Delbrügge, Schlichte Räume. Zur Baugeschichte der Süsterkirche. In: Horst Haase (Hg.), Reformiert in Bielefeld. 350 Jahre Evang.-reform. Gemeinde in Bielefeld 1657–2007, Bielefeld 2007, S. 43–80, hier S. 50.

5 Zur Geschichte der reformierten Gemeinde in Bielefeld siehe: Friedrich Hilge, Aus der Geschichte der Evangelisch-reformierten Kirchengemeinde Bielefeld und ihrer Süsterkirche. In: Horst Haase (Hg.), Reformiert in Bielefeld. 350 Jahre Evang.-reform. Gemeinde in Bielefeld 1657–2007, Bielefeld 2007, S. 81–90, hier S. 83 u. 86.

In seiner Toleranz geradezu sensationell ist der Religions-Vergleich von 1672[6], in welchem die Grafschaft Ravensberg betreffend festgelegt wurde, dass die „Catholische[n] sollen gehandhabt werden bey dem demjenigen so sie gegenwärtig besitzen".[7] Darüber hinaus wurde den Katholiken unter anderem gestattet, in Vlotho und in Versmold weitere Kirchen zu errichten. Dieser Religionsvergleich kann als eines der bedeutendsten Dokumente der europäischen Toleranzgeschichte gelten.[8]

Nach der Reformation hatten die Franziskaner in Bielefeld die geistliche Betreuung der Katholiken in Ravensberg übernommen, ihre Klosterkirche war Pfarrkirche[9] und für die zumeist katholischen Adeligen in der Grafschaft Ravensberg oft auch die Grabkirche.[10] Auch die ravensbergische Beamtenschaft hielt sich zu einem nicht unbedeutenden Teil zum katholischen Glauben.[11] So teilten sich manche Familien in katholische und evangelische Zweige.[12]

---

6 Der Religionsvergleich von 1672 und seine Entstehungsgeschichte sind ausführlich behandelt bei Hermann Nottarp, Das katholische Kirchenwesen der Grafschaft Ravensberg im 17. und 18. Jahrhundert, Paderborn 1961, S. 50–95.

7 „Religions=Vergleich Welcher zwischen Hn. Friederich Wilhelmen Marggraffen zu Brandenburg / [...] Und Dem Durchleuchtigsten Fürsten und Herren Hn. Philipp Wilhelmen Pfaltzgraffen by Rhein / in Bayern / zu Gülich / Cleve und Berg / [...] Uber Das Religions- und Kirchen=Wesen in denen Hertzogthumen Gülich / Cleve und Berg / auch Graffschafften Marck und Ravenßberg respective am 26. Aprilis 1672. zu Cöllen an der Spree / und am 30. Juli 1673. zu Düsseldorff auffgerichtet worden. Düsseldorf / Gedruckt bey Johann Christian Schleuter / 1695.", S. 19–22.

8 Heinrich Rüthing, Zur Geschichte des Franziskanerklosters und der Gemeinde Sankt Jodokus in Bielefeld (1511 bis 1829). In: Johannes Altenberend und Josef Holtkotte (Hgg.), St. Jodokus 1511–2011. Beiträge zur Geschichte des Franziskanerklosters und der Pfarrgemeinde St. Jodokus Bielefeld, Bielefeld 2011, S. 41–62, hier S. 42.

9 Nottarp (wie Anm. 6), S. 102.

10 Ebd., S. 122.

11 Ebd., S. 110, FN 62: Am 23.7.1666 teilte Franz Meinders, zu dieser Zeit Geheimer Kriegs- und Kammersekretär des Großen Kurfürsten, dem Pfalzgrafen mit, dass in Ravensberg „mehr katholische als evangelische Beamte" fungierten. Franz (v.) Meinders, zu dieser Zeit Geheimer Kriegs- und Kammersekretär des Großen Kurfürsten, dem Pfalzgrafen mit, dass in Ravensberg „mehr katholische als evangelische Beamte" fungierten.

12 Beispielhaft wird dies besonders anhand der Stammtafeln zur Familie Meinders von Wilhelm Zuhorn deutlich (Ravensberger Blätter, 1907, Nr. 5 (Mai), S. 36 und 37 (Stammtafel I); 1907, Nr. 6 (Juni), S. 44 und 45 (Stammtafel II), da die Konfessionen der einzelnen Familienangehörigen vermerkt sind.

Auch etliche Bürger blieben dem alten Glauben treu.[13] Ganz vereinzelt finden sich sogar katholische Bauern.[14]

In der Grafschaft Ravensberg waren also die Grundlagen für ein konfessionelles Miteinander geschaffen, es „herrschte [...] im Ravensberger Land überall der Geist obrigkeitlicher Toleranz."[15]

Aber wie sah es in den gemischtkonfessionellen Familie aus? In Bielefeld gehörten knapp 20% der Paare, die in St. Jodokus heirateten, unterschiedlichen Konfessionen an.[16] Die wesentlichen Konflikte entstanden bei der Frage um die religiöse Erziehung der Kinder. Als Beispiel sei hier die Familie des aus Vinsebeck bei Steinheim stammenden katholischen Bielefelder Schusters Franz Gülker genannt, der 1747 seiner Frau auf seinem Sterbebett das Versprechen abnahm, die hinterlassenen Söhne katholisch zu erziehen. Begraben wurde er am 29.3.1748. „Aber, o weh", schreibt ein Pater, „das verflixte Weib (*maledicta mulier*) brachte die Kinder unmittelbar nach dem Tod ihres Mannes zum Abfall (*seduxit*) und zwang den jüngeren mit heftigen Rutenschlägen in die Schule der Lutheraner."[17] Damit war die katholische Zeit der Gülkers vorbei, die Nachkommen waren evangelisch.[18] Und das, obwohl es in vielen brandenburgischen Ländern Brauch war, dass die Töchter der Konfession der Mutter folgten, die Söhne aber der des Vaters.[19] In einem anderen, früheren Fall aus dem Jahre 1676 wehrte sich der Bielefelder Bürger und Katholik Johann Heinrich Schöning, verheiratet mit einer evangelischen Frau, gegen diesen Brauch und wollte seine Töchter ebenfalls katholisch erziehen. Hier bekam die Mutter nach einem monatelangen Briefwechsel zwischen den brandenburgischen und den pfalz-neuburgischen Behörden, die nach den Religionsrezessen für die Wahrung der katholischen Interessen in Ravensberg verantwortlich waren, Recht.[20]

Ein noch heute sichtbares Zeugnis für eine überkonfessionelle Ehe ist der Kronleuchter in St. Jodokus, der um 1674 von dem protestantischen

13 Dazu etliche Beispiele bei Nottarp (wie Anm. 6), S. 109.

14 Einzelbeispiele ebd., S. 121.

15 Alois Schröer, Die Reformation in Westfalen. Der Glaubenskampf einer Landschaft, Band 1, Münster 1979, S. 282.

16 Rüthing (wie Anm. 8), S. 48.

17 Ebd. u. Kirchenbuch St. Jodokus.

18 Für die Angaben danke ich Wolfgang Schindler (Haan).

19 Rüthing (wie Anm. 8), S. 48.

20 Nottarp (wie Anm. 6), S. 109; Rüthing (wie Anm. 8), S. 48.

kurbrandenburgischen Rat und Landschreiber der Grafschaft Ravensberg Johannes Meinders (1628–1678) und seiner betont katholischen Ehefrau Anna Clara Isfording (1632–1704)[21] gestiftet wurde.[22]

Ebenfalls für das Land sind Beispiele für überkonfessionelle Ehen zu finden. Gerade im Grenzgebiet zwischen dem reformierten Lippe und dem lutherischen Ravensberg waren Ehen über diese territoriale und konfessionelle Grenze hinweg üblich. Besonders in den großbäuerlichen Familien wurde hin und her geheiratet und über Generationen ein enges familiäres Geflecht aufgebaut. Gelegentlich wurden Konzessionen an die „andere" Konfession gemacht: Die in der seit 1605 reformierten Grafschaft Lippe gelegene Bauerschaft Ahmsen gehörte kirchlich zur lutherischen Münsterkirche in Herford. Als am 29.7.1702[23] Anna Catharina Beata Tappe, die Anerbin des gleichnamigen Hofes zu Ahmsen Nr. 10, den aus Biemsen im lippischen Kirchspiel Schötmar stammenden Henrich Cronshage heiratete, wurde die Trauung in der reformierten Kirche in Herford vorgenommen. Offensichtlich blieb die Familie Tappe beim reformierten Bekenntnis, denn die Kinder aus dieser Ehe wurden alle in der reformierten Kirche zu Herford getauft. Erst ab der übernächsten Generation hielt sich die Familie Tappe wieder geschlossen zur Münsterkirche und somit zur lutherischen Konfession. Das belegen die Einträge in den Kirchenbüchern.

Vor dem Hintergrund der Toleranz verwundert es auch nicht, dass in Ravensberg Ehen geschlossen wurden, denen sich an anderen Orten von kirchlicher Seite entgegengestellt wurde. So fand am 16.5.1662 in Werther eine Hochzeit statt, zu der der Pfarrer in das Kirchenbuch schrieb: „Den 16. Maÿ habe ich Willhelm Hellwig Von Issellhorst undt Lisebeth Schönings Von Münster, welche Personen die geistl: Zu Münster wegen standthaff-

21 Über die bürgerliche Familie Meinders und ihre Ehe- und Konfessionspolitik siehe: Uwe Standera, Die Frau vom Wappenstein. Die Familie Meinders und die Erbauerin von Haus Brodhagen, Anna Clara Isfording. In: Bärbel Sunderbrink (Hg.), Der Schloßhof. Gutshof – Gasthaus – Jüdisches Lager, Bielefeld 2012, S. 38–61.

22 Zum Kronleuchter siehe Andreas Kamm, „Gott zu Ehren und der Kirche zum Zierrat". Barocke Kronleuchter in den Kirchen Bielefelds und seiner Umgebung (ca. 1600–1770) in: 90. Jahresbericht des Historischen Vereins für die Grafschaft Ravensberg 2005, S. 217–290, hier 245 ff.; ders., Die barocken Kronleuchter in Sankt Jodokus, in: Holtkotte, St. Jodokus 1511–2011 (wie Anm. 8), S. 275–280.

23 Herford, St. Petri, ältestes Kirchenbuch der reformierten Gemeinde 1690–1824.

tigkeit des Bräutigambs in seiner Evangelischen Religion [nicht] copuliren wollen, in den H: Ehestandt eingesegnet."[24] Ebenfalls in Werther wurde am 4.5.1668 ein Kind auf den Namen Maria getauft, dessen Vater „David ein pontificius" war, also ein Katholik.[25]

Während die konfessionelle Situation in Ravensberg in ihrer religiösen Freiheit gewährenden Toleranz ein Ausnahme war, waren die Grenzen in Lippe etwas enger gesteckt.

Die Grafschaft Lippe

Im Laufe des 16. Jahrhunderts wurde die Grafschaft Lippe lutherisch. Bereits 1538 wurde eine lippische Kirchenordnung entworfen. Politische Umstände hatten zur Folge, dass die Grafschaft 1548 wieder katholisch wurde, bis nach dem Augsburger Religionsfrieden von 1555 die Kirchenordnung von 1538 erneut eingeführt wurde.[26] Graf Simon VI. zur Lippe (1563–1613), einer der bedeutendsten lippischen Herrscher, wurde vor seinem Regierungsantritt mit der reformierten Bewegung vertraut gemacht, da er unter anderem am reformiert geprägten Hof von Hessen-Kassel erzogen worden war. Als der reformierten Konfession zuneigender Mann gelangte er an die Regierung. 1605 wurde in öffentlichen Gottesdiensten eine Predigtreihe über das Abendmahl nach reformiertem Verständnis gehalten, die am 2.6.1605 mit einer Sakramentsfeier schloss, bei der der gräflichen Familie und ihrem Gefolge das Hl. Abendmahl nach reformiertem Verständnis gereicht wurde. Dieser Vorgang wird als Beginn der „Zweiten Reformation" bezeichnet.[27] Einzig Lemgo bekannte sich beharrlich zum lutherischen Glauben. Die daraus folgenden, zum Teil gewaltsamen Auseinandersetzungen zwischen Landesherr und Stadt wurden 1617 im Röhrentruper Rezeß beigelegt.[28] Der Stadt Lemgo wurde dadurch die Schaffung eines dauerhaften lutherischen

24 Werther, ältestes Kirchenbuch der Jakobikirche, fol. 24 r. Werther, Kirchenbuch 1657–1714, fol. 24 r.

25 Werther, ältestes Kirchenbuch der Jakobikirche, fol. 57 r.

26 Volker Wehrmann (Hg.), Die Lippische Landeskirche 1684–1984. Ihre Geschichte in Darstellungen, Bildern und Dokumenten, Detmold 1984, S. 19–61.

27 Ebd., S. 75; Bartolt Haase u.a., reformieren – streiten – bekennen. 400 Jahre reformiertes Bekenntnis in Lippe, Detmold 2005, S. 47.

28 Haase (wie Anm. 27), S. 58 f.

Kirchenwesens ermöglicht. Seither bestehen in der Grafschaft Lippe parallel zwei Konfessionen.

Nach der lippischen Kirchenordnung von 1684 mussten Paten nicht reformiert sein, sondern einem der im Reich zugelassenen Bekenntnisse angehören (seit 1648 katholisch, lutherisch und reformiert) und vor allem einen guten Ruf haben.[29] Dennoch zeigten sich zwischen Reformierten und Lutherischen Vorbehalte, auch wenn der folgende Fall sicher in seiner Härte der Ansicht die Ausnahme war. Unter einem Taufeintrag aus dem Jahr 1686 im Lipperoder Kirchenbuch[30] findet sich der Nachtrag „Sie ist meineidig, da sie lutherisch geworden; sie starb 1731 zu Lippstadt, nachdem Gott sie wegen ihrer Treulosigkeit mit einer langen Krankheit gezüchtigt hatte."[31]

Eines der seltenen Beispiele von direkten Aussagen der Betroffenen selbst stammt aus der Lemgoer Familie Flörke: Die weitverzweigte Familie hatte sich in evangelische und katholische Zweige geteilt, die dann aber auch wieder untereinander heirateten. So hatte die evangelische Catharina Emerentia Flörke, begr. Lemgo (St. Nicolai) 11.5.1729, 1692 ihren weit entfernten Verwandten Gerhard Flörke geheiratet. Ihr Mann war katholisch, doch dagegen duldete sie keine schlechte Nachrede. Katholisch „sein ja unsere Voreltern alle gewesen" sagte sie in einem Streit um den Kirchenstuhl ihres Vaters aus.[32]

Auch die Grenze zwischen der Grafschaft Lippe und dem Hochstift Paderborn ist im Hinblick auf die Ehen eine Betrachtung wert. Die Auswertung der Schlänger Kirchenbücher hat ergeben, dass in den Jahren 1697–1721 knapp 4,7 % der Ehen überkonfessionell waren, also einer der Ehepartner aus dem Hochstift Paderborn stammte und dort zumeist aus Lippsprin-

29 Nicolas Rügge, Kirchenordnungen und Konfessionalisierung. In: Lippische Mitteilungen aus Geschichte und Landeskunde, 63. Band, Detmold 1994, S. 9–26, hier S. 21.

30 Lipperode, ältestes Kirchenbuch, Taufen 1686.

31 Wilhelm Butterweck, Die Geschichte der Lippischen Landeskirche. Schötmar 1926, S. 237. Bei der Verstorbenen handelt es sich um Christine Sibilla Peters, get. Lipperode 27.3.1686, begr. Lippstadt (St. Nicolai) 6.5.1731. Sie war die Ehefrau des Lippstädter „GerichtsPedellen Johan Sivers".

32 Roland Linde, Leutnant Franz Hermann Flörke und seine Familie. Ahnenstolz und Traditionsbrüche in einer Lemgoer Bürgermeisterdynastie. In: Gisela Wilbertz und Jürgen Scheffler (Hgg.), Biographieforschung und Stadtgeschichte. Lemgo in der Spätphase der Hexenverfolgung, Bielefeld 2000, S. 185–215, hier S. 211, FN 130.

ge. Erklären lässt sich das mit der Randlange und relativen Abgelegenheit Schlangens in Lippe und der räumlichen Nähe zu Lippspringe.

Die Meierfamilie Barkhausen zu Niederbarkhausen im Kirchspiel Oerlinghausen baute dagegen seit 1644 intensive familiäre Beziehungen über weite Entfernungen ins Hochstift Paderborn auf. Davon zeugen insgesamt sieben Heiratsverbindungen nach Salzkotten, Paderborn, Sande bei Paderborn und Siddessen bei Brakel.[33] Bemerkenswert ist, dass die katholische Elisabeth Sauren aus Salzkotten, die 1644 Jobst Christian Meier zu Barkhausen im Kirchspiel Oerlinghausen geheiratet hatte, ihrem Glauben treu blieb und diesen im reformierten Lippe praktizierte. So erwähnte 1679 der reformierte Oerlinghauser Pfarrer Johann Martheus, dass „der Pastor zum Stukebrocke [im Hochstift Paderborn] zum öfftern ins Lippische kehme und der Meyerschen zu Barkhausen ebenmäßig auff päpstische Art die Messe und Communion hielte".[34] Eine erstaunliche Tatsache! Doch wie sah es konfessionell im Hochstift Paderborn aus?

Das Hochstift Paderborn

Die protestantische Zeit im Hochstift Paderborn kann frühestens im Jahre 1577 begonnen haben.[35] Damals hatte der neue Paderborner Fürstbischof Heinrich von Sachsen-Lauenburg (1550–1585, Fürstbischof ab 1577), selbst Protestant, die neue Konfession im Bistum freigegeben.[36] Seine Pläne, das Hochstift in ein weltliches Fürstentum umzuwandeln, konnte er nicht

33 Genealogische Übersicht bei Roland Linde, Meier zu Barkhausen. Eine Geschichte der Höfe Niederbarkhausen und Hohenbarkhausen in Lippe, Lage 2006, S. 148, 204 f. und S. 308–310. Überkonfessionelle Ehen werden außerdem von Roland Linde in seinem Beitrag „Von Heiligenkirchen nach Paderborn: Postmeister Conrad Bernhard Meyer (1692–1761)" (in: Andreas Gaidt und Wilhelm Grabe (Hgg.), Kommunalarchiv und Regionalgeschichte: Rolf-Dietrich Müller zum 65. Geburtstag, Paderborn 2015) und in der Arbeit von Nicolas Rügge (Zur Herkunft der Familie Rügge in Schloß Neuhaus, in: Die Residenz, Heft 106 (September 1998), S. 3–9) thematisiert.

34 Roland Linde, Meier zu Barkhausen (wie Anm. 35), S. 148; LAV NRW OWL, L 71, Nr. 19, fol. 12 f.

35 Das Gebiet, in welchem bis 1802 der Paderborner Fürstbischof nicht nur die geistliche, sondern auch die weltliche Macht hatte, bezeichnet man als das Hochstift Paderborn.

36 Hans Jürgen Brandt und Karl Hengst, Das Erzbistum Paderborn. Geschichte, Personen, Dokumente, Paderborn ²1993, S. 39.

umsetzen. 1585 stürzte der Landesherr von einem scheuenden Pferd und starb bald darauf. Unter den folgenden Fürstbischöfen, besonders unter Dietrich von Fürstenberg (1546–1618, Fürstbischof ab 1585), wurde die katholische Religion langsam, aber beharrlich wieder eingeführt.[37] Durch ein intensives religiöses Leben, zum dem auch Prozessionen und Wallfahrten gehörten, wurde die katholische Konfession im Volk weiter verfestigt.[38] In diesem Kontext ist auch die Einschränkung bei der Auswahl der Taufpaten zu sehen, denn nach der Paderborner Kirchenordnung von 1686 war die katholische Konfession Voraussetzung für die Übernahme des Patenamtes.[39] Deutlich wird damit die Tendenz, ein geschlossenes katholisches Milieu zu schaffen. Aber wie wurde nun auf Angehörige anderer Konfessionen im eigenen Land reagiert? Dazu gibt es einige Beispiele, die entweder doch von einer gewissen Toleranz oder vielleicht auch von einer gewissen Hilflosigkeit zeugen, in jedem Fall aber beweisen, dass nicht mit Gewalt gegen Andersgläubige vorgegangen wurde:

Susanna Menkhausen vom gleichnamigen Meierhof bei Oerlinghausen war zunächst Calvinistin. Sie konvertierte trotz der 1620 erfolgten Heirat mit dem Katholiken Dietrich Varendorf genannt Valepage nicht. So berichtete der Delbrücker Pfarrer Henricus Mertens am 6.5.1644, er habe eine Calvinistin aus der Grafschaft Lippe stammend (*unam Calvinisam habeo excomitatu Lippiensi oriundam*) in seiner Gemeinde.[40] Am 27.12.1657 ließ sie sich jedoch mit ihrem zweiten Mann Jorgen Sechtling in die neugegründete Rosenkranzbruderschaft aufnehmen und wird demnach mittlerweile katholisch geworden sein. Die Beziehungen zur lippischen Verwandtschaft

37 Dazu wurde zum Beispiel Stukenbrock als selbstständiges Kirchspiel eingerichtet. Ursprünglich gehörte das Gebiet des heutigen Stukenbrock politisch zum Hochstift Paderborn, kirchlich aber zu Oerlinghausen in der Grafschaft Lippe. Dietrich von Fürstenberg ordnete nach der Zweiten Reformation in der Grafschaft Lippe an, dass die Stukenbrokker den Gottesdienst in Schloß Neuhaus oder in Delbrück besuchen sollten und nicht den reformierten Gottesdienst in Oerlinghausen. Um die weiten Wege zu ersparen, wurde Stukenbrock um 1611 ein eigenes Kirchspiel, wo bisher nur eine Kapelle bestand. 1614 folgte ein erster Kirchenbau. Siehe dazu auch: Heinrich Stiewe, Stukenbrock. Geschichte eines Sennedorfes, Paderborn 1953, S. 52 f.

38 Brandt/Hengst (wie Anm. 36), S. 40.

39 Rügge (wie Anm. 29), S. 26.

40 Hans Jürgen Rade, Die Geschichte der Familie Valepage. In: Beiträge zur Westfälischen Familienforschung, Band 53, Münster 1995, S. 343–453, hier S. 374.

blieben aber bestehen und wurden durch die Übernahme von Taufpatenschaften gefestigt.[41]

In den Sendgerichtsprotokollen[42] des Archidiakonats Steinheim, zu dem auch Stukenbrock gehörte, werden für 1676 die „Acatholici" im Kirchspiel Stukenbrock aufgezählt: „Jost Starcken, Johan Mey, Johan Eschmeier, Anna Velschoff, die Meiersche uffm Gawester, die junge Meiersche zu bockel."[43] Die drei zuletzt genannten Frauen waren Bäuerinnen auf großen Höfen und haben ähnlich der Susanna Menkhausen ihren protestantischen Glauben in katholischer Umgebung behalten.

Auch auf einen weiteren Hof in Stukenbrock hatte eine Protestantin eingeheiratet. Anna Catharina Gauckstert starb am 5.10.1728 im Alter von 80 Jahren. Demnach wurde sie um 1648 geboren und wird wahrscheinlich um 1670/1675 geheiratet haben. Das Kirchenbuch von St. Johannes Baptist in Stukenbrock berichtet in ihrem Sterbeeintrag ausführlich von den Versuchen, sie zum Übertritt zum katholischen Glauben zu bewegen: Sie sei Nichtkatholikin, hartnäckig bis zum Lebensende und weder durch Eindrücke noch durch gute Worte zum Übertritt zu bewegen gewesen (*acatholika usque in finem pertinax et pulsus et cantu*). So sind Verfolgungen einzelner Protestanten, aus katholischer Sicht „Nichtkatholiken", im Hinblick auf überkonfessionelle Ehen nicht bekannt.

Brüntrup und Elentrup: Zwei Lippspringer Familien aus dem Kirchspiel Heepen

Nachdem das Aufeinanderstoßen der Konfessionen im engsten Lebensbereich, dem der Ehe und der Familie, anhand einzelner Beispiele angeklungen ist, soll nun untersucht werden, inwieweit auch Kontakte in die Herkunftsgebiete einzelner Ehepartner noch über einen längeren Zeitraum bestanden haben.

41 Ebd.

42 Das Sendgericht ahndete, ähnlich dem lippischen und ravensbergischen Gogericht, kleinere Vergehen wie zum Beispiel sittliche Verfehlungen, Körperverletzungen oder Beleidigungen.

43 Erzbistumsarchiv Paderborn, HS XIVa2, fol. 389 v.

Auffallend sind hier die Verbindungen zwischen dem Kirchspiel bzw. der Vogtei Heepen und der Stadt Lippspringe.[44] Dabei lassen sich mehr als bei den bisherigen Einzelbeispielen territoriale und konfessionelle Grenze überschreitende verwandtschaftliche Bindungen rekonstruieren.

Die Familie, die am nachhaltigsten und längsten in Lippspringe gewirkt hat, stammt vom Hof Brüntrup in Stieghorst Nr. 1 (vgl. die Stammtafel auf der folgenden Seite). Sowohl in Heepen[45] als auch in Lippspringe[46] ist 1676 die Hochzeit der Witwe Elsabe Brüntrup mit dem ebenfalls verwitweten Bürgermeister Henrich Osterholz eingetragen.[47] Die unterschiedlichen Konfessionen des Brautpaares sind in keinem der Einträge vermerkt!

Ilsche (oder auch Elsabe) zum Brüntrup war die Anerbin auf dem Hof Stieghorst Nr. 1. Ihr erster Ehemann Jaspar Meyer zu Selhausen hatte den Hofnamen Brüntrup angenommen; er wurde im Juli 1669 als „Jaspar M. zu Seelhusen gewesener Brüntrup" ins Heeper Totenregister eingetragen. Der zweite Ehemann der Witwe Brüntrup war der Witwer Henrich Osterholt (Oisterholtz), Bürgermeister (*consulis*) in Lippspringe. Dessen erste Ehefrau Elisabeth wurde am 14. April 1673 in Lippspringe begraben. Aus dem Lippspringer Schatzverzeichnis des Jahres 1663 geht hervor, dass sie eine geborene Vellern war.[48] Nach gut einem Jahr Ehe starb Henricus Oisterholtz und wurde am 21.2.1677 in Lippspringe begraben.

Den Hof in Stieghorst hatte Bernd zum Brüntrup übernommen, der bereits 1672 in Heepen Margreta Magdalene Meyer zu Asemissen geheiratet

44 Da Lippspringe erst 1913 den Titel „Bad" verliehen bekam, wird in diesem Aufsatz der Zusatz nicht gebraucht.

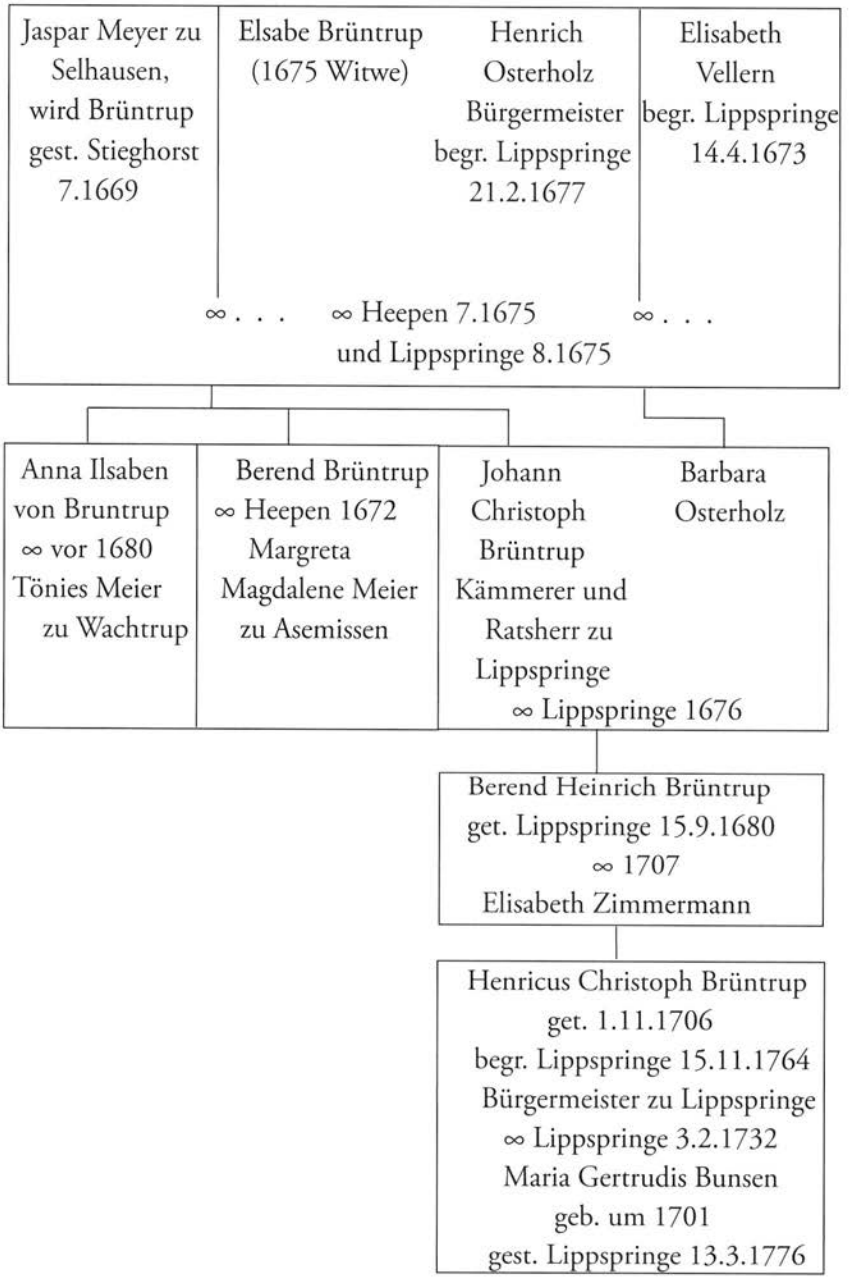
45 Kirchenbuch Heepen, Getraute Anno 1675: „In Julio / Henrich Osterholt BürgerMeister in Lippspringe und witwe Ilsche zum Brüntrup".

46 Kirchenbuch Lippspringe, Getraute Anno 1675: „28. Augusti sindt Henrich Oisterholtz, Bürgermeister undt Elsabe Brüntrups von Heepen des Ravensburgischen Landts [...] copulirt worden".

47 Auf Einzelnachweise der Personenstandsangaben aus den Kirchenbüchern von Heepen (Archiv der Evangelischen Landeskirche in Westfalen), Oerlinghausen und Schötmar (Landesarchiv Detmold), Lippspringe (Kirchengemeinde St. Martin in Lippspringe) sowie Stukenbrock (Erzbistumsarchiv in Paderborn) wird verzichtet.

48 „Verzeichnüsse der persohnen in Lipspringe und des ordinari Schatzes auch vergangenen Jahrs Vieh-Schatzes quanti in anno 1663 d[en] 30 Septembris gehalten" (LAV NRW W, Domkapitel Paderborn, Akten, Nr. 97.34). Quelle gedruckt in: Michael Pavlicic, Lippspringe als Paderborner Landstadt 1445–1803. In: Michael Pavlicic (Bearb.), Lippspringe. Beiträge zur Geschichte, Paderborn 1995, S. 263–274, hier S. 272.

Stammtafel zur Familie Brüntrup



hatte; ihr Sohn Johan wurde 1681 geboren und in Heepen getauft. Ob er den Hof im Jahr seiner Hochzeit oder erst 1676 nach der Heirat seiner Mutter nach Lippspringe angetreten hatte, konnte bislang nicht geklärt werden. Die Eheleute Brüntrup ∞ Meier zu Asemissen gaben den Hof kurz nach der Geburt ihres Sohnes ab, der dann um 1681 von Michael Spilker und Trin Ilsabein Schröders übernommen wurde Sie hatten im Januar 1680 geheiratet und trugen seit der Übernahme des Hofes auch den Namen Brüntrup. Der Verbleib der Eheleute Brüntrup ∞ Meier zu Asemissen ist bisher ungeklärt geblieben.

Zur Frage, wie die Beziehung der Brüntrups zu Lippspringe zustande gekommen sein kann, gibt das Lippspringer Kirchenbuch Hinweise. Gottschalk von Wrachtrup und Elisabeth Klasing hatten am 6.2.1670 in Lippspringe geheiratet. Dass Gottschalk von gleichnamigen Meierhof im ravensbergischen Lämershagen, das aber zum lippischen Kirchspiel Oerlinghausen gehörte, stammte, wird durch die Wahl der Taufpaten bestätigt.[49] Beim ersten Kind, der am 16.10.1672 in Lippspringe getauften Anna Elisabeth Wrachtrup, war „Anna uxor Tonießen Meyers Zu Wrachtrup" neben Johan Rumeney Patin. Tönies Meyer zu Wrachtrup lässt sich mit Hilfe der Oerlinghauser Kirchenbücher in Lämershagen nachweisen. Verheiratet war Tönies seit spätestens 1680[50] mit „Anna Ilsabeen von Bruntrup", und so ist es denkbar, dass über Tönies' Bruder Gottschalk Wrachtrup die Kontakte zur Ehe Osterholz/Brüntrup geschaffen wurden.

Bereits am 6.8.1662 hatten in Lippspringe Albert Koken und Magdalena Wrachtrup geheiratet. Die Braut, vermutlich eine Schwester des Gottschalk, ist wohl die erste gewesen, die aus dem ravensbergisch-lippischen Grenzge-

49 Ein weiterer Hinweis auf die Herkunft vom Meierhof zu Wrachtrup ist der Eintrag im Lippspringer Bürgerbuch, wonach am 19.8.1671 ein Gottschalk Meyer den Bürgereid leistete (Erhard Schulte, Das Bürgerbuch von Bad Lippspringe. In: Beiträge zur westfälischen Familienforschung 30–32, 1972–1974, S. 35–64, hier S. 36). Außerdem wird „Arent Klasing, nunc Gotschalck Meyers" im Domkapitularischen Lagerbuch des Jahres 1669 als Nutzer von Landstücken genannt (LAV NRW W, Domkapitel Paderborn, Akten, Nr. 1672. Quelle gedruckt in: Michael Pavlicic, Lippspringe als Paderborner Landstadt 1445–1803. In: Michael Pavlicic (Bearb.), Lippspringe. Beiträge zur Geschichte, Paderborn 1995, S. 275–286, hier S. 276).

50 Am 24.9.1680 wurde des „Jungen M. Tönies von Frachtorp Sohn Berend Henrich" begraben, Zwillinge wurde am 21.7.1685 getauft und ein weiterer Sohn am 19.8.1688 (Kirchenbuch Oerlinghausen).

biet nach Lippspringe kam. So liegt es nahe, dass ihr Bruder Gottschalk ihr wenige Jahre später folgte und über die Familie Meier zu Wrachtrup, verheiratet mit einer Brüntrup, offensichtlich die weiteren Ehen zustande kamen. Magdalene Wrachtrup, verheiratete Koke, wurde bereits am 9.4.1669 in Lippspringe begraben, nachdem sie im Kindbett gestorben war.

Am 29.7.1686 war in Lippspringe bei Gottschalk Wrachtrups Tochter Maria Elisabeth Wrachtrup „Johan Christopffer Bruntrup" Taufpate: Die im Herkunftsgebiet bestehenden familiären Verbindungen wurden demnach im neuen Lebensumfeld aufrecht erhalten. 1686 gibt das Lippspringer Kirchenbuch zudem Auskunft über die Tätigkeit des Gottschalk Wrachtrup, er war „Westphalen Meiers in dem ordt", also der Bewirtschafter der Westphalenschen Güter in Lippspringe, offensichtlich eine adäquate Aufgabe für den nichterbenden Sohn eines Meierhofes.

Johann Christoph Brüntrup, sehr wahrscheinlich ein Sohn von Ilsche zum Brüntrup aus ihrer Ehe mit Jaspar Meyer zu Selhausen, heiratete 1676 die Lippspringerin Barbara Oisterholtz, die offensichtlich seine Stiefschwester war. Christoffer Brüntrup legte am 12.1.1678 den Lippspringer Bürgereid ab.[51] Auch hierbei helfen die Taufpaten der Kinder weiter, familiäre Verbindungen zu rekonstruieren.

Beim ersten Kind (Maria Elisabeth, get. Lippspringe 3.8.1677), war Patin Elsabein Brüntrup Wittibe Henrichen Oisterholtz [die Großmutter und zugleich Stiefgroßmutter]. Beim zweiten Kind Bernardus Henricus (get. Lippspringe 15.9.1680) stammten die beiden Paten „Berendt Bruntrup auß der Graffschafft Rauenßpurg, vndt Anna Margaretha Oisterholtz uxor Herman Ruhens" aus den Familien beider Elternteile.

Bei der 1689 in Lippspringe geborenen Tochter Clara Elisabeth Brüntrup waren die „Meyersche zu Wrachtrup auß dem Kirchspel Örlinghausen Undt Johan Koken"[52] Paten. 1698 wurden „Christoffer Wrachtrup Undt Clar Anna Bunsen" ausgewählt. Die Taufpaten der übrigen Kinder stammten aus Lippspringe und geben Hinweise auf die Integration der Familie.

An dieser Stelle sei noch einmal auf die Paderborner Kirchenordnung von 1686 hingewiesen. Nach ihr durften Taufpaten ausschließlich der katholischen Konfession angehören. Betrachtet man jetzt die Taufpaten, sollte man vermuten, dass eben ab 1686 keine Taufpaten mehr aus den protes-

51 Schulte (wie Anm. 49), S. 36.

52 Johan Koken war auch bei den Wrachtrups Taufpate.

tantischen Nachbarterritorien stammen, doch das Gegenteil ist der Fall: 1689 (sieh oben) ist keine Ausnahme. Am 15.6.1692 heirateten in Lippspringe „Conradt Lüdekingh auß der Graffschafft Rauenßpurgh vndt Maria Margaretha Schilder", bei deren erstem Kind Joannes Christophorus (get. Lippspringe 18.3.1694) u.a. der Lippspringer „Jo[hann]es Christophorus Bruntrup Camerarius" Pate war; beim zweiten Kind Margaretha Elisabeta (get. Lippspringe 21.12.1695) stammen die Paten „Margaretha Elisabetha Groten Vndt Christopffer Westermann" dem Namen nach aus dem Raum Stieghorst und Ubbedissen, sodass diese Paten nicht zur Vermutung Anlass geben, dass auch Conradt Lüdekingh aus Ubbedissen stammt, sondern auch eine weitere Missachtung der Kirchenordnung nahe legen.

Christoph Brüntrup, dessen Lebensdaten unbekannt sind, war 1690 Kämmerer, 1691 Ratsherr und 1692 wieder Kämmerer in Lippspringe.[53] Viele der Taufpaten seiner Kinder tauchen in der Liste der Lippspringer Bürgermeister, Kämmerer und Ratsherren auf. Aber auch er selbst übernahm Taufpatenschaften, so bei einem Sohn des Neuzugezogenen, aus Ravensberg stammenden Conradt Lüdekingh am 18.3.1694.

Die nächste Generation wurde durch Bernd Henrich Brüntrup (get. Lippspringe 15.9.1680) vertreten. Er war mit Elisabeth Zimmerman verheiratet. Der Sohn Hermannus Andreas wurde am 26.11.1709 getauft. Paten waren Christopherus Zimmermann und mit Barbara Eusterholz die Großmutter. Bei Anna Maria Barbara, get. 11.2.1714, war mit Clara Anna Bruntrup (get. Lippspringe 26.11.1694) eine Tante des Kindes Taufpatin.

Nur die Geburt des Sohnes Christoph der Eheleute Brüntrup ∞ Zimmermann ließ sich zunächst nicht finden, obgleich dieser 1745 und 1747 Ratsherr war, 1752 Kämmerer und 1757 gar Bürgermeister[54], und er zweifelsohne ein Sohn der genannten Eheleute sein musste. Schließlich stellte sich heraus, dass seine Geburt in Lippspringe wohl für einiges Aufsehen gesorgt haben wird: Getauft wurde er am 1.11.1706 in Lippspringe – als unehelicher Sohn der Elisabeth Zimmermann und ohne Nennung des Vaters! Seine Paten waren eine Verwandte seitens der Familie Zimmermann und Catharina Maria Bruntrup. Daher ist davon auszugehen, dass er auch der

53 Michael Pavlicic, Lippspringe als Paderborner Landstadt 1445–1803. In: Michael Pavlicic (Bearb.), Lippspringe. Beiträge zur Geschichte. Paderborn 1995, S. 225–319, hier S. 291.

54 Pavlicic (wie Anm. 53), S. 293.

leibliche Sohn des Bernd Henrich Bruntrup ist, den seine Mutter zu Beginn des Jahres 1707 geheiratet hat.

Das Amt des Bürgermeisters Amt bekleidete Christoph Brüntrup bis 1761. In diesem Jahr trat er unter unglücklichen Umständen und tief enttäuscht zurück. Er bat den Domkantor zu Paderborn[55], ihn von seinem Amt zu entlassen und Neuwahlen durchzuführen, da er durch die Truppenbewegungen des Siebenjährigen Krieges völlig verarmt sei und die Bürger ihn im Stich ließen. Er schreibt, dass er „nuhn viertehalb Jahre in besagter Bürgermeisterß Stelle der Statt vorgestanden, in währender, langwieriger Kriegß Zeith zum blutharmen Man worden, anerwogen, so offt, und mannigßmahl die Kriegß- und Recognocir-Partheyen, wie leyder mehrentheylß alltäglich geschieht, in die Statt gelangen; dieselbe jedeß mahl dem Bürgermeyster inß Hauß fallen, welcher dan nicht allein unter Bedrohung härbester Prügelen alle nur im Hauß auffzubringen stehende Victualien herschießen muß; sondern auch die Partheyen ihm Bohden, Balcken undt Bühnen durchvisitiren, undt wo daß geringste Korn oder Fourage befindlig, gewaltsahm wegnehmen; ambey auch, so die Bürgere alß dan Gelegenheith suchen ihre Pferde zu verbergen, dem Bürgermeyster die Pferde mittgenommen werden; nuhn der betrangter Supplicans kein Brod, viel weniger Buttern, Käß oder Fleisch, undt noch weniger Frucht oder Fouragen, summa nichtß behalten; wie dan auch seine Pferde auffgerieben worden.

Wan nuhn in anderen Örtheren hiesigeß Hochstifftß, an Einigen bey halben, an Einigen bey viertell - Jahren die Bürgermeysterstellen undt Vorstehereyen bey dießen KriegßZeithen abgewechßelt werden; wie undt woher nuhn der Supplicans allein für die gantze Statt Lipspring blutharm werden müßen; also da viertehalb Jahr gestanden ihm nuhn ohnaußhaltlig worden, besonderß da die Stattsglieder undt Rathsgenoßen bey Ankunft der Trouppen sich verbergen, undt den Bürgermeyster im Stich laßen."[56]

Dieser Brief beendete die jahrzentelange Tradition der Familie Brüntrup in Lippspringe, öffentliche Ämter zu bekleiden. Henricus Christoph Brün-

55 Lippspringe erhielt 1445 Stadtrechte, allerdings nicht wie normalerweise üblich durch den Landesherrn, in diesem Fall dem Paderborner Bischof, sondern durch das Hohe Domkapitel von Paderborn. Daher bat Christoph Brüntrup den Domkantor um seine Entlassung. (Pavlicic (wie Anm. 53), S. 227.

56 Pavlicic (wie Anm. 53), S. 299 f., nach LAV NRW W, Domkapitel Paderborn, Akten, Nr. 1855.

trup wurde am 15.11.1764 begraben, seine etwa fünf Jahre ältere Ehefrau Gertrudis Bunsen, die er am 3.2.1732 in Lippspringe geheiratet hatte, starb am 13.3.1776 im Alter von 75 Jahren.

Eine weitere Familie, die in einem Zweig nach Lippspringe übergesiedelt ist, stammt vom Hof Meyer zu Ehlentrup in Sieker Nr. 1 im Kirchspiel Heepen. Zu dieser Eheschließung existieren ebenfalls zwei Traueinträge, ähnlich bei der Hochzeit Osterholz ∞ Brüntrup: Nach dem Heeper Kirchenbuch heirateten im September 1676 „Hanß Herman M: Zu Ehlentrups u. Anna Magdalena witw: Niemansche auß Lippspringe". Die parallele Eintragung im Lippspringer Kirchenbuch lautet „Anno 1676, den 27. Sept. Domina 17. post Trinitatem sindt Johan Herman Eilentrup auß der Graffschafft Ravenßburg undt Magdalena Schmidt Vidua Jorgen Ausels [...] copulirt". Von unterschiedlichen Konfessionen ist auch hier keine Rede. Die verschiedenen Namen der Braut ließen sich mit dem Begräbniseintrag ihres ersten Mannes klären, der am 22.5.1676 als „Jorgen Ausel vulgo Niemeier"[57] in das Kirchenbuch eingetragen wurde. Ein paar Wochen nach der Trauung legte „Johann Hermann Eilentrup" am 18.1.1677 den Bürgereid in Lippspringe ab.[58]

Hanß Hermann (Meyer zu) Ehlentrup und seine Ehefrau haben durch die Wahl der Taufpaten ihrer Kinder die Verbindung zur Heimat des Ehemannes aufrechterhalten. 1678 baten sie den Großvater (*avus infantis*) „Meyer zu Eilentrup[59] in der Graffschafft Ravensberg" und Hunoldt Valpage, den Verwalter der Westfalenschen Güter in Lippspringe, als Paten. 1681 hatte „N. Hartlage ein Meyer auß der Graffschafft Ravenspurg" die Ehre der Patenschaft bekommen. Das war Johann Meyer zu Hartlage, Colon auf dem Hof Sieker Nr. 2 im Kirchspiel Heepen, der im November 1679 in Heepen Marie Elisabeth Meyer zu Ehlentrup geheiratet hatte. Er war also der angeheiratete Onkel des Täuflings.

Über die erste Ehe der Frau kann nicht viel berichtet werden. Anhand der Lippspringer Kirchenbücher lässt sich feststellen, dass ihr Schwager Conrad Holzgreve war. Seine Ehefrau Catharina Elisabetha Außels hatte er in Lippspringe am 29.6.1659 geheiratet. Conrad Holtgreve stammte aus Nieheim (*Nimensis*) und war Bürgermeister zu Lippspringe, also einer der Vorgänger

57 Niemeier ist hier vermutlich ein Schreib- oder Übertragungsfehler.

58 Schulte (wie Anm. 49), S. 36.

59 Meier zu Elentrup ist der Hof Sieker Nr. 1 im Kirchspiel Heepen.

der Brüntrups. Als solcher ist er 1675 und 1678 bezeugt.[60] Die Taufpaten einiger seiner Kinder weisen auf den katholischen Glauben in dieser Familie hin: 1665 „Hermannum Krieger pastorim in Beken", 1675 „Jodokus Henkelen Pastor in der Delbruggen" und 1678 „Franciscus Memeringh Cathedralis Ecclia Paderb. Beneficiatus".

Eine Familie und drei Territorien

Ein Beispiel für eine die drei Herrschaftsgebiete verbindende Familie bietet die Familie Reese aus Grastrup in der Person des Simon Johann Reese. Er wurde zu Beginn der 1640er Jahre im Grastruper Krug im Kirchspiel Schötmar in der Grafschaft Lippe geboren.[61] Seine Eltern, der Krüger Dietrich Reese und dessen Ehefrau Anna Krieger, hatten ihn studieren lassen und dafür offensichtlich finanzielle Klimmzüge in Kauf genommen.[62] Simon Johann gelang ein sozialer Aufstieg, der auch den Wechsel zum Katholizismus mit sich brachte. Er wurde Verwalter der von Westphalenschen Güter in Herford und heiratete in die Familie seiner Vorgänger ein:

Seine Ehefrau war Catharina Hedwig Thorwesten (geb. wohl Herford, begr. Lippspringe 30.4.1712)[63], Tochter des Westphalenschen Verwalters in Herford, des katholischen Theodor (oder Dietrich) Thorwesten (um 1598–nach 1679).[64] Da die von Westphalen auch Güter in Lippspringe besaßen, lag es nahe, dass die Verwalter aus Herford auch die Lippspringer Liegen-

60 In den Taufeinträgen seiner 1675 und 1678 in Lippspringe geborenen Kindern wird Conrad Holzgreve als Bürgermeister genannt.

61 Am 24.4.1667 wird die eheliche Herkunft von Simon Johann Reese unter der Vollständigen Nennung seiner Eltern bestätigt (LAV NRW OWL, L 37 XV – Legitimationsscheine). Für den Hinweis danke ich Wolfgang Bechtel (Detmold).

62 Der Vater Diderich Reese sagt dazu am 26.2.1667 aus, dass er seinen „Sohn Johan Simon nunmehro einige Jahre, alß an demselben eine Zimliche Begirde Zum studiren Verspüret, sowol auff trivial schulen, alß academien" seinem „geringen Vermögen nach leben lassen" hatte. (LAV NRW OWL, L 23, Nr. 75, fol. 197 r).

63 Rade (wie Anm. 40), 384; Nottarp (wie Anm. 6), S. 101, FN 19 (hier ist anzumerken, dass Simon Johann Reese nicht 1709, sondern vermutlich nach 1712 verstorben ist. Aus dem Sterbeeintrag seiner Ehefrau kann geschlossen werden, dass er 1712 noch lebte.

64 Zu seiner Erinnerung hat Theodor Thorwesten 1679 eine Gedenktafel in St. Johannes Baptist in Herford errichten lassen, die heute im Nordschiff der Kirche hängt. Nottarp (wie Anm. 6, S. 101, FN 19) bezeichnet diese Gedenktafel irrtümlich als Grabstein.

schaften beaufsichtigten. In Herford und in Lippspringe sind vier Kinder der Eheleute Reese ∞ Thorwesten nachweisbar: Heinrich Wilhelm wurde Nachfolger seines Vaters in Herford und Lippspringe, Friedrich Wilhelm blieb in Herford, wo er in den Kirchenbüchern der katholischen Gemeinde nachweisbar ist, Anna Margaretha heiratete in Lippspringe am 4.6.1712 einen Savoyischen Kaufmann, eine Tochter mit bisher unbekanntem Vornamen wurde die Ehefrau von Ludolph Holzgreve aus Driburg.[65] Der Sterbeeintrag von Simon Johann Reese konnte bisher nicht festgestellt werden.

Simon Johan Reese wurde trotz seines Übertritts zum katholischen Glauben selbst noch in seiner weiteren reformierten Verwandtschaft in Lippe offensichtlich nicht als Abtrünniger betrachtet, sondern gerne zur Übernahme von Taufpatenschaften gebeten: So war er als „Dirichs sohn zu grasdorff quae habitat in HerVordt" in Schötmar am 5.1.1669[66] Gevatter bei Pechers an der Bega Sohn Johan Dieterich. Bei einer weiteren Taufe in der Familie Pecher wird er als Pate am 21.2.1703 als „der Westphäler Vogt aus Herford" genannt. Die am 15.8.1714 in Schötmar als „Westfälinger Vogts in Hervord ... Hausfrau" genannte Patin, ebenfalls bei einer Taufe in der Familie Pecher an der Bega, ist die Katholikin Odilia Margaretha Hoink, Ehefrau von Friedrich Wilhelm Reese[67] und Schwiegertochter des Simon Johann Reese. Diese Patenschaft beweist, dass die familiären Verbindungen trotz unterschiedlichen Bekenntnisses auch noch in der nächsten Generation gepflegt wurden! Simon Johann Reese selbst war außerdem Taufpate bei den Kindern seines Bruders Johann Barthold Reese, dem Anerben des elterlichen Kruges in Grastrup, so in Schötmar am 24.2.1673 bei der Taufe von Johan Siemon Krüger (Reese) als „H Vogt Westfallen" und am 25.6.1689 bei Simon Diederich Krüger (Reese). Dort heißt es in Bezug zu Täufling und Vater, „welchen Er durch seinen bruder den Westphälinger Vogt Zur tauffe heben Vnd benennen lassen". Aus reformierter Sicht waren alle diese Patenschaften nach der Kirchenordnung von 1684 problemlos möglich, da die Paten einer der zugelassenen Konfessionen angehörte – und auch im zwischenmenschlichen

65 Lucie Welschof, Die Vorfahren der Familie Welschof in Stukenbrock. Schreibmaschinenmanuskript, o.O. 1969, S. 22 f.

66 Fraglich ist hier allerdings, ob Simon Johann Reese in diesem Jahr bereits konvertiert war.

67 Die Eheleute Reese ∞ Hoink sind durch zwei Taufeinträge ihrer Kinder bezeugt (Herford, Kirchenbuch St. Johannes Baptist, Taufen 1712 und 1717).

Bereich hat der Konfessionswechsel des Simon Johann Reese offensichtlich keinen Riss verursacht, weder in seiner noch in der folgenden Generation.

Fazit

Zahlreiche Einzelbeispiele als auch der Blick auf ganze Familien erlauben die Aussage, dass in der Frühen Neuzeit im heutigen Ostwestfalen-Lippe konfessionelle Gegensätze bei der Auswahl der Ehepartner nur eine nachgeordnete Rolle spielten. Da in dem untersuchten Gebiet im 17. Jahrhundert auf engstem Raume drei Konfessionen zu finden sind, konnte es auch nicht verhindert werden, dass man über konfessionelle Grenzen heiratete. Die genannten konfessionellen Eingrenzungen stimmen, was die von der Obrigkeit vorgeschriebene Religion betrifft. Die Bevölkerung dachte großzügiger. In den Familien wurden die konfessionellen Unterschiede friedlich bestehen gelassen oder kontrovers ausgelebt. Früher oder später wurde dann aber zumeist die Konfession des Wohnortes angenommen.

Bei unserem Bild von der Vergangenheit sollten wir nicht übersehen und uns immer wieder bewusst machen, dass unsere Vorfahren manchmal weit toleranter und in ihrem Denken großzügiger waren, als wir es uns heute vorstellen können und unseren Vorfahren zutrauen!

An zahlreichen Beispielen, besonders aber an den Familien Elentrup und Brüntrup wird deutlich, dass auch in der Frühen Neuzeit die konfessionellen und politischen Grenzen zwischen Ravensberg, Lippe und Paderborn nicht undurchlässig waren. Und letztlich konnten auch noch so strenge Kirchenordnungen nicht verhindern, dass verwandtschaftliche Beziehungen über konfessionelle Grenzen hinweg gepflegt wurde. Sicher ist die Anzahl von Eheleuten unterschiedlichen Bekenntnisses in der Frühen Neuzeit verhältnismäßig gering, aber sie sind ein nicht zu übersehender Aspekt, der zum Bild von der Vergangenheit beiträgt, mit dessen Hilfe der Facettenreichtum des Lebens in früheren Jahrhunderten anschaulich dargestellt werden kann.

Bücher, Bilder und Berichte – Die Quellen der Collectaneen Wolff Ernst Alemans

Von Jochen Rath

Wolff Ernst Alemans „Collectanea Ravensbergensia" (CR) galten schon im 18. Jahrhundert dem einen als ein „rechter Schatz"[1], dem anderen als „in der Hauptsache sehr unbedeutend".[2] Die Diskrepanz erklärt sich aus der fehlenden Struktur und Synthese der Sammlung bei gleichzeitig überraschendem und im Detail nicht ohne Reiz stehendem Wert dieser unberechenbaren und ungezähmten Quelle. Trotz seines selbsterklärten Anspruchs aus der Vorrede, „etwas anständiges und solides" vorlegen zu wollen, blieb Aleman weit von einer Gesamtschau der Ravensberger Geschichte und Zustände entfernt, hat diese mangels Veröffentlichungsinteresses aber auch nie beabsichtigt, wie bereits Ernst Albrecht Friedrich Culemann 1747 schrieb, wonach er „sehr viele gute Nachrichten mit unglaublicher Mühe gesammlet [hatte], sie sind aber nicht in gehörige Ordnung gebracht, weilen seine Meynung niemalen gewesen, die Sammlungen durch den Druck bekannt zu machen."[3] Differenzierter bescheinigte Leopold von Ledebur der Sammlung Mängel „in Beziehung auf kritische Forschung" bei gleichzeitigem großen „Reichthum schätzbarer

1 Johann Diederich von Steinen, Johann Hobbelings Beschreibung Des ganzen Stifts Münster Und Johann von der Berswordt Westphälisches Adeliches Stammbuch, Dortmund 1742, Vorbericht, Kapitel V. Zu den „Collectaneen" [im Folgenden CR; Stadtarchiv Bielefeld, Bestand 300,5/Handschriften, gebunden, Nr. 81] siehe Wilhelm Sauerländer, Die Collectanea Ravensbergensia des Amtsschreibers und Kommissionssekretärs Wolf Ernst Alemann, in: 37. Jahresbericht des Historischen Vereins für die Grafschaft Ravensberg [im Folgenden JBHVR] 1923, S. 1–9; Gustav Engel, Geistiges Leben in Minden, Ravensberg und Herford während des 17. und 18. Jahrhunderts, Teil 1: Die Geschichtsschreibung, in: 52. JBHVR 1938, S. 2–158, hier S. 124 ff. (Diss. Münster 1938). Vgl. die Anmerkungen bei Hermann Rothert, Westfälische Geschichte, Bd. 3: Absolutismus und Aufklärung, Gütersloh 1951, S. 386.

2 Andreas Lamey, Diplomatische Geschichte der alten Grafen von Ravensberg […], Mannheim 1779, Vorrede, S. 2r.

3 Ernst Albrecht Friedrich Culemann, Ravensbergische Merckwürdigkeiten. Worinnen dasjenige, was sich in der Grafschaft Ravensberg bishero Merckwürdiges zugetragen hat, kürtzlich erzählet wird, 1. Teil, Minden 1747, S. 6.

Notizen für die Geschichte der Grafschaft".[4]

Inhalte und Struktur der CR sind oberflächlich beschrieben worden, wobei die Aufmerksamkeit dem regional- und lokalgeschichtlichen Nutzen galt, der gegenüber anderen zeitgenössischen Quellen zumeist zu vernachlässigen ist. Wenn der historiographische Wert in Einzelfragen wie zur Geschichte der landsässigen Ritterschaft Ravensbergs nicht zu unterschätzen[5], aber insgesamt doch beschränkt ist und bereits durch andere Werke zumeist mühelos übertroffen wird, so liefern die CR doch Hinweise auf Informationsakquise, Bildungshorizont, Methodik, Sozialisation und Religiosität ihres Autors. Johann Diedrich von Steinen (1699–1759), Pfarrer und Historiograph, attestierte Aleman 1742 angesichts des unvollständig überlieferten Gesamtopus' aus Collectaneen und einer Sammlung von Sterbe-Sinnsprüchen[6], er habe sich durch seine „Freundlichkeit, Frömmigkeit, Redlichkeit und Gelehrsamkeit einen unsterblichen Nachruhm erworben".[7]

Die heute 24 CR-Bände wurden zwischen 1688 und 1723 angefertigt, Ergänzungen und Nachträge sind mal in logischen Zusammenhängen eingeordnet, dann wieder willkürlich platziert worden. Die ersten vier Bände Alemans mit knapp 3.000 Seiten sind die regionalgeschichtlich ergiebigsten und noch am ehesten mit einer Struktur versehen, die sich später in Wiederholungen und Überschneidungen verliert. Der Wert liegt dann vor allem in der Überlieferung von Edikten, Amtseiden, Statistiken und kleineren stadt- und regionalgeschichtlichen Notizen, die aber wegen eines fehlenden Registers nur schwer zu ermitteln sind. Aufgrund seiner Praxis, die Informationsfragmente mal strukturiert zu platzieren, dann wieder willkürlich zu montieren, und mehrfacher Neubindungen ist eine exakte Chronologie aller Eintragungen kaum möglich, zumal unklar ist, wann die durchgängige Paginierung der ersten vier Bände erfolgte. Jedoch sind zahlreiche Informationen aus Briefen, Fragebogen (!) oder Gesprächen mit Tagesdaten versehen. Die Zusammenstellung deckt viele Lebensbereiche ab, vom

4 Andreas Priever/Ulrich Henselmeyer (Hgg.), Leopold von Ledebur, Das Fürstentum Minden und die Grafschaft Ravensberg. Denkmäler der Geschichte, der Kunst und des Altertums (1825), Bielefeld 2009, S. 114.

5 Siehe Karl Adolf von der Horst, Die Rittersitze der Grafschaft Ravensberg und des Fürstentums Minden, Berlin 1894.

6 Collectirte Todesgedanken; Stadtarchiv Bielefeld, Bestand 300,5/Handschriften, gebunden, Nr. 82.

7 Steinen, Beschreibung (wie Anm. 1), Vorbericht, Kapitel V.

Alltäglichen (Beamtenlisten) bis zum Besonderen, ja Sensationellen, nämlich „allerhand wunderliche casus, selthene begebenheiten, erschreckliche tahten, traur- und mordgeschichte, an hohen und niedrigen, an geistlichen und weltlichen, wofür einem die hahr mügen zu berge stehen".[8] In diesem Beitrag sollen verschiedene Quellengruppen und deren Provenienz ermittelt und Verknüpfungen dargestellt werden – mit von Steinen gefragt: Wo werden „Freundlichkeit, Frömmigkeit, Redlichkeit und Gelehrsamkeit" Alemans im Werk erkennbar?

Herkunft und Karriere

Wolff Ernst Aleman war am 27. Juli 1654 als Sohn des Bernhard Aleman (1607–1671), seit 1637 Vogt zu Borgholzhausen, und der Sophie Marie Aleman geb. Schultze in Borgholzhausen geboren.[9] Im – fast fortgeschrittenen – Alter von bald 21 Jahren immatrikulierte er sich am 14. Mai 1675 an der 1665 gegründeten und damit noch recht jungen Universität in Kiel (Academia Holsatorum Chiloniensis), an der weitere Ravensberger Studenten eingeschrieben waren, obwohl die Hochschule insgesamt „über den engen Rahmen einer lutherischen Landesuniversität [...] nicht hinauswuchs".[10] Sie gehörte zu den „gemäßigten lutherischen Universitäten" im Reich, was auch der Grundausrichtung eines „milderen Luthertums" der holsteinischen Herzogtümer entsprach.[11] Vielleicht ergaben sich dort frühe Berührungen mit Philipp Jacob Speners (1635–1705) Pietismus, der spätestens 1676 (oder schon 1670) mit dem Kieler Theologieprofessor Christian Kortholt (1633–1694) Briefkontakt unterhielt, aber ihn bereits in seinen *Pia Desideria* erwähnte, die im September 1675 als eigene Schrift veröffentlicht wurden. Vor allem Alemans Listung im „Album universorum" und nicht im „Album novitiorum" spricht neben seinem Alter für ein vorhergegangenes Studium

8 CR I 8.

9 Siehe Hans von Müller, Johann Ernst Tiemann in Ravensberg und Minden, in: 53. JBHVR 1939, S. (1)–(32) u. 1–128, hier S. 5 ff.

10 Anton Schindling, Bildung und Wissenschaft in der Frühen Neuzeit 1650–1800, München 1994, S. 29; Kieler Immatrikulation Alemans in: Franz Gundlach, Das Album der Christian-Albrechts-Universität zu Kiel 1665–1865, Kiel 1915, S. 17, Nr. 845.

11 Harm Cordes, Hilaria evangelica academica. Das Reformationsjubiläum von 1717 an den deutschen lutherischen Universitäten, Göttingen 2006 (Diss. Mainz 2003), S. 93 f.

an einer anderen, bislang nicht ermittelten Universität.[12] In Kiel blieb er bis Ende 1677 – sein Studienfach (in Kiel Jura, Philosophie, Medizin oder Theologie) ist leider nicht angegeben. Nach dem Studium war er in Berlin Sekretär und Erzieher bei Franz von Meinders (1630–1695), dem in Bielefeld geborenen kurbrandenburgischen Geheimen Rat.[13]

Aus der am 11. Juli 1683 in Bielefeld mit Maria Elisabeth Ubbelohde (1663–1730) geschlossenen Ehe gingen drei Söhne und acht Töchter hervor. Alle Söhne waren an der 1694 gegründeten Universität Halle/Saale oder der dortigen Lateinschule eingeschrieben: Clamor (geb. 1696) 1712 an der Lateinschule, Dieterich Anthon Aleman (1690–1765), der 1711 eingeschrieben und 1713 seinem Vater als Assistent zugeordnet war, und Ernst Heinrich Aleman (1698 o. 1699–1739), der 1717 bis 1719 in Halle studiert hatte und dort bis 1721 als Lehrer tätig war.[14] Mindestens zwei Töchter waren mit in Halle studierten Pfarrern verheiratet.[15] Die mehrfach erneuerte Verbindung nach Halle deutet auf eine pietistische Orientierung der Familie.[16]

12 Freundliche Auskunft von Dr. Dagmar Bickelmann, Landesarchiv Schleswig-Holstein, v. 5.8.2015.

13 CR I 556 u. handschriftliche Notiz in einer Luther-Bibel (Lemgo 1756) aus Familienbesitz der Alemans; Landesgeschichtliche Bibliothek Bielefeld E 70 2. Zu Franz v. Meinders hier nur Peter Bahl, Der Hof des Großen Kurfürsten. Studien zur höheren Amtsträgerschaft Brandenburg-Preußens, Köln/Weimar/Wien 2001 (Diss. Berlin 1999), S. 540–542 mit Literaturhinweisen.

14 Fritz Juntke (Bearb.), Matrikel der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg. Teil 1 (1690–1730), Halle 1960, S. 4 u. CR II 804 f.; Friedrich Wilhelm Bauks, Die evangelischen Pfarrer in Westfalen von der Reformationszeit bis 1945, Bielefeld 1980, S. 5/Nr. 64. Vgl. die biographischen Hinweise (Aleman/Alemann) unter http://192.124.243.55/cgi-bin/gkdb.pl?t_maske (Franckesche Stiftungen zu Halle (Saale), Studienzentrum August Hermann Francke – Archiv – Datenbank zu den Einzelhandschriften in den historischen Archivabteilungen). Zur Familie siehe Jobst Hinrich Ubbelohde – Richter in Bielefeld zur Zeit des „Großen Kurfürsten", in: Ravensberger Blätter 2012, Heft 2, S. 13–18 u. ders./Francine Vanbrusselt, Chronik der Familie Ubbelohde, Teile I-IV in 3 Bänden, mit besonderer Berücksichtigung der direkten Linien aller lebenden Namensträger, (maschschr.) Brüssel 2011, Bd. 4, S. 9.

15 Zu den Töchtern siehe Bauks, Pfarrer (wie Anm. 14), S. 7/Nr. 83 (Althof(f)) u. S. 80/Nr. 1036 (Corfey) mit S. 74/Nr. 949 (Andreas Cappelmann, 2. Ehemann). Die bei Bauks, Pfarrer, S. 420/Nr. 5206 erwähnte Charlotte Alemann (1687–1716), die aufgrund der Lebensdaten eine weitere Tochter sein könnte, war ebenfalls mit einem in Halle studierten Pfarrer verheiratet.

16 Vgl. Christian Peters, Israel Clauder (1670–1721) – Hallischer Pietismus in Minden-Ravensberg, in: ders./Martin Brecht/Rüdiger Bremme (Hgg.), Zwischen Spener und Vol-

Wolff Ernst Alemans Verwaltungslaufbahn ist kurz beschrieben: 1680 war er als Zeugschreiber in Minden für die Verwaltung des Militärgeräts zuständig, am 26. März 1681 avancierte er zum Kommissions- und Zeugwärter auf dem Sparrenberg, 1683 zum Amtsschreiber für das Amt Sparrenberg und schließlich am 26. September 1686 zum Kommissionssekretär der Grafschaft und erreichte damit früh seinen Karrieregipfel.[17] Bis zu seinem Tod am 16. Februar 1725 kam er demnach über Jahrzehnte hinweg mit Verwaltungsspezialisten und -vorgängen in Kontakt und verwendete diese für eine ebenso rege wie endlose Sammeltätigkeit.[18]

Bücher: Klassiker und Novitäten

Aleman nutzte für seine Darstellungen eine Vielzahl zeitgenössischer Werke, die ihm z.T. unmittelbar vorlagen oder auf die er zugreifen konnte – denkbar ist hier eine Nutzung der Bibliotheken vor allem des Gymnasiums[19], der beiden lutherischen Pfarreien, eventuell auch des Franziskanerklosters[20] oder Buchsammlungen juristisch gebildeter Persönlichkeiten. Eine Ratshandbibliothek ist für das frühneuzeitliche Bielefeld bislang nicht nachzuweisen. Alemans Bibliotheksfundus dürfte lokal beschränkt gewesen sein, sich selten auf regionale Sammlungen ausdehnen, die allenfalls in Herford (Stadt und Reichsabtei) oder auf den Adelsgütern in nennenswertem Umfang zur Verfügung gestanden haben – in Frage kommt hier die Bibliothek Hermann Adolph von Meinders' (1665–1730) in Halle/Westfalen.[21] Für die Auswer-

kening. Pietismus in Minden-Ravensberg im 18. und frühen 19. Jahrhundert, Bielefeld 2002, S. 9–127 mit diversen Nachweisen.

17 CR I 699-701 u. CR II 850 ff.

18 Peter Florenz Weddigen, Historisch-geographisch-statistische Beschreibung der Grafschaft Ravensberg in Westphalen, Bd. 1, Leipzig 1790, S. 184 f.

19 Roland Köhne/Johannes Altenberend, Die Bibliothek des Ratsgymnasiums, in: Johannes Altenberend (Hg.), Deo et litteris. Schule mit Geschichte – Schule mit der Zeit. Festschrift zum 450-jährigen Jubiläum des Ratsgymnasiums Bielefeld, Bielefeld 2008, S. 93–106.

20 Siehe Johannes Altenberend, Die Bibliothek des Franziskanerklosters Sankt Jodokus in Bielefeld, in: ders./Josef Holtkotte, St. Jodokus 1511–2011. Beiträge zur Geschichte des Franziskanerklosters und der Pfarrgemeinde St. Jodokus Bielefeld, Bielefeld 2011, S. 89–106.

21 Weddigen, Beschreibung (wie Anm. 18), S. 221.

tung überregionaler Bibliotheken ergaben sich für Aleman nach dem Studium kaum noch Chancen, da sein Arbeitsfeld auf die Grafschaft begrenzt war, eine Konsultation von Universitäts- oder größeren Herrschafts- oder Klosterbibliotheken aber auch nicht im Verhältnis zu seinem Unternehmen stand. Die Angabe, der Abschlussband enthalte ein „Verzeichnis der benutzten Autoren", trifft leider nicht für die historischen Ausführungen, sondern allenfalls für die Memento-mori-Glossen, vielleicht sogar nur für sein zweites Hauptwerk, die „Collectirten Todesgedanken" zu, die einer eigenen Untersuchung lohnen dürften.[22]

Die genutzte Literatur lässt sich wie folgt kategorisieren:

- historiographische Werke (Allgemeine Geschichte – Regionalgeschichte Niederdeutschlands – Geschichte Kurbrandenburgs/der Hohenzollern),
- juristische Werke,
- Wappenbücher,
- Reisebeschreibungen/-berichte und
- Einblattdrucke/Flugschriften und Druckschriften.

Die zitierten Werke decken regionalgeschichtlich alles Einschlägige ab, was wiederum die Vollständigkeit der ausgewerteten Sammlungen reflektiert. Auch aus allgemeinen Werken wurden noch so kleine Abschnitte und Notizen zur Geschichte Ravensbergs übernommen. Konfessionelle Tendenzen der Autoren spielen keine Rolle – die übernommenen Passagen bleiben unkommentiert. Durch das Raster fiel das 1633 von Matthäus Merian (1593–1650) begründete „Theatrum Europaeum", das keine Rolle spielt, obwohl es mit den Jahren 1618 bis 1718 Alemans Berichtszeitraum weitgehend abdeckte. Ein zeitlicher Schwerpunkt der von Aleman ausgewerteten und hier in Auswahl vorzustellenden Veröffentlichungen ist nicht unmittelbar auszumachen. Wider Erwarten spiegelt seine Literaturauswahl nicht die desolate Lage des deutschen Buchmarktes nach dem Dreißigjährigen Krieg wieder. Die nichtperiodischen Druckerzeugnisse (Bücher, Flugblätter) im Heiligen Römischen Reich hatten vor 1618 einen ersten Höhepunkt an Neuerscheinungen erlebt, der exakt 150 (!) Jahre später erst wieder über-

22 Müller, Tiemann (wie Anm. 9), S. 7 aufgrund des Registers in CR XXIV. Einzige Ausnahme ist Hermann Hamelmanns, De vetustis titulis et nominibus principum, comitum heroum atque illustrium familiarum, quae olim existere vel fuere in inferiori Saxonia, Angrivaria & Westphalia [...], Libri tres, Leipzig 1592 (CR XXIV fol. 167r).

troffen werden konnte. In der 2. Hälfte des 17. Jahrhunderts erreichten die Neuerscheinungen in diesem Marktsegment – bei allen statistischen Unsicherheiten – gerade einmal 50 % der Vorkriegswerte, was einem „Quasikollaps des deutschen Buchdruckgewerbes" gleichkam.[23]

Aleman verfügte über einige jüngere Veröffentlichungen, griff aber genauso auf Bewährtes zurück, das vor dem Dreißigjährigen Krieg erschienen war:

- Albert Krantz' (ca. 1448–1517) „Saxonia" von 1520 und „Metropolis" von 1548[24],
- Hermann Hamelmanns (1526–1595) westfälische Reformationsgeschichte von 1586, die niedersächsisch-engrisch-westfälische Adelsgeschichte von 1592 und die Oldenburgische Chronik von 1599[25],
- die Braunschweigische Geschichte und der Irminsul-Band von Heinrich Meibom (1555–1625)[26],
- die 1588 herausgegebene Sachsen- und Niedersachsen-Chronik von

23 Andreas Würgler, Medien in der Frühen Neuzeit, München 2009, S. 40.

24 Albert Krantz, Saxonia, Köln 1520 (wahrscheinlich spätere Auflage); ders., Metropolis, Basel 1548. Zu Krantz siehe Ulrich Andermann, Albert Krantz – Wissenschaft und Historiographie um 1500, Weimar 1999 (Habil. Osnabrück 1994); Harald Bollbuck, Geschichts- und Raummodelle bei Albert Krantz (um 1448–1517) und David Chytraeus (1530–1600). Transformationen des historischen Diskurses im 16. Jahrhundert, Frankfurt/M. u.a. 2006 (Diss. Kiel).

25 Hermann Hamelmann, Pars prima [...] historiae ecclesiasticae renati evangelii per inferiorem Saxoniam & Westphaliam [...], o.O. 1586 (CR I 474 falsch 1585); ders. De vetustis titulis (wie Anm. 22); ders., Oldenburgisch Chronicon Das ist Beschreibung Der Löblichen Uhralten Grafen zu Oldenburg und Delmenhorst [et]c. [...], Oldenburg 1599 – entnommen sind dort u.a. die Widukind-Vita (CR IV 2538 ff.) und die Legende vom Oldenburger Horn, dessen Abbildung detailliert kopiert und koloriert ist (CR IV 2780–2782 u. 2790). Siehe Klemens Löffler (Bearb.), Hermann Hamelmanns geschichtliche Werke, Bd. 2: Reformationsgeschichte Westfalens, Münster 1913; Teilübersetzung bei Amandus Peters, Aus Hamelmanns Historia Ecclesiastica renati Evangelii: De Ecclesia in oppido Bileveldia comitatus Ravensburgici, in: Jahrbuch für Westfälische Kirchengeschichte 100 (2005), S. 59–121.

26 Heinrich Meibom/Heinrich Bünting, Newe Volstendige Braünschweigische und Lunebürgische Chronica : [...] beneben angehengtem Chronica des Bisthumbs Hildeßheim, Magdeburg 1620; Heinrich Meibom, Irmensula Saxonica hoc est eius idoli [...] descriptio, Helmstedt 1612. Letzterem entnahm Aleman die Bilder der Irminsul und Karls des Großen (CR IV 2544 u. 2546). Die Irminsul-Abbildung ähnlich in Arnolds Götzenbuch von 1668 (s. Anm. 49).

Johann Baumgarten/Pomarius d.J. (gest. 1589)[27],
- Gobelinus Persons (1358–1421) „Cosmidromius" von 1599[28],
- Adelar Rhotes (gest. 1602) Geschichte von Jülich-Kleve-Berg von 1594.[29]
- Gleichwohl standen ihm – gelegentlich schon in die Jahre gekommene, aber mangels Alternativen noch jüngste – historiographische „Novitäten" zur Verfügung, die er in unterschiedlicher Intensität nutzte, wie
- Rudolf von Bellinckhausens (1567–1645) Osnabrückische Geschichte von 1620 und seine im Folgejahr veröffentlichte Wunderzeichen-Darstellung[30],
- Johann Piderits 1627 veröffentlichte Lippische Geschichte[31],
- Werner Teschemachers (1590–1638) „Annalen" von Jülich-Kleve-Berg mit Mark und Ravensberg von 1639, die die Frühe Neuzeit vernachlässigen[32],
- die 1650 in Köln erstveröffentlichte Universalgeschichte – eigentlich nur eine Geschichte des Dreißigjährigen Krieges – von Adolph Bra-

27 Johann Baumgarten/Pomarius, Chronica der Sachsen und Nidersachsen, Wittenberg 1588.

28 Aufgrund der Angabe bei Aleman (CR IV 2441: „p. 201 in fine") wohl die Ausgabe von Heinrich Meibom (Hg.), Doctoris Gobelini Personae decani [...] cosmodromium hoc est chronicon universal, complectens res ecclesiae et rei publicae ab orbe condito usque ad annum Christi 1418 [...], Frankfurt/M. 1599. Zu Vita und Werk hier nur Hermann-Josef Schmalor, Gobelin Person (1358–1421), in: Robert Stupperich (Hg.), Westfälische Lebensbilder, Bd. 16, Münster 2000, S. 9–30; Anette Baumann, Weltchronistik im ausgehenden Mittelalter. Heinrich von Herford, Gobelinus Person, Dietrich Engelhus, Frankfurt/M. etc. 1995 (Diss. München 1994).

29 Adelar Rhote, Chronica der Fürsten zu Gülich, Cleve und Berge [...], o.O. 1594.

30 Rudolf Bellinckhausen, Chronica Episcoporum Osnabrugensium [...], Osnabrück 1620; ders., Nucleus historiarum et miraculorum [...], Osnabrück 1621. Zu Bellinckhausen siehe Margret Tegeder/Axel Kreienbrink (Bearb.), „... der osnabrugischen handlung und geschicht" – Die Chronik des *Rudolf von Bellinckhausen 1628–1637*, Osnabrück 2002.

31 Johann Piderit, Chronicon comitatus Lippia, Rinteln 1627.

32 Werner Teschemacher, Annales Cliviae-Iuliae-Montiae, Marchiae, Ravensburgiae Antiquae et Modernae [...] Geldria et Zutphania etc., Arnheim 1638. Siehe Hermann Klugkist Hesse, Magister Werner Teschemacher (1589–1638) und der Weg der reformierten Kirche im Westen Deutschlands, in: Zeitschrift des Bergischen Geschichtsvereins 77 (1960), S. 1–134, hier insb. S. 104 ff.

chel (gest. 1652)[33],

- Hermann (Fley) Stangefols (1575–1655) besonders stark herangezogene vierbändige – gegenreformatorisch motivierte und deshalb auch Hamelmann ignorierende – Westfälische Geschichte von 1656 (Erstauflage 1640)[34],
- zwei Auflagen der „Monumenta Paderbornensia" Ferdinand von Fürstenbergs (1626–1683)[35],
- die 1672 erschienene Tecklenburgische Geschichte von Gerhard Arnold Rumpius (1629–1691)[36],

33 Adolphus Brachelius, Historia nostri temporis rerum bello et pace per Europam atque in Germania maxime gestarum, Köln 1650. Aleman nutzte Brachels Werk für die mehrfache Wiedergabe der Tragödie um Jakob Vahrmeyer, der 1631 im Wahn in Rostock den kaiserlichen Stadtkommandanten Heinrich Ludwig von Hatzfeld enthauptete, dessen Familie das Gut Steinhausen, Vogtei Halle, innehatte. – Hatzfeld selbst war in den 1620er Jahren Drost zu Ravensberg gewesen; CR I 336-341 u. 516; vgl. von der Horst, Rittersitze (wie Anm. 5), S. 78 f. u. Adolf Hofmeister, Die Brüder Varmeier und die Ermordung des Obristen H. L. von Hatzfeld im Jahre 1631, in: Beiträge zur Geschichte der Stadt Rostock 7 (1913), S. 81–96.

34 Hermann Stangefol, Annales Circuli Westphalici Hoc Est Opus Chronologicum Et Historicum : Rerum omnium, maxime notabilium sub hoc Circulo gestarum, a Christo nato ad Annum M.DC.LVI. deductum & in IV. Partes distinctum […], Köln 1656.

35 Die Paderborner Erstausgabe von 1669 wird ausgedehnt zitiert, während die Amsterdamer Prachtausgabe von 1672 die Vorlage für die präzise wiedergegebene Zeichnung der Widukind-Tumba (CR IV 2502) in Enger liefert; Ferdinand von Fürstenberg, Monumenta Paderbornensia ex historia romana, francica, saxonica eruta et notis illustrata, Paderborn 1669, hier S. 66 (Text) u. die „Prachtausgabe" von ders., Monumenta Paderbornensia ex historia romana, francica, saxonica eruta, novis inscriptionibus, figuris, tabulis geographicis ac notis posthumis Ferdinandi Principis, Episcopi Paderbornensis [...] illustrada […], Amsterdam 1672, S. 148 (Tumba-Radierung, Text dagegen auf S. 110 ff.). Zu den Monumenta siehe Hermann Josef Schmalor, Sammler – Forscher – Mäzen. Der Büchernachlaß Ferdinands von Fürstenberg, in: Norbert Börste/Jörg Ernesti (Hgg.), Ferdinand von Fürstenberg – Fürstbischof von Paderborn und Münster, Paderborn/München/Wien/Zürich 2004, S. 391–405, hier S. 396 ff., u. Jörg Ernesti, Ferdinand von Fürstenberg (1626–1683). Geistiges Profil eines barocken Fürstbischofs, Paderborn 2004, S. 174 ff. Zu den verschiedenen Ausgaben und einer vermuteten teilillustrierten Erstausgabe (nicht jedoch die Widukind-Tumba enthaltend) Dirk Strohmann, Johann Georg Rudolphi 1633–1693. Das druckgraphische Werk – Gemäldekatalog-Nachtrag, Paderborn etc. 1981, hier S. 116 f.

36 Gerhard Arnold Rumpius, Des Heil. Röm. Reichs uhralte hochlöbliche Graffschafft Tekelenburg, Bremen 1672. Siehe Brigitte Jahnke, Der Tecklenburger Geschichtsschreiber Gerhard Arnold Rump. Mit einem Anhang: Auszug aus dem ersten Kirchenbuch der

- das Widukind-Werk von Jacob Andreas Crusius (1636–1680)[37],
- die Brandenburger Kurfürsten-Geschichte von Johann Wolfgang Rentsch (1637–1690)[38],
- Nikolaus Schatens (1608–1676) in Münster posthum edierte Westfälische Geschichte, die mit Karl dem Großen abschließt.[39]

Aus der juristischen Literatur zog Aleman einmalig Philipp Knipschilds (1595–1657) Werk über die Reichsstädte von 1657 im Zusammenhang mit den Konflikten mit Herford heran, das nach dem endgültigen Anfall der Grafschaft an Kurbrandenburg erfolglos um seine Sonderstellung rang.[40] Gerade dieser Konflikt bot Anlass für eine der seltenen aktuellen Kommentierungen, als Aleman zu den Ravensberger Freigerichten urteilte: „Also werden die von Hervorden in ewigkeit nicht erweisen, daß Carolus Magnus [...] eben ein sölch gericht in der Stadt Hervorden, so lange Zeit darnach erst erbawet, selbst angeordnet habe". Weitere Ausführungen zu den Freigerichten wurden mit Passagen aus Paul Matthias Wehners (1583–1612) 1608

---

evangelischen Kirchengemeinde Wersen, in: Tecklenburger Beiträge 1 (1988), S. 54–66.

37 Jacob Andreas Crusius, Witikindus. Sive De Witikindi Principis Angariae, Ac Ducis Saxonum, Nec Non Libertatis Germanicae Diuturno Bello Contra Carolum Magnum Imperatorem Gesto Propugnatoris Fortissimi Vita, Moribus, Rebus Bello, Paceve Praeclare Gestis [...], Frankfurt/M. 1679.

38 Johann Wolfgang Rentsch, Brandenburgischer Ceder-Hein, Worinnen des Durchleuchtigsten Hauses Brandenburg Aufwachs- und Abstammung, auch Helden-Geschichte und Gros-Thaten, aus denen Archiven und Ur-Briffschaften, auch andern bewerten Documenten mit Fleiß zusammen getragen, und neben zirlichen Kupfer-Bildnißen vorgestellet worden, Bayreuth 1682, hier S. 92–106; siehe Karl Müssel, Johann Wolfgang Rentsch und sein „Brandenburgischer Ceder-Hein". Leben und Werk des ersten Professors am Bayreuther Gymnasium (1637–1690), in: Archiv für Geschichte von Oberfranken 42 (1962), S. 55–90.

39 Nikolaus Schaten, Historia Westphaliae : Opus posth., Neuhaus 1690. Siehe Franz Flaskamp, Nicolaus Schaten – ein Lebensumriß. Die Anfänge westfälischer Geschichtsforschung, Münster 1954.

40 CR II 1367 – Philipp Knipschild, Tractatus Politico-Historico-Iuridicus De Iuribus Et Privilegiis Civitatum Imperialium, tam Generalibus, quam Specialibus [...], Ulm 1657. Siehe Dietmar Willoweit, Juristische Argumentationen in den Werken von Rechtskonsulenten mindermächtiger Reichsstände, in: Blätter für deutsche Landesgeschichte 131 (1995), S. 189–202; Zum Konflikt siehe Friedrich Korte, Die staatsrechtliche Stellung von Stift und Stadt Herford vom 14. bis zum 17. Jahrhundert, in: 58. JBHVR (1956), S. 1–172; Rainer Pape, Anton Fürstenau – Ein Kaufmann und Diplomat der Reichsstadt Herford im 17. Jahrhundert, in: Herforder Jahrbuch 12–14 (1971/73), S. 60–155.

erstveröffentlichtem Werk „Observationum practicarum" in der erweiterten Auflage von 1701 unterstützt.[41] Ausgedehnt, aber ohne Interpretation zitierte Aleman die Kirchenrecht-Arbeit von Valerius Andreas (1588–1655) mit Kapiteln zu Parochien und zum Patronatsrecht[42], Weichbild-Abschnitte aus Christoph Besolds (1577–1638) „Thesaurus politicus"[43] und die 1668 gedruckte Disputation von Johann Friedrich Rhetz (1633–1707) über Roland-Statuen.[44]

Die Vernachlässigung des juristischen Genres entspricht Anspruch, Status und Funktion des Autors, dessen Sammlung keineswegs Herrschaftsrechte im Allgemeinen und im Speziellen legitimieren sollte. Selten kommentierte und wertete er Aussagen oder kontextualisierte sie für aktuelle Ansprüche, so dass die Sammlung ambitionsarm blieb. Aleman wertete Akten aus, um historische Daten zusammenzustellen, nicht aber um Herrschaftsrechte nachzuweisen, zu behaupten oder abzugrenzen. Die von den Landesherren beauftragten Juristen stellten aus Verwaltungsakten und Urkunden Schriften für konkrete Streitfälle her – additiv erworbene Herrschaftsrechte in Kombination mit einem Auf- und Ausbau von Verwaltung, Gesetzgebung, Stehendem Heer und Finanzen sollten den Machtanspruch des frühmodernen Staatsprinzips gegen mittelalterliche Autonomierelikte der Mindermächtigen (Landstände, Landstädte) unterstützen. Parallel entwickelte Andreas Knichen (1560–1621) aus der Souveränitätslehre Jean Bodins (1529 o. 1530–1596) die Landeshoheit als grundsätzlichen Anspruch und territorialstaatlichen Ableger, wobei Bodins Einfluss doch begrenzt war.[45] Für The-

41 Paul Matthias Wehner/Johann Schilter, Practicarum Iuris Observationum selectarum singularis liber, Straßburg 1701, S. 133.

42 Andreas Valerius/Georg Adam Struve, Erotemata iuris Canon. iuxta ordinem Decretalium, Jena 1672, S. 332 ff. u. 371 ff. – die CR II 1218 ff. unterschlagen Valerius als eigentlichen Autor und nennen nur Georg Adam Struve (1619–1692).

43 CR IV 2620. Christoph Besold/Johann Jacob Speidel, Thesaurus practicus [...], Tübingen 1629, S. 844; Christoph Besold/Dietherr von Anwanden/Christoph Ludwig, Thesaurus practicus, Nürnberg 1666, S. 997. Siehe Barbara Zeller-Lorenz/Wolfgang Zeller, Christoph Besold 1577–1638. Polyhistor, gefragter Consiliator und umstrittener Konvertit, in: Ferdinand Elsener (Hg.), Lebensbilder zur Geschichte der Tübinger Juristenfakultät, Tübingen 1977, S. 9–18.

44 CR IV 2620; Johann Friedrich Rhetz, Disputatio Jurispublici De Statuis Rolandinis In Urbibus Et Vicis Qvibusdam Germaniæ Jurium Aliqvorum Indicibus, Frankfurt/O. 1668, Kap. 1 u. 2.

45 Joachim Bahlke, Landesherrschaft, Territorien und Staat in der Frühen Neuzeit, Mün-

orie und Praxis der hohen Landesobrigkeit eigneten sich die Collectaneen als Ergebnis einer – oberflächlich betrachtet harmlosen – Sammelwut eines mittleren Verwaltungsbeamten in einem kurbrandenburgischen Nebenterritorium nicht.

Für die Wappendarstellungen griff Aleman auf die beiden Hauptwerke zurück, die zugleich die Medien-Epochen vor/nach dem Zäsurjahr 1618 vertreten: Philipp Jacob Speners Heraldik-Opus von 1680 ist gleichsam das Pendant zum 1605 erstveröffentlichten Wappenbuch von Johann Siebmacher (1561–1611), wobei unklar bleibt, welche – kolorierte und bis 1688 erschienene – Auflage Aleman tatsächlich nutzte.[46] Für die Darstellung der ritteradligen Wappen (CR I 252 ff.) beschränkte er sich nicht allein auf die Auswertung von Siebmachers Abteilung westfälischer Wappen, sondern berücksichtigte auch andere Territorien und Landschaften, wenn es sich um zugewanderte Familien oder die Ehefrauen handelte. Teilweise ergänzte Aleman etymologische Deutungen zu den Adels-Familiennamen.[47]

Eines der ungewöhnlichsten Kapitel ist der germanischen Gottheit Krodo (Satar) gewidmet, deren Statue angeblich auf der Harzburg stand und 780 von Karl dem Großen zerstört worden war. Aleman liefert eine wohl kaum selbst gefertigte Skizze, wie die außergewöhnlich qualitätvolle Ausführung und im Werk seltene Farbstiftverwendung andeuten.[48] Als Fund-

chen 2012, S. 70; Zum limitierten Einfluss Bodins auf die Entwicklungen im Reich jüngst Robert von Friedeburg, The Reception of Bodin in the Holy Roman Empire and the Making of the Territorial State, in: Howell A. Lloyd (Hg.), The reception of Bodin, Leiden/Boston 2013, S. 293–322. Zu Knichen siehe Dietmar Willoweit, Rechtsgrundlagen der Territorialgewalt. Landesobrigkeit, Herrschaftsrechte und Territorium in der Rechtswissenschaft der Neuzeit), Köln/Wien 1975 (Habil. Heidelberg 1970), insb. S. 125 ff.

46 Zu den Wappen siehe Hans Horstmann, Die Wappen in W. E. Alemans „Collectaneen", in: 55. JBHVR 1948/49, S. 44–49.

47 Auf mehrfache Anfragen erklärte ein von Donop die Namensherkunft: Ein für seine Tapferkeit bei einer (nicht datierten) Erstürmung eines Burgturmes geadelter Schäfer Lammert habe seine Kameraden mit einem „Dor hen op" (Da hinauf) angetrieben. Der Erzähler erklärte Aleman am 12. November 1692, er „schämte sich [...] gar nicht, sein herkommen zuerzehlen, weil es sich so verhielte, und nicht könnte geleuchnet werden"; CR I 313.

48 Z.B. Bild einer Totgeborenen mit Kopfdeformation; CR IV 2802 mit 2800, die am 3.1.1691 in „bemeke" (Biemke) von einer Eigenbehörigen des Gutes Haddenhausen, Kirchspiel Bergkirchen, getreu und „abgerißen [gezeichnet, J.R.], und an viele örter geschickt worden" war.

stelle der Krodo-Vorlage zitierte er Christoph Arnolds (1627–1685) Buch über Götzenbilder in Sachsen und Deutschland, das 1668 in Heidelberg lediglich als Anhang zur deutschen Übersetzung des Weltreligionen-Werks des schottischen Theologen Alexander Ross (1591–1654) erschienen war.[49] Die Götzen-Darstellung hatte Arnold wiederum Richard Verstegans (1548, ca.–1640) Werk über die untergegangenen Religionen entnommen[50], der sich wiederum bei Pomarius' Sächsisch-Niedersächsischer Geschichte bedient hatte.[51] Aleman verfügte zwar über den Pomarius, zog ihn an dieser Stelle nicht zum Vergleich heran.

In den Zeitraum der Buchmarkt-Krise fiel ein früher Vertreter des neuen Genres der Reisebeschreibungen/-berichte.[52] Wenn dieser auch eher eine untergeordnete Bedeutung für die CR spielte, gibt er doch Hinweise auf den Sammlungsbestand, der Aleman zur Verfügung stand. Aleman zitiert mehrmals aus Martin Zeillers „Teutschem Reyßbuch" (1632) so u.a. einen Abschnitt zu Bielefeld.[53] Der Ulmer Rektor Zeiller (1589–1661) war der

49 Christoph Arnold, Etzliche Alt-sächsische Wochen- und andere Teutsche Götzenbilder betreffend, Heidelberg 1688, Bildseite 53 (Krodo) als Anhang zu Alexander Ross, Unterschiedliche Gottesdienste in der gantzen Welt. Das ist: Beschreibung aller bewusten Religionen/ Secten und Ketzereyen [...] Aus Englischer in die hochteutsche Sprache, Heidelberg 1668.

50 Richard Verstegan, A Restitution of Decayed Intelligence, in Antiquities concerning the most noble and renowned English Nation, Antwerpen 1605. Siehe Richard W. Clement, Richard Verstegan's reinvention of Anglo-Saxon England: A contribution from the Continent, in: William F. Gentrup, Reinventing the Middle Ages & the Renaissance: Constructions of the Medieval and Early Modern Periods, Turnhout 1998, S. 19–36. Siehe Christian August Vulpius, Handwörterbuch der Mythologie der deutschen, verwandten, benachbarten und nordischen Völker, Leipzig 1826, S. 44, Anm. 1.

51 Baumgarten/Pomarius, Chronica (wie Anm. 27), hier S. 28 (Abb.). Zu den Abbildungen siehe Marianne Rumpf, Von der Altertumskunde zur Volkskunde und zum Heimatschutz, in: Dieter Harmening/Erich Wimmer (Hgg.), Volkskultur – Geschichte – Region. FS Wolfgang Brückner, Würzburg 1990, S.225–256, hier S. 231.

52 Peter J. Brenner, Der Reisebericht in der deutschen Literatur: Ein Forschungsüberblick als Vorstudie zu einer Gattungsgeschichte, Tübingen 1990.

53 Martin Zeiller, Itinerarium Germaniae nov-antiquae. Teutsches Reyßbuch durch Hoch vnd Nider Teutschland: auch angräntzende, vnnd benachbarte Königreich, Fürstenthumb vnd Lande, als Vngarn, Siebenbürgen, Polen, Schweden, Dennemarck, [et]c. So vor alters zu Teutschland gerechnet worden sein [...], Straßburg 1632, hier S. 618. Siehe Wilhelm Kühlmann, Lektüre für den Bürger. Eigenart und Vermittlungsfunktion der polyhistorischen Reihenwerke Martin Zeillers (1589–1661), in: Wolfgang Brückner u.a. (Hgg.), Literatur und Volk im 17. Jahrhundert, Bd. 2, Wiesbaden 1985, S. 917–934;

bekannteste Reisebuchautor des 17. Jahrhunderts und verfasste die Texte für Merians Topographien, die wiederum ausgedehnt im Abschnitt über Enger/Widukind Verwendung fanden.[54]

Am Ende des 4. Bandes (neue Zählung) versammelte Aleman unter dem Titel „Varia Comitatum Ravensbergensem non concernentia" willkürlich Erzählungen, Sagen, Legenden und Historisches vornehmlich aus Niederdeutschland. Hier entfaltet sich ein Panorama an ausgewerteter Literatur, Hinweise auf die aufbewahrende Bibliothek fehlen jedoch durchgängig. Ohne Logik in Chronologie, Geographie oder Wichtigkeit reihte er für ihn Berichtenswertes, weil in der Regel mit Tod und Sensation einhergehend, aneinander, offenbart zugleich Einblicke in seinen Wissenskosmos aus Büchern und Berichten und einer Prise Erlebtem. Lokales, Regionales und Internationales sind ebenso zu finden wie Kurioses und Legendenhaftes: Störtebecker mit der wohl erstmaligen Zitation der Umschrift des Hamburger Störtebecker-Pokals („Hänsebecher")[55], die Verbrennung von Jan Hus 1415, der Bauernkrieg 1525, das Ende der Münsteraner Täuferführer 1536, die Bartholomäusnacht 1572, Teuerungen, die Erfindung von Pulver und Kanonen ziehen hier ebenso auf wie der Rattenfänger von Hameln, das Oldenburger Horn oder die Ahasver-Legende, zwei Sagen der Häuser Hoya und von Alvensleben sowie die Geschichte des armlosen Dreifachmörders Hans von Meyborg aus Dortmund. Was hier wiederum fehlt, sind die an anderer Stelle eingestreuten Nachrichten zu Katastrophen (Erdbeben 1612) und Kometen (1618), vor allem aber Unglücke, die andere Regionen und Städte trafen und europaweit Furore machten, wie die Burchardiflut 1634, der Brand Londons 1666 oder das Verviers-Beben 1692.

Uli Kutter, Zeiller – Lehmann – Krebel. Bemerkungen zur Entwicklungsgeschichte eines Reisehandbuches und zur Kulturgeschichte des Reisens im 18. Jahrhundert, in: Wolfgang Griep/Hans-Wolf Jäger (Hgg.), Reisen im 18. Jahrhundert. Neue Untersuchungen, Heidelberg 1986, S. 10–29.

54 CR IV 2404 ff. – Matthaeus Merian/Martin Zeiller, Topographia Westphaliae : Das ist, Beschreibung der Vornembsten, vnd bekantisten Stätte, vnd Plätz, im Hochlöbl. Westphälischen Craiße, Frankfurt/M. 1647, hier Anhang, S. 79 ff.

55 Auf der Rückreise von Kiel am 6. April 1677 will Aleman bei der Schiffsbauer-Gesellschaft in Hamburg aus einem „silbernen raren becher" Wein getrunken haben, worauf der „Hänsebecher"-Spruch stand. Dieser „Störtebecker-Pokal" befindet sich heute im Museum für Hamburgische Geschichte. Vgl. Zacharias Conrad von Uffenbach, Merkwürdige Reisen durch Niedersachsen, Holland und Engelland, Bd. 2, Frankfurt/Leipzig 1753, S. 106 f.

Bilder: Graphik – Heraldik – Emblematik

Die in den ersten vier Bänden neuer Zählung eingestreuten Skizzen und Zeichnungen variieren in Stil und Vorlagen sehr stark. Die angewendeten Mal- und Zeichentechniken – Blei- und Farbstiftzeichnungen, Kohle-Bleistift-Mischtechnik, lavierte Tuschezeichnung – weisen auf unterschiedliches Talent der Ausführenden, vor allem aber darauf hin, dass nicht Aleman selbst der Illustrator war.[56] Die Illustrationen sind detailliert bis filigran gestaltet und verlangen künstlerisches Geschick in Gestaltung, Technik und Farbkomposition, was auf mehrere Zeichner deutet, die durchweg anonym bleiben. Vergleiche zwischen den gelungeneren Wappen-Zeichnungen deuten auf verschiedene Hände, was vor allem bei den Wappen auffällt, die, die Vorlage imitierend, mal einfach ausgeführt sind dann wieder mit Helmzier und anderen Details.[57] Einige wenige Skizzen sind verloren gegangen, wie ein Abgleich mit dem wohl unvollständigen, gelegentlich auch prospektiv angelegten Bildverzeichnis im CR-Band IV zeigt. So sind u.a. Blätter mit weiteren Bielefeld-Wappen (CR III 1828 f.), Marien- und St. Georgs-Darstellungen aus der Neustädter Marienkirche in Bielefeld (CR III 1975 f.)[58], das Wappen der Grafschaft Lippe (CR III 2808), ein „Phoenix" (CR IV 2842)[59] oder eine Widukind-Zeichnung (CR IV 2506)[60] entnommen wor-

56 Allenfalls die konsequent durchgehaltene eher ungelenke Darstellung des Aleman'schen Wappen könnte ihm zugewiesen werden; CR I 703 u. CR II 732 u. 860.

57 Siehe Horstmann, Wappen (wie Anm. 46), S. 44 zum Verlust von Wappen-Abbildungen.

58 Vermutlich die Anbetende Maria und der Hl. Georg aus dem Lettnerrelief, die in der ursprünglichen Anordnung als Kirchenpatronin und Chorraumpatron wohl die Christus-Figur flankierten; Ursula Pütz, Vom Schicksal „zäher, alter Seebären". Zur Geschichte der Lettnerreliefs und ihrem neuen und alten architektonischen Zusammenhang, in: Johannes Altenberend/Reinhard Vogelsang/Joachim Wibbing (Hgg.), St. Marien in Bielefeld 1293–1993. Geschichte und Kunst des Stifts und der Neustädter Kirche, Bielefeld 1993, S. 249–290, hier S. 280 ff. (Abb.).

59 Wahrscheinlich handelt es sich um ein Emblem, die sonst im Register unter „Emblemata" ohne Motivbeschreibung geführt werden. Ein Bezug zu Ravensberg scheint aufgrund der Anordnung hinter dem Register nicht gegeben zu sein. Eine in emblematischen Werken verbreitete Phoenix-Darstellung findet sich u.a. bei Camerarius (s.u.), der auch Aleman vorlag; siehe Arthur Henkel/Albrecht Schöne (Hgg.), Emblemata – Handbuch zur Sinnbildkunst des XVI. und XVII. Jahrhunderts, Stuttgart/Weimar 1996, Sp. 795.

60 Wahrscheinlich die Widukind-Grabplatte in der Stiftskirche St. Dionysius zu Enger nach der Radierung in Fürstenberg, Monumenta Paderbornensia 1672 (wie Anm. 35), S. 147.

den; eine im Register mit Seitenzahl ausgewiesene Zeichnung des Klosters Marienfeld (oder des Siegels o.ä.) dagegen fehlt auf der vorhandenen Seite.

Während die Wappen nach Abbildungen aus Wappenbüchern (Spener, Siebmacher) oder wie andere Objekte (z.B. Grabtumben in der Neustädter Marienkirche zu Bielefeld) nach Besichtigungen (auf Rittergütern; das Stadtwappen Bielefelds, das Oye-Wappen am Epitaph) gezeichnet sind, sind die übrigen Abbildungen (Krodo, Widukind-Tumba in Enger, Karl der Große) zumeist Buchvorlagen entnommen.[61]

Ein Großteil der Bilder jenseits der Wappen entstammt verschiedensten emblematischen Büchern, die im 17. Jahrhundert einen Verbreitungs-Höhepunkt erreichten und sich konfessionsunabhängiger Beliebtheit und Verbreitung auch in pietistischen Kreisen erfreuten.[62] Die Emblematik hatte im 16. Jahrhundert begonnen und bestand aus einem kanonisierten Dreiklang aus Motto (*inscriptio*), Bild (*pictura*) und Legende (*subscriptio*). Die Embleme sind individuell erweiterbar und interpretationsfähig, sie begegnen vor allem in Büchern, aber auch im öffentlichen Raum – in Residenzen, Rathäusern und Kirchen. Aleman bediente sich dieses Genres zumeist nicht um Inhalte direkt zu illustrieren oder hervorzuheben, sondern er beließ sie überwiegend in ihrem Sinnzusammenhang mit Ermahnung zu christlicher Demut.

Gleichwohl gibt es Indizien, die bei einzelnen Abbildungen eine absichtsvolle Anordnung wahrscheinlich machen. Embleme verwendete Aleman auch in seinen „Collectirten Todesgedanken", dort aber zur unzweifelhaften

61 U.a. das Bild des mit einer Kopfdeformation tot geborenen Kindes und das eines Franziskaner-Mönchs entziehen sich noch einer Zuordnung – während ersteres wohl auf eine Darstellung in einem Einblattdruck zurückzuführen ist, könnte letzteres auf einer (übermalten oder anderweitig verloren gegangenen) Vorlage in der Klosterkirche St. Jodokus beruhen. Darüber hinaus liegen Luther-Porträts vor sowie Zeichnungen von Tieren und des Freudentals in Bielefeld.

62 Siehe Carsten-Peter Warncke, Sprechende Bilder – Sichtbare Worte. Das Bildverständnis in der frühen Neuzeit, Wiesbaden 1987; ders., Symbol, Emblem, Allegorie: die zweite Sprache der Bilder, Köln 2005; Wolfgang Harms/Gilbert Heß/Dietmar Peil/Jürgen Donien (Hgg.), SinnBilderWelten. Emblematische Medien in der frühen Neuzeit. Ausstellungskatalog, München 1999; Wolfgang Neuber, „Sinn-Bilder" – Emblematik in der Frühen Neuzeit, in: Claudia Benthien/Brigitte Weingart (Hgg.), Handbuch Literatur & visuelle Kultur, Berlin 2014, S. 341–356; Bettina Bannasch, Gemüthsbeäugung hertzlicher Verstopffungen. Emblematik im Kontext pietistischer (Ein-)Bildungskonzeptionen, in: Udo Sträter (Hg.), Interdisziplinäre Pietismusforschungen. Beiträge zum Ersten Internationalen Kongreß für Pietismusforschung 2001, Tübingen 2005, S. 363–374.

Illustration des jeweiligen Lemmas (z.B. Tod, Krone, Zepter, Hund, Tafel).[63] Der Begriff „Todesgedanken" erscheint in barocken Buchtiteln häufiger, Aleman könnte ihn konkret entlehnt haben bei Jean-Puget de La Serres (1600–1665) „Süßen Todesgedanken"[64], die im rudimentären Quellenverzeichnis (CR XXIV, fol. 176r) nebst anderen Werken de La Serres genannt werden.

Die am häufigsten genutzten Emblematik-Quellen Alemans waren zwei 1661 und 1663 erschienene Predigtsammlungen aus dem umfangreichen Opus des streng lutherischen Theologen und Pädagogen Johann Michael Dilherr (1604–1669) aus Nürnberg. Dieser war eine der bedeutendsten Persönlichkeiten des Geisteslebens der Reichsstadt im 17. Jahrhundert, ein „Repräsentant der reformeifrigen lutherischen Orthodoxie"[65], ein vorpietistischer Neuerer, dem freilich die Programmatik Speners fehlte, und Verfasser zahlreicher religiöser Schriften, die z.T. mit Emblemen angereichert waren und ihren Weg bis nach Ravensberg fanden.[66]

Hauptquellen Alemans bei der Emblematik-Auswahl waren die Predigtsammlungen:

- Augen- und Hertzens-Lust. Das ist / Emblematische Fürstellung der Sonn- und Festtäglichen Evangelien, Nürnberg 1661 (im Folgenden AHL)
  - CR I 16 (zwei Weltkugeln) = AHL, S. 208,

63 Zum Bildprogramm „Tod" siehe jüngst Peter M. Daly, Emblems of Death in Germany, in: Monica Calabritto/Peter M. Daly (Hgg.), Emblems of death in the early modern period, Genf 2014, S. 39–57.

64 Jean-Puget de La Serres, Les Délices de la mort, Brüssel 1631 – Süße Todesgedanken, Breslau 1632. Siehe Helga Meise, Französische Erbauung in deutschen Bibliotheken: das Beispiel Jean Puget de La Serre, in: Thomas Nicklas (Hg.), Glaubensformen zwischen Volk und Eliten. Frühneuzeitliche Praktiken und Diskurse zwischen Frankreich und dem Heiligen Römischen Reich, Halle a.d. Saale 2012, S. 241–251. Zur Bebilderung Véronique Meyer, Un auteur du XVIIe siecle et l'illustration de ses livres. Jean Puget de La Serre (1595–1665), in: Bibliotheque de l'Ecole des Chartes 158 (2000), S. 27–53.

65 Horst Weigelt, Geschichte des Pietismus in Bayern. Anfänge – Entwicklung – Bedeutung, Göttingen 2001, insb. S. 19 ff., hier S. 19. Vgl. Gerhard Schröttel, Johann Michael Dilherr und die vorpietistische Kirchenreform in Nürnberg, Nürnberg 1962.

66 Siehe Willard James Wietfeldt, The Emblem Literature of Johann Michael Dilherr (1604–1669). An Important Preacher, Educator and Poet in Nürnberg, Nürnberg 1975, hier S. 157 ff., u. Dietmar Peil, Zur „angewandten Emblematik" in protestantischen Erbauungsbüchern: Dilherr – Arndt – Francisci – Scriver, Heidelberg 1978, hier insb. S. 9 ff.

- CR I 20 (Ossuarium) = AHL, S. 279[67],
- CR I 150 (Sensenmann) = AHL, S. 218,
- CR II 946 (Hände aus Wolken) = AHL, S. 124,
- CR IV 2877 (jüdischer Tempel) = AHL, S. 307,

– Heilig-Epistolischer Bericht / Licht / Geleit und Freud. Das ist: Emblematische Fürstellung / Der Heiligen Sonn= und Festtäglichen Episteln [...], Nürnberg 1663 (im Folgenden HEB),

- CR I 199 (Friedhof) = HEB, S. 402,
- CR I 492 (toter/sterbender Stephanus) = HEB, S. 448,
- CR II 816 (Waage mit Kreuz und Krone) = HEB, S. 254.

Eine weitere Illustration (CR III 1892) ist vom Titel Dilherrs „Kurtzer Anweisung / Zu Christschuldiger Gebühr" von 1655 übernommen worden.[68] Aleman ließ die Dilherr-Embleme inklusive Motto und Legende bis ins Detail (Figurengruppen, Ausformung von Häusern, Hügeln und Wolken) und anspruchsvoll kopieren und dabei von einem rechteckigen Format in eine ellipsenförmige Kartusche überführen. An einer Stelle unterlief seinem Kopisten eine Sinn entstellende Ungenauigkeit: Die Übertragung des Jüdischen Tempels gelang nur durch eine Stauchung des Motivs, so dass von den ursprünglich zwölf Arkaden vier entfielen. Die Bedeutung der zwölf hebräischen Buchstaben in den Bögen ging damit verloren, so dass der 84. Psalm „Wie lieblich sind deine Wohnungen" unkenntlich wurde (CR IV 2877).

Auf den ersten Blick erscheinen die Embleme ohne konkreten Zusammenhang mit den jeweiligen historischen Inhalten, jedoch könnte die vermutete Wahllosigkeit und Beliebigkeit sich bei genauerer Betrachtung einzelner Anordnungen als falsch erweisen, wobei die Indizien vage sind. Das Vanitas-Motiv durchzieht im Inhalt und in Bildern das gesamte Werk, wie die in der Vorrede wiederholte Devise „Memento mori" und die typische Formulierung, dass seine Bemühungen „eitel, transitorium, und gleich einer wasserblasen" seien.[69] Auch die Bebilderung der Handschriften Ale-

67 Zu diesem Emblem siehe Wietfeldt, Emblem Literature (wie Anm. 66), S. 212.

68 Johann Michael Dilherr, Kurtze Anweisung/ Zu Christschuldiger Gebühr/ In Gesundheit/ In Kranckheiten/ Und Im Sterben, Nürnberg 1655. Das Werk enthält ansonsten keine Embleme.

69 Ferdinand van Ingen, Vanitas und Memento mori in der deutschen Barocklyrik, Groningen 1966. Das Wasserblasen-Motiv zum Auftakt des Kapitels „Vanitas vanitatem et om-

mans steckt voller Symbole der Vergänglichkeit: Totenköpfe, Skelette, Särge, Friedhöfe, Sterbende – Chiffren, die den Zeitgenossen präsent waren und eingeordnet werden konnten. Während verschiedene Embleme in den Collectaneen Alemans offensichtlich gezielt an Anfang und Ende platziert sind, um die „Eitelkeit" (Nichtigkeit) menschlichen Daseins und seines Unterfangens zu illustrieren, könnten weitere im Fließtext mit sehr konkreten Absichten angeordnet sein. Der Übergang von der Vorrede zum Textteil wird von zwei Emblemen begleitet, die die Sündhaftigkeit des Menschen samt Ahndung im Jenseits und die Vergänglichkeit und Hinfälligkeit menschlichen Handelns reflektieren (zwei Weltkugeln – Ossuarium). Auch das Totenkopf-Kornähren-Sinnbild aus dem wichtigsten Emblematik-Werk von Joachim Camerarius (1534–1598) im Anschluss an Register und Bildindex (CR IV 2838) scheint nicht vollkommen ohne Bedacht gewählt zu sein, schließt es sich doch mit der verbreiteten Vanitas-Warnung quasi als allgemeines Schlussmotto und Endpunkt der Hauptsammlung an, der nur noch allgemeine Exzerpte aus Leichenpredigten und Erbauungsbüchern folgen.[70]

Einige wenige Sinnbilder könnten aber neben der allgemeinen Vanitas-Funktion auch eine konkret illustrierende Rolle übernommen und in einem neuen Kontext damit einen Bedeutungswandel erfahren haben, der für Embleme nicht unüblich war. So werden Zahlenkolonnen über Geburten, Taufen und Sterbefälle in der Grafschaft Ravensberg mit dem Dilherr-Emblem eines Friedhofs samt Motto eingeleitet (CR I 199/HEB, S. 402). Zwei weitere Embleme, die auch in den „Collectirten Todesgedanken" erscheinen[71], können aufgrund ihrer Platzierung in den CR sogar als allgemeine Vanitas-Mahnung an die Landesherren beziehungsweise sogar als nachträgliche konkrete Missbilligung kurfürstlichen Handelns in Religionsangelegenheiten verstanden werden. Ein Abschnitt mit verschiedensten landesherrlichen Reskripten in Titulaturfragen bis hin zur Rangerhöhung 1701 (CR I 150/

nia vanitas" in den „Collectirten Todesgedanken"; Stadtarchiv Bielefeld, Bestand 300,5/Handschriften, gebunden, Nr. 82, Bd. 1, fol, 658r.

70 Jacob Camerarius, Vier Hundert Wahl-Sprüche Und Sinnen-Bilder : Durch welche beygebracht und außgelegt werden Die angeborne Eigenschafften/ Wie auch Lustige Historien/ Und Hochgelährter Männer Weiße Sitten-Sprüch [...], Mainz 1668, S. 200 (abweichend von Aleman dort ohne Totenkopf). Vgl. Harms/Heß/Peil/Donien, SinnBilderWelten (wie Anm. 62), S. 82 f.

71 Stadtarchiv Bielefeld, Bestand 300,5/Handschriften, gebunden, Nr. 82, Bd. 1, S. 786 f. Ich danke Herrn Prof. Dr. Dietmar Peil, München, für hilfreiche Hinweise.

218

Vier- und -zwanzigster Sonntag/ nach dem Fest der Heiligen Drei-Einigkeit.

Das Evangelium wird beschrieben/von dem Evangelisten Matthæo im 9. Cap. v. 18. --- 26. Marco 5. v. 22. --- 34. Luca 8. v. 41. --- 48.

Den frommen ist der Tod ein Schlaff:
Den Bösen eine fahrt zur straff.

Deß Todes Gewißheit und Ungleichheit.

Erklärung deß Sinnbildes. Der Tod wird allhier also fürgestellet; daß

DEm Tod ein Bauren-Kittel gilt
So viel/ als Chur-rock/ Helm und Schild.
Dem Frommen er ein Küssen bringt:
Zum Bösen er/zur Pein/ sich dringt.

er/erstlich/auf dem Haupt/einen Kranz von Cipressen-Zweigen hat/welche nicht verwelcken: weil kein Mensch also stirbt; daß er ewiglich todt bleibt/sondern wiederum auferstehen muß. Zum andern/hat er einen Churrock und einen Bauren-kittel an; weil er keines Stands verschonet. Zum dritten/hat er/unter dem rechten Arm/ein Küssen/und/unter dem lincken Arm/einen Bund von Dornen; weil er den Frommen ein süsser Schlaff/den Bösen aber ein Weg zur Straff ist

Inhalt/

Abb. 1: Emblem des Todes mit Kurmantel und Bauernkittel aus Johann Michael Dilherr, Augen- und Hertzens-Lust […], Nürnberg 1661, S. 218

Abb. 2: Umsetzung des Dilherr-Emblems in Alemans Collectaneen, Bd. I, S. 150

AHL, S. 218), als die Hohenzollern zu Königen in Preußen avancierten, schließt mit dem Dilherr-Emblem des Todes als skelettiertem Sensenmann ab, bekleidet mit einem Kurfürstenmantel und einem Bauernkittel als Symbol für die Schonungslosigkeit gegenüber jedermann unabhängig von Rang und Herkunft (Abb. 1 und 2).[72] Augenscheinlich wählte Aleman gezielt das

72 Heide Barmeyer (Hg.), Die preußische Rangerhöhung und Königskrönung 1701 in

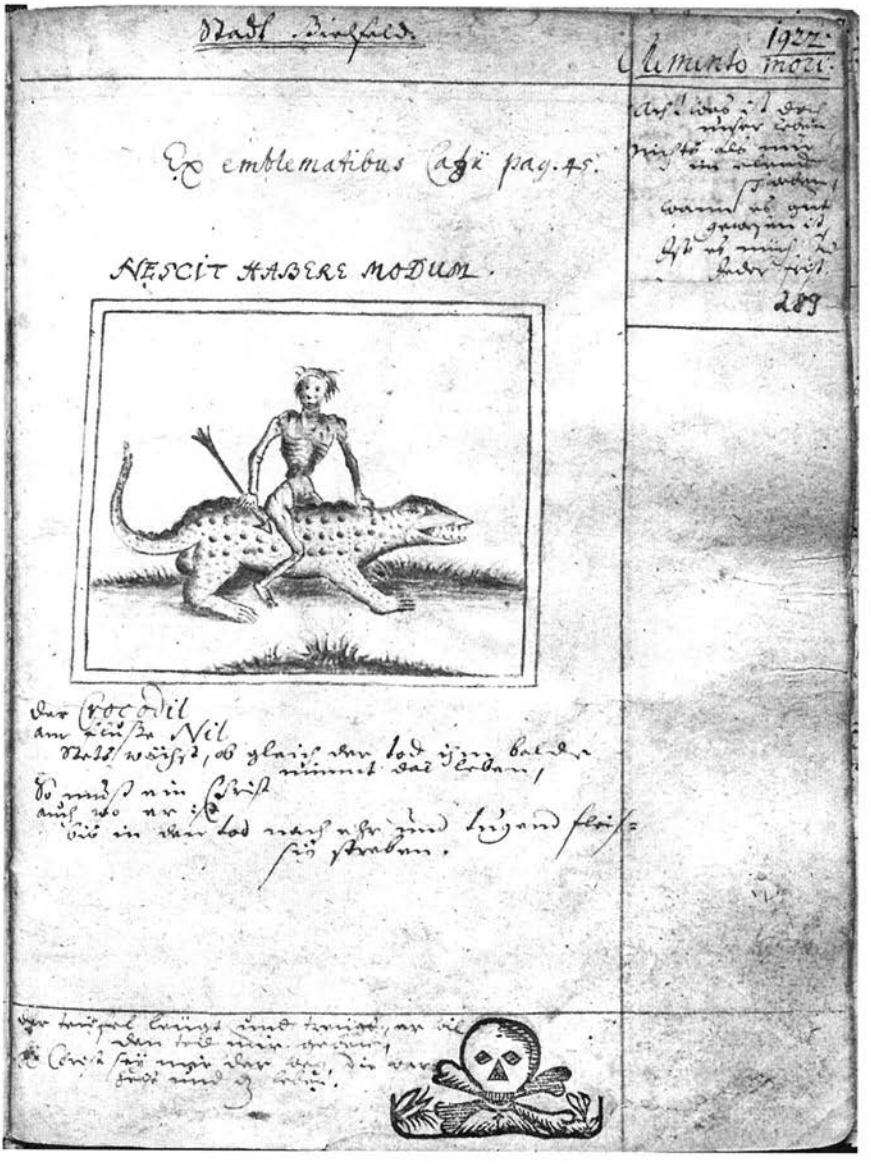


Abb. 3: Emblem „Nescit habere modum" aus Jacob Cats' „Proteus" in Alemans Collectaneen, Bd. III, S. 1922

Kurmantel-Motiv samt Legende, um das „Titulatur"-Thema zu illustrieren und zugleich die permanente, an Menschen jeden Standes gerichtete Vani-

deutscher und europäischer Sicht, Frankfurt/M. 2002. Zu diesem Emblem siehe Wietfeldt, Emblem Literature (wie Anm. 66), S. 212 ff.

tas-Mahnung zu platzieren, ohne dass eine kurbrandenburgische Loyalität grundsätzlich in Zweifel gezogen oder gar ein Hybris-Vorwurf an den Landesherrn erkannt werden muss.

Genau dieses aber kann einer anderen Emblem-Anordnung unterstellt werden, wobei die Interpretation unsicher wird. Eine mehrseitige Passage zur vormalig katholischen Süsterkirche, die 1682 auf landesherrliches Geheiß und gegen den Widerstand des Stadtrats und gerade der lutherischen Gemeinden zur Pfarrkirche der Reformierten wurde, wird mit einem Emblem abgeschlossen, das das Motto „Nescit habere modum" (Er kennt kein Maß) trägt (Abb. 3). Das „Nescit"-Sinnbild mit dem Tod als Skelett auf einem Krokodil ist dem emblematischen Klassiker von Jacob Cats (1577–1660) entnommen, das Motiv aber ist älter.[73] Kann diese Motto-Platzierung etwa als ummäntelte, für Kenner der Vorgänge doch offensichtliche, indes verspätete Kritik an Kurfürst Friedrich Wilhelm (1620–1688) begriffen werden?

Die brandenburgische Hohenzollern-Dynastie war seit 1609 reformiert, und der Kurfürst protegierte die Reformierten in der lokalen Religionsausübung u.a. in Bielefeld. Aleman dagegen entstammte einer lutherischen Familie. Die Auswahl Kiels als Studienort und die späteren Verbindungen zur 1694 gegründeten Reformuniversität Halle und zu den Franckeschen Stiftungen deuten auf eine lutherisch-pietistische Überzeugung. Die Familie Aleman stand dem lutherischen Pietismus hallischer Provenienz sehr nahe, die Söhne befanden sich nach ihrem Studium im regen Austausch mit der Alma Mater. Mit August Hermann Francke (1663–1727) standen die Söhne Alemans und möglicherweise auch er selbst in Briefkontakt.[74] Von Anfang an unterhielt die Familie Verbindungen zu Israel Clauder (1670–1721), der 1718 aus Halle nach Bielefeld kam, um die Stelle des Superintendenten der Grafschaft anzutreten, und Empfehlungen zugunsten der Söhne für eine

73 CR III 1922 – Jacob Cats, Proteus, Middelburg 1618, S. 91 (Bl. 45); ders., Sinne- en minnebeelden, Rotterdam 1627, S. 272 (Bl. 46 mit einer Rechtswendung des Krokodils vom Betrachter aus, wie bei Aleman). Dieses Emblem auch in den „Collectirten Todesgedanken", Stadtarchiv Bielefeld, Bestand 300,5/Handschriften, gebunden, Nr. 82, s.v. „Tod". Vgl. Henkel/Schöne, Emblemata (wie Anm. 49), Sp. 674. Zur Übergabe der Kirche siehe Stadtarchiv Bielefeld, Bestand 100,2/Ältere Akten, Nr. 822.

74 Siehe verschiedene Hinweise auch auf einen (Kommissions)Sekretär Alemann (Vater oder Sohn?) in Franckes Tagebüchern 1718 bis 1726; http://digital.francke-halle.de/mod2/nav/index/all.

Aufnahme an den Franckeschen Stiftungen abgab.[75] Aleman urteilte überschwänglich über Clauder: ein „herrlicher, brafer, geistreicher, exemplarischer H. Superintendent" – eine Würdigung, die nur noch dessen Vorgänger Matthias Dreckmann (1659–1710) erhielt, der wiederum spätestens 1702 sich für Franckes Pietismus entschieden hatte.[76] In Alemans Bücher-Verzeichnis erscheinen etliche Werke Johann Arndts (1555–1621), eines Wegbereiters des Pietismus', oder auch die beiden Halleschen Gesangbücher, die Johann Anastasius Freylinghausen (1670–1739) herausgab, der Schüler, Schwiegersohn und Nachfolger Franckes als Direktor der Franckeschen Stiftungen.

Zahlreiche Indizien sprechen also für einen Transfer des Nescit-Emblems in einen neuen Sinnzusammenhang. „Sekundärverwertungen" emblematischer Werke waren nicht unüblich, indem die Embleme als bloße Abbildungen dienten oder neu kontextualisiert wurden.[77] Das aus dem ursprünglichen Kontext gerissene „Nescit"-Emblem würde somit in eine konfessionspolitische Arena sehr privaten Zuschnitts überführt, schließlich war keine Veröffentlichung intendiert, und zu einer für den zeitgenössischen Connaisseur erkennbaren, dem Pietismus eigentlich fremden Polemik gewandelt – vielleicht wendete sich Aleman jedoch erst nach Anfertigung der Nescit-Passage dieser Reformbewegung zu. Mit der Emblem-Anwendung könnte sich Aleman als verspäteter (Krypto-)Kritiker längst getroffener, aber nachwirkender Entscheidungen des Landesherrn zeigen. Wird das Motto jedoch auf seinen Ursprung bei Ovid zurückgeführt, dem zufolge die Liebenden kein Maß kennen: „Sed scio, si quis amat, nescit habere modum", könnte ein Verständnis durchscheinen für einen Landesherrn, der seine reformierten Untertanen einfach nur maßlos liebt und eben nicht zum Nachteil anderer übertrieben fördert.

Zwei weitere Embleme (CR IV 2564 und 2846) stammen aus dem 1640 erstveröffentlichten Hauptwerk „Empresas Políticas", einem Fürstenspiegel des spanischen Diplomaten und Schriftstellers Diego de Saavedra Fajardo

75 Peters, Clauder (wie Anm. 16), hier S. 90 f. u. 123 ff.; Hinweis auf die Tochter ebd., S. 105, Anm. 529. Vgl. Bauks, Pfarrer (wie Anm. 14), S. 5/Nr. 64.

76 CR II 981 u. 977 f. S. Bauks, Pfarrer (wie Anm. 14), S. 103/Nr. 1320, u. Peters, Clauder (wie Anm. 16), S. 127.

77 Antje Theise/Anja Wolkenhauer (Hgg.), Emblemata Hamburgensia, Emblembücher und angewandte Emblematik im frühneuzeitlichen Hamburg, Ausstellungskatalog, Kiel 2009, S. 244 ff.

(1584–1648), das zunächst 100, später 101 Emblem-Kapitel umfasste, mehr als 20 lateinische Ausgaben und etliche Übersetzungen in europäische Nationalsprachen erfuhr.[78] Bei der Platzierung des ersten Emblems drängt sich zunächst keine unmittelbare Verbindung zum Inhalt auf: Das Sinnbild der auf einem Kissen dargebotenen, dornendurchwirkten Krone mit dem Motto „Bonum fallax" (zumeist übersetzt mit „Falsches Gut", besser „Trügerische Gabe"; Saavedra-Tafel 20) steht isoliert inmitten leerer Seiten im Kapitel über das Amt Sparrenberg. Die gegenüber frühen Saavedra-Ausgaben detailärmere Zeichnung der Krone deutet einschließlich der begleitenden mehrsprachigen Übersetzung auf die emblematische Enzyklopädie von Daniel de la Feuille (Amsterdam 1691) als Vorlage[79], allerdings nennt Aleman ausdrücklich die Saavedra-Nummern, die in der spanischen Erstauflage ebenso fehlen wie bei de la Feuille, was wiederum für eine lateinische Ausgabe (z.B. Brüssel 1649, Köln 1649 oder Jena 1686) spricht – vielleicht haben ihm Monographie und Handbuch vorgelegen.[80] Das bei Aleman recht einfach gestaltete Emblem hat gegenüber der ursprünglichen Gestaltung eines „der schönsten und eingängigsten Sinnbilder"[81] aus Saavedras Werk erheblich an Wirkung eingebüßt: War jene noch deutlich sichtbar mit Dornen durchwirkt, sind diese bei späteren Wiedergaben und somit auch bei Aleman zu einer Pflanzenschlinge mit kaum erkennbaren Dornen vereinfacht (Abb. 4). Es bleibt unklar, warum Aleman nicht die ambitioniertere Vorlage genutzt

78 Siehe Dietmar Peil, Emblematische Fürstenspiegel im 17. und 18. Jahrhundert. Saavedra – Le Moyne – Wilhelm, in: Frühmittelalterliche Studien 20 (1986), S. 54–92; ders., Saavedra in Deutschland. Saavedras Embleme in deutschen Emblembüchern und in der außerliterarischen Emblematik in Deutschland, in: Johannes Köhler/Wolfgang Christian Schneider (Hgg.), Das Emblem im Widerspiel von Intermedialität und Synmedialität, Hildesheim etc. 2007, S. 157–187; Christian Romanoski, Tacitus Emblematicus. Diego de Saavedra Fajardo und seine „Empresas Políticas", Berlin 2006.

79 Daniel de la Feuille, Devises et emblemes anciennes et modernes [...], Amsterdam 1691, wobei Aleman nur den französischen Haupttext und die lateinische, niederländische und deutsche Übersetzung wiedergibt, nicht jedoch die englische, italienische und spanische.

80 Diego de Saavedra Fajardo, Idea De Vn Principe Politico Christiano. Representada en cien empresas, Monaco 1640; ders., Idea principis christiano-politici, centum symbolis expressa, Brüssel 1649, S. 127 (Tf. 20/Bonum fallax) u. 701 (Tf. 100/Qui legitime certaverit). Zum „Bonum fallax" siehe Christian Bouzy, Emblème et propagande théologico-politique en Espagne au Siècle d'or. Le symbolisme de la couronne, in: Littérature 145 (2007), S. 91–104.

81 Romanoski, Tacitus Emblematicus (wie Anm. 78), S. 270 (ähnlich S. 423).

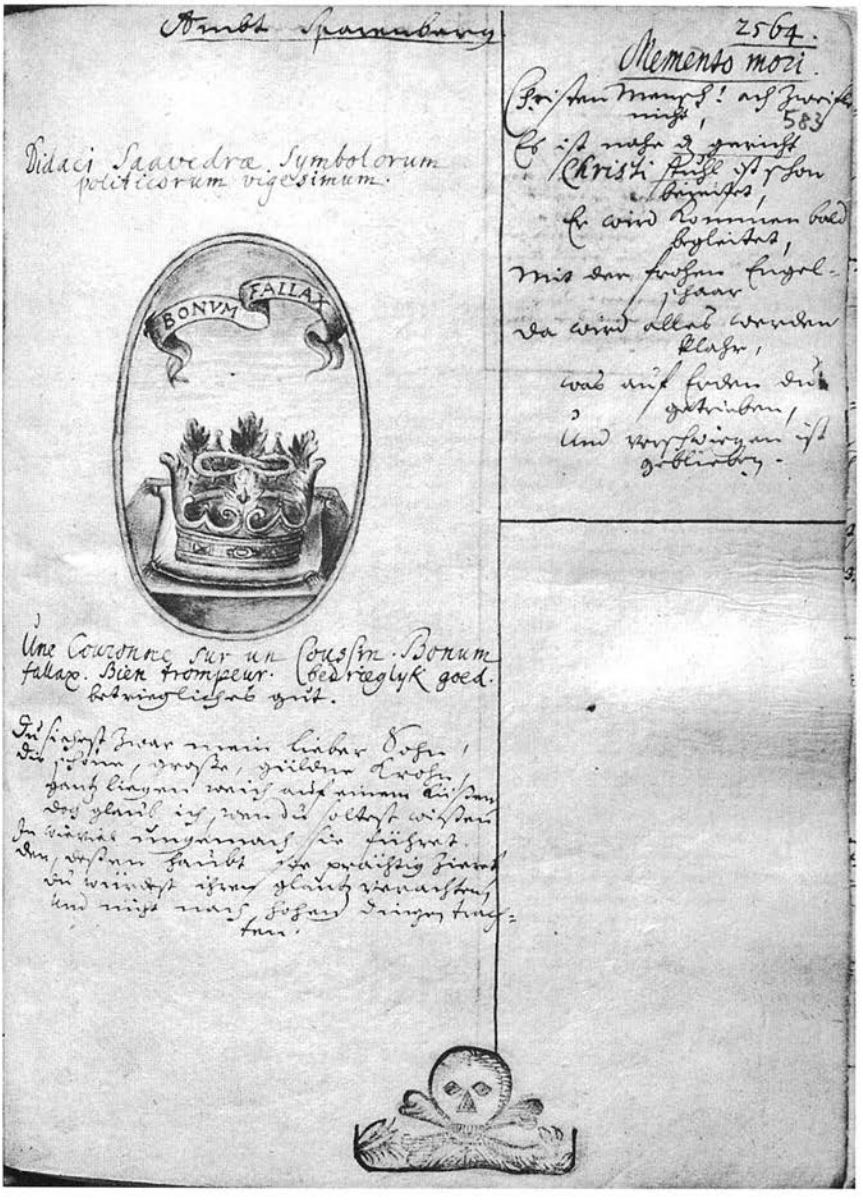


Abb. 4: Emblem „Bonum fallax" aus Diego de Saavedra Fajardos „Empresas Políticas" in Alemans Collectaneen, Bd. IV, S. 2564

hat, über die er doch verfügte. Nicht völlig auszuschließen ist, dass Aleman diesen Sparrenburg-Abschnitt noch mit Text anreichern wollte und konkrete Vorstellungen über Inhalte zu einer „Trügerischen Gabe" hatte, die

er jedoch nicht mehr einfügen konnte oder wollte. Naheliegend erscheint dennoch eine Primärrezeption[82], der zufolge die auf den ersten Blick lukrativ erscheinende (kurfürstliche) Herrschaft mit permanenter Mühsal verbunden ist – „Würde bringt Bürde". Dass Aleman hier seine Amtsschreiber-Position auf der Sparrenburg als belastend kommentieren wollte, dürfte eher unwahrscheinlich sein.

Die zweite Saavedra-Empresa (Tafel 100) beschließt im 4. Band die halbwegs geordnete Datensammlung Alemans. Die alleenartig angeordneten Zielkegel, die in römischen Arenen den Rennabschluss markierten, versinnbildlichen die Lebensbahn als Wettlauf und waren in der Emblematik in verschiedenen Varianten verbreitet. Das in späteren Auflagen gelegentlich ohne das Schlusswort erscheinende Motto „Qui legitime certaverit" verweist auf den Lohn für den (auch auf der Zielgeraden) lauter streitenden Regenten und markiert mit dem Emblem die Schlusskapitel über die weise Regierungsführung des alternden Herrschers, der seine Nachfolge rechtschaffen regelt und weiter maßvoll regiert. Aleman flankiert es mit Sinnsprüchen über nahenden Tod und lässt es gemeinsam mit dem Camerarius-Emblem (Gebein/Ähren) längere Zitate über den Tod illustrieren.[83] Das Zielkegel-Emblem ist aus dem Kontext des Fürstenspiegels als Herrschaftsleitlinie entrückt und steht in keiner direkt nachweisbaren Beziehung zum historischen Datenwerk Alemans, sondern erfüllt eine rein illustrative Memento-mori-Funktion.

Berichte: Briefe, Fragebogen und Gespräche

Für Einzelfragen zu lokalen Angelegenheiten und Ereignissen nutzte Aleman seine dienstlichen Kontakte und konsultierte gezielt Landadelige, Verwaltungsfachleute, Gutsbesitzer und Pfarrer, die als zuverlässige Quellen gelten mussten. Bei Hinweisen anderer Informanten merkte er gelegentlich deren Glaubwürdigkeit („ein sicher Mann") ausdrücklich an.[84] Als einer der wichtigsten Gewährsmänner Alemans fungierte der Katholik Rudolf Itel Glandorf (1638–1713), der über den besten Überblick über die Ravensberger Akten- und Urkundenbestände verfügte. Bereits 1648 hatten Kurbrandenburg und

82 Peil, Saavedra/2007 (wie Anm. 78), S. 172 f.

83 Romanoski, Tacitus Emblematicus (wie Anm. 78), S. 610 ff.

84 CR IV 2317.

Pfalz-Neuburg sich nach der Aufteilung des Klevischen Erbens auch über eine Zuordnung der Akten geeinigt. Es dauerte dennoch gut 20 Jahre, ehe Ende der 1660er Jahre der Kammerrat, Landrentmeister und Ravensberger Gograf Glandorf in Düsseldorf Dokumente mit Ravensberger Betreffen aussortiert und nach dem Eintreffen auf der Sparrenburg zwei Inventare angefertigt hatte, die überliefert sind.[85] Eine satirische Schrift („Cento") über die Bielefelder und Ravensberger Führungsgruppe notierte zu Glandorf 1692: „Unde habeas, quaerit nemo, sed oportet habere" (Woher du's hast, fragt niemand, aber haben musst du *es*" – Hervorhebung durch den Autor).[86] Vielleicht war „*es*" nicht Geld und Vermögen, sondern vielmehr Wissen und Kenntnis, die der unbekannte Cento-Autor (und Glandorf-Bewunderer Aleman?) rühmte. Die in Glandorf vereinigte Kombination aus sozialer Vernetzung, administrativer Erfahrung und nachprüfbarer Expertise in der Quellenüberlieferung ließen ihn zum mehrfach befragten Ansprechpartner Alemans avancieren. Glandorf unterstützte Alemans Sammlung mit Hinweisen und Anregungen, wie eine Notiz Alemans zur Niederlassung der Tempelherrn in Valdorf nahelegt.[87] Am 20. Dezember 1689 arbeitete er mit Glandorf einen regelrechten Fragebogen zum Süsterkloster in Bielefeld ab: Gründung, Standorte, Anzahl der Schwestern, welcher Orden? Aleman nahm Glandorf sogar das Versprechen ab, weitere Nachforschungen vor allem nach einer Gründungsurkunde anzustellen.[88] Die auch bei Hermann Adolph Meinders nachzuweisende Fragebogen-Methode wird an einer weiteren Stelle bestätigt, als Dr. Adolph Dreckmeyer am 29. Oktober 1692 fünf kurz gehaltene Fragen zur Geschichte des Gutes Niedermühle beantwortete.[89]

85 Wilfried Reininghaus, Territorialarchive von Minden, Ravensberg, Tecklenburg, Lingen und Herford, Münster 2000, S. 19 f.

86 Heinrich Rüthing, Eine Satire auf die Eliten der Stadt Bielefeld und der Grafschaft Ravensberg aus dem Jahr 1692, Bielefeld 2009, S. 14.

87 CR IV 2694.

88 CR III 1900: „Sobald Ich Zeit habe, will noch einige nachrichtungen in Archivo nachsehen, auch dabey nicht vergessen, ob wegen hiesigen Süsterklosters die fundation sich finden wolle". Zum Schwesternhaus Mariental siehe Gerhard Rehm, Bielefeld – Schwesternhaus Mariental, in: Karl Hengst (Hg.), Westfälisches Klosterbuch, Teil 1: Ahlen – Mülheim, Münster 1992, S. 81–83.

89 CR I 456–458; vgl. von der Horst, Rittersitze (wie Anm. 5), S. 55 f. Meinders kontaktierte mit dem Vogt Anton Engelhard Aleman einen Bruder des CR-Aleman, um die Dämpfpfanne/Temppanne bei Borgholzhausen als Ort des germanischen Heiligtums Tamfana zu identifizieren; Christian Gottlieb Clostermeier, Wo Hermann den Varus schlug, drei

Aleman forderte Informationen von Gewährsleuten schriftlich an, führte Befragungen durch und dokumentierte Antwortschreiben und Interviews mit Datum, die wiederum Anlass für Ergänzungen boten. Am 11. Januar 1695 beispielsweise befragte er einen Herrn Astroth aus Isselhorst zu einem Todesfall bei Baumfällarbeiten kurz zuvor; vier Tage später notierte er den tödlichen Sturz eines Jungen aus einem Birnbaum. In loser Folge listete Aleman danach Unglücksfälle, Totschlag-Delikte, Morde, einen Bigamie-Fall und deren Ahndung mit Hinrichtung, Landesverweisung oder Geldstrafe auf. Dem Hinweis auf eine Mehrlingsgeburt im Ravensbergischen folgt eine Vielzahl anderer Beispiele der Region und darüber hinaus bis hin zur mittelalterlichen Legende der Margarete von Henneberg (1234–1276), die aufgrund einer Verwünschung angeblich 365 Kinder gebar.[90]

Neben direkten Befragungen wertete Aleman auch das landesherrliche Archiv („in dem LandArchivo" – „im archivo") und Registraturen („In dem Sparenbergischen alten Lagerbuch" – „dieses befindet sich auf dem Gohgerichtshause in einem buche in folio also annotiert") aus. Aleman fertigte Abschriften von Urkunden oder aus dem Kirchenbuch Heepen an, zitierte „aus einem alten rotulo" oder „alten briefen aus dem vorigen Seculo" und liefert Informationen, die er „uf einer alten charteque notirt funden" oder auch eine „nachricht aus uhralten briefen". Die Wahllosigkeit der Quellen-Hinweise lässt eine wissenschaftliche oder überhaupt irgendwie durchdachte Methodik nicht erkennen. Verweise auf die landesherrlichen Archive und Registraturen deuten eher auf Feststellungen im Rahmen amtlicher Untersuchungen oder Zufallsfunde, weniger auf gezielte Recherchen hin. Eine Ausnahme stellt z.B. die Abschrift (CR IV 2382–2438) der Gründungsgeschichte des Stifts Schildesche von 940 dar, deren Übersetzung durch Prediger Johann Hermann Tegeler er nutzte.

verschiedene, durch die neuesten Untersuchungen über diesen Gegenstand veranlasste, Aufsätze, Lemgo 1822, S. 263 f., Anm. 36, der die Brüder verwechselt. Vgl. Alemans Ausführungen zur „Temppanne" unter CR IV, S. 2619.

90 Jan Bondeson/Arie Molenkamp, The Countess Margaret of Henneberg and her 365 children, in: Journal of the Royal Society of Medicine 89 (Dezember 1996), S. 711–716.

Zusammenfassung

Aleman verwertete Bücher und Akten, lieferte Bilder und Illustrationen, sammelte Berichte und Briefantworten von Zeitzeugen. Er war zwar studiert und belesen, nahm aber in der Verwaltungshierarchie keineswegs eine Spitzenposition ein. Angesichts seiner administrativen Positionierung und zeitlichen Ressourcen zog er einen erstaunlich breit angelegten Fundus aus Büchern, Bildern und Berichten heran, um seine Darstellung zu kompilieren und zu illustrieren. Unklar bleibt die Herkunft der Werke, jedoch spricht bei den Erbauungsbüchern vor allem aus dem Opus Dillherrs sowie weiterer Werke, die für die CR-Glossen und die „Todesgedancken" genutzt wurden, einiges für einen persönlichen oder Familienbesitz, aus denen der pietistisch zumindest stark beeinflusste Aleman Zitate und Embleme übernahm.[91] Der Fürstenspiegel Saavedras gehörte eher in die Hände höfischer Kreise, die der Amtsschreiber über Franz von Meinders in Berlin früh kennen gelernt hatte, wenn auch nicht ausgeschlossen werden kann, dass Aleman diesen Klassiker und auch Cats „Proteus" aufgrund emblematischer Begeisterung selbst besaß.

Alemans Sammlung liefert fragmentiertes Wissen. Er kompilierte mit Fleiß, kombinierte abweichende Informationen und verschiedene Quellengattungen aber nicht konsequent, um eine substantielle Analyse herzustellen. Ihm reichte bei den lokal- und regionalgeschichtlichen Ereignissen in der Regel eine Quelle – bei übergeordneten Themen trug er mehrere Quellen zusammen, ohne diese zu werten oder in eine Beziehung zueinander zu setzen. Er scheiterte an einer stringenten Synthese, die seine Fähigkeiten und Möglichkeiten überstieg und auch nicht seiner Zielsetzung entsprach. So blieb er stets im Schatten des ravensbergischen Juristen Hermann Adolph Meinders (1665–1730), der zeitgleich mit Aleman Material sammelte, es allerdings aufbereitete und nach damaligen Maßstäben und nach dem Vorbild der „Monumenta Paderbornensia" Fürstenbergs verdichtete, aber ebenso wie Aleman nicht veröffentlichte.[92]

Im Gegensatz zu Meinders war Aleman ein zielloser Sammler – ein *Daten-Messi*, wohlwollend ein Kollektaneist. Zum Zeitvertreib („zu meiner ei-

91 Steinen, Beschreibung (wie Anm. 1), Vorbericht, Kapitel V: „Seine Nebenstunden wendete er auf Lesung der besten geistlichen Schriften".

92 Ledebur, Fürstentum (wie Anm. 4), S. 113.

genen Vergnügung und Kurtzweil"[93]), aber mit religiösem Impetus trug er Erzähltes, Gesehenes und Geschriebenes aus seinem Verwaltungsalltag zusammen. Seine Ambitionen waren mäßig ausgeprägt, regional beschränkt, von einer halbwegs offiziösen Darstellung weit entfernt – mangels Talents und Auftrags. Aleman wollte jedoch niemals mit den historiographischen Werken dynastischen oder regionalen Zuschnitts konkurrieren.[94] Für Alemans Collectaneen kann ein Urteil über Fürstenbergs „Monumenta" gelten: „Der Gedanke schreitet nicht wirklich in logischem Prozeß fort: Erhabenes steht unverbunden neben Banalem, Großes neben Unbedeutendem, Wichtiges neben Unwichtigem, Gelehrtes neben Politischem, Theoretisches neben Plaudereien. Intuition und Assoziation scheinen den Verfasser zu leiten".[95] Beide vereint das Schicksal in der Methode und als Historiker „zuerst Sammler und Kompilator", aber doch „kein Spezialist im modernen Sinne" zu sein – Aleman allerdings blieb als „Liebhaber" und „talentierter Dilettant" stecken, der der wissenschaftlich vernetzte von Fürstenberg eben nicht mehr war.

Die in den durchgängigen Glossen und eingestreuten Emblemen sichtbare pietistische Grundeinstellung schlug sich nicht nachhaltig auf die Sammlung nieder. Zumeist blieben diese unverbunden neben den Datenfragmenten stehen; nur ausnahmsweise sind absichtsvolle Anordnungen zumindest wahrscheinlich. Schriften verschiedenster konfessioneller Herkunft stehen von Hamelmann bis Stangefol, von Dilherr bis Saavedra nebeneinander, ohne Wertung, ohne Abwertung. Religiös-pietistischer Impetus, Memento-mori-Mahnung und Vanitas-Ansatz unterscheiden das Werk Alemans z.B. von Fürstenbergs Opus oder der ungleich umfangreicheren und historiographisch wertvolleren „Wickiana", einer von Johann Jakob Wick (1522–1588) im schweizerischen Großmünster angelegten Sammlung von Einblattdrucken und Notizen über ungewöhnliche Ereignisse in Europa, die

93 CR I 1.

94 Wolfgang Neugebauer, Staatshistoriographen und Staatshistoriographie in Brandenburg und Preußen seit der Mitte des 17. Jahrhunderts, in: Markus Völkel/Arno Strohmeyer (Hgg.), Historiographie an europäischen Höfen (16.–18. Jahrhundert). Studien zum Hof als Produktionsort von Geschichtsschreibung und historischer Repräsentation, Berlin 2009, S. 139–154. Vgl. Leopold Schütte, Überlieferung, Erforschung und Darstellung der Landesgeschichte Westfalens in der Neuzeit, in: Wilhelm Kohl (Hg.), Westfälische Geschichte, Bd. 1, Düsseldorf 1983, S. 15–33.

95 Ernesti, Fürstenberg (wie Anm. 35), S. 189 auch für das Folgende.

als Reflex auf die politisch-religiösen Entwicklungen und als Ausdruck eines Krisenbewusstseins gedeutet werden.[96] Alemans Daten, Notizen und Anekdoten sind flankiert vom Vanitas-Motiv und Memento mori, die einerseits schon seit Jahrhunderten bekannt waren, aber im Gesamtopus zweierlei Krisenbewusstsein reflektieren: zum einen das Krisenerlebnis des Dreißigjährigen Krieges mit nachhallender Verlusterfahrung der Heilssicherheit, zum anderen die Frömmigkeitskrise in der lutherischen Orthodoxie, deren Lehre und Leben den Gläubigen verflacht erschienen. Aleman reagierte in Leben und Werk mit intensiver Rezeption konfessionsübergreifenden Erbauungsschrifttums und persönlicher Hinwendung zum Pietismus.[97]

Die 1742 attestierten Eigenschaften „Freundlichkeit, Frömmigkeit, Redlichkeit" durchziehen das Opus Alemans mehr als offensichtlich, wie die soziale und familiäre Vernetzung, die Glossen und Embleme aus der Frömmigkeitsliteratur sowie die fleißige Datensammlung verdeutlichen. Bei der „Gelehrsamkeit" dagegen mangelte es dem studierten Amtsschreiber, der weder zu einer Systematisierung und Verdichtung noch zu einer professionellen Analyse gelangte. Aleman steht mit der anspruchslosen Anordnung und Auswahl dennoch nicht allein, spiegeln sie doch eine auch für Fürstenberg festgestellte „zeittypische intellektuelle Haltung" wider.[98]

96 Siehe Franz Matthias Mauelshagen, Wunderkammer auf Papier. Die „Wickiana" zwischen Reformation und Volksglaube, Epfendorf 2011 (Diss. Zürich 2000).

97 Ferdinand van Ingen, Bußstimmung, Krisenbewusstsein und Melancholie – Deutungsmuster der Frühen Neuzeit, in: Pietismus und Neuzeit 32 (2006), S. 57–78.

98 Ernesti, Fürstenberg (wie Anm. 35), S. 189.

Titelblatt der Gesangbuchausgabe von 1754
(Universitätsbibliothek Leipzig, prakt.theol. 1442)

Das Bielefelder Waisenhaus als Gesangbuchverlag

Von Johannes Burkardt

Einleitung

Die Geschichte des Ravensberger Gesangbuchs wie auch des Waisenhauses zu Bielefeld ist weitgehend bekannt. Die Rahmendaten wurden vor allem von Paul Eickhoff, Hermann Tümpel und Gustav Engel in diversen älteren Heften der Ravensberger Blätter und von Engel in der Festschrift der Pfef-

ferschen Buchhandlung zusammengetragen.[1] Eine Reihe von Fragen musste offen bleiben, vor allem wies Engel 1972 darauf hin, dass nach wie vor unbekannt sei, wie und warum die Verlagsrechte am Gesangbuch an das Waisenhaus gekommen seien.[2] Zwei Aktenfaszikel in der Abteilung Westfalen des Landesarchivs NRW helfen, einer Antwort auf diese Frage näher zu kommen.[3] Sie sind, gemeinsam mit Aktenmaterial aus dem Stadtarchiv Bielefeld, auch aus einem anderen Grund einen Blick wert, liefern sie doch noch einige bisher nicht bekannte, aber wissenswerte Details zur Bielefelder Verleger- und Druckergeschichte.

Das Bielefelder Waisenhaus

Das Waisenhaus[4] in Bielefeld wurde auf königlichen Druck und nach langer Vorbereitungszeit 1711/12 von der Stadt Bielefeld im Grest'schen Hof eingerichtet. Mehrere Indizien sprechen dafür, dass die Gründung vom Erfolgsmodell des Waisenhauses in Halle inspiriert gewesen sein könnte: Auffallend ist das unmittelbare Interesse Friedrich Wilhelms I., in dessen

1 P[aul] Eickhoff, Die Anfänge des Buchdrucks in Bielefeld, in: Ravensberger Blätter für Geschichte, Volks- und Heimatkunde 12 (1905), S. 89–90; [Theodor] Bertram, Zur Geschichte des Buchdrucks in Bielefeld, in: ebd. 7 (1907), S. 6 f.; Gustav Engel, Zur Geschichte des Bielefelder Buchhandels bis zum Jahre 1835, in: ebd. 35 (1935), S. 59–61; ders., Buchhandel und Buchdruck in Bielefeld im 17. und 18. Jahrhundert (Festschrift zum 100jährigen Bestehen der Pfefferschen Buchhandlung Bielefeld), Bielefeld 1972. Zur Geschichte des Waisenhauses: H[ermann] Tümpel, Zwei Jahrhunderte Bielefelder Armenverwaltung, in: 36. Jahresbericht des Historischen Vereins für die Grafschaft Ravensberg (1922), S. 56–74.

2 Engel, Buchhandel und Buchdruck (wie Anm. 1), S. 12–13.

3 Landesarchiv NRW Abteilung Westfalen [im folgenden LAV NRW W], Minden-Ravensberg, Regierung, Nr. 1465 und 1467.

4 Zur Waisenhausthematik allgemein vgl. die Beiträge in: Waisenhäuser in der Frühen Neuzeit, hrsg. v. Udo Sträter und Josef N. Neumann (Hallesche Forschungen 10), Halle und Tübingen 2003. Zur Geschichte des Bielefelder Waisenhauses: Tümpel, Armenverwaltung (wie Anm. 1). Vgl. auch: [Hugo] Rothert, Die Minden-Ravensbergische Kirchengeschichte, Teil II, in: Jahrbuch des Vereins für Westfälische Kirchengeschichte 29 (1928), S. 166 (sehr kurz) und Siegfried Pohl, Studien zur soziologischen, sozialen und wirtschaftlichen Struktur Bielefelds im 18. Jahrhundert, in: 59. Jahresbericht des Historischen Vereins für die Grafschaft Ravensberg, Jahrgang 1956, 1957, Bielefeld 1958, S. 1–68.

vom Francke'schen Pietismus beeinflusste „'staatssozialistische' Gewerbepolitik" (Carl Hinrichs), wonach das Allgemeinwohl und die Fürsorge für die Armen dem merkantilistischen Privatinteresse von Einzelunternehmern vorzuziehen seien[5], das Waisenhaus sich gut einpasste. Ins Auge sticht auch die zeitliche Parallelität zur Gründung des Berliner Waisenhauses. Die Konzeption als Verwahranstalt für Arme und Waisenkinder unter Leitung eines Theologen mit angeschlossenem Arbeitshaus, charakterisiert durch jene für August Hermann Francke „konstitutive Dreierkonstellation" von Erziehung, Religion und Arbeit[6], mag ebenfalls Anzeichen dafür sein, dass die Anstalten in Glaucha auch für das Bielefelder Projekt Modell gestanden haben könnten. Ein originelles optisches Signal für diese Hypothese ist das auf dem Innendeckel der ältesten Armenakte der Stadt Bielefeld eingeklebte Bild des Waisenhauses zu Halle.[7] August Hermann Francke war auch schon früh über das Armenwesen der Stadt informiert gewesen. Bereits 1697 hatte er seine Hilfe bei dessen Reorganisation angeboten, die aber damals nicht in Anspruch genommen wurde.[8] Das Vorhaben des Rats blieb nicht ohne Widerspruch. Aufschlussreich ist eine Eingabe der Zwölfherren und Ämterdechen von 1706, worin ausdrücklich gewarnt wird, es sei „nicht thuenlich, nach den Berlinschen und Halleschen Fuße das werck einzurichten."[9] Sie sollten Recht behalten: Die Realisierung des Vorhabens „Waisenhaus" gestal-

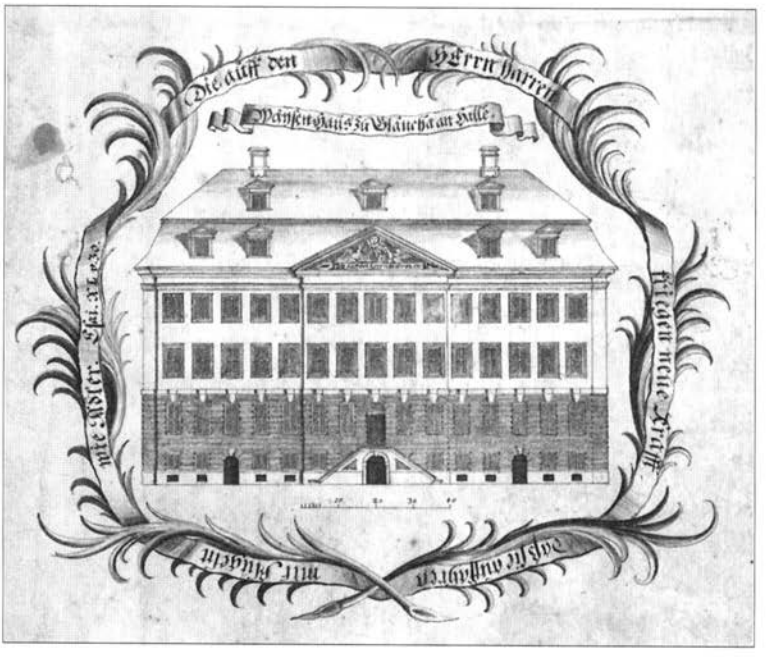
5 Vgl. dazu das Kapitel „Pietismus und Frühkapitalismus" in: Carl Hinrichs, Preußentum und Pietismus. Der Pietismus in Brandenburg-Preußen als religiös-soziale Reformbewegung, Göttingen 1971, S. 301–351. Zitat S. 312.

6 Klaus vom Orde, Unternehmerisches Denken und Handeln in der Geschichte des Pietismus. Untersucht anhand zweier Beispiele aus dem 18. und 19. Jahrhundert: August Hermann Francke und Carl Mez, in: „Aus Gottes Wort und eigener Erfahrung gezeiget". Erfahrung – Glauben, Erkennen und Handeln im Pietismus. Beiträge zum III. Internationalen Kongress für Pietismusforschung 2009, hrsg.v. Christian Soboth und Udo Sträter, Halle 2012, S. 759.

7 Stadtarchiv Bielefeld [im Folgenden StadtA Bi], Bestand 100,2 (Ältere Akten), Nr. 1039.

8 Brief von M. von dem Bussche (Ehefrau des Landdrosts Clamor von dem Bussche), an August Hermann Francke, Sparrenberg 22.12.1697, Staatsbibliothek Preußischer Kulturbesitz Berlin, Stab/F 4a/5 : 12. Ob Francke zu einem späteren Zeitpunkt konsultiert wurde, muss offen bleiben. Der Brief Israel Clauders an Franke vom 22. Juli 1716 (Hauptarchiv der Franckeschen Stiftungen, Halle, AFSt/H A 135 : 76b), fällt in Clauders Zeit in Halberstadt und dürfte sich auf das dortige Waisen- und Zuchthaus und nicht auf das Bielefelder (wie in der Datenbank der Stiftungen angegeben) beziehen.

9 „Erklärung und Bitte Zwölffen und Ambter-Dechen" vom 26.4.1706, StadtA Bi, Bestand 100,2, Nr. 1039.



Ein Bild als Programm?
Stich des Waisenhauses zu Halle, eingeklebt am Anfang der ältesten Waisenhausakte der Stadt Bielefeld (Stadtarchiv Bielefeld, Bestand 100,2, Nr. 1039)

tete sich unglaublich schwierig. Materiell war die Armenfürsorge in Bielefeld zwar üppig ausgestattet, doch flossen die Einnahmen in diverse Fonds kommunaler und kirchlicher Stellen. Die einkommenden Gelder wurden 1710 von acht Provisoren verwaltet.[10] Bis Anfang der 1750er Jahre konnte diese Zahl immerhin auf vier reduziert werden.[11] Kompetenzgerangel zwischen den zahlreichen Beteiligten waren vorprogrammiert. Eine stringente Verwaltung der Gelder gelang bis zur Auflösung des Waisenhauses in den achtziger Jahren nicht, wovon die Akten der Stadt und des Konsistoriums ein trauriges Bild liefern.[12] Die Erfolge waren dementsprechend mäßig: Die Aufstellung

10 Freundliche Mitteilung von Herrn Wolfgang Schindler, Haan, vom 16.4.2015.

11 E[rnst] A[lbert] F[riedrich] Culemann, Dritter Theil Ravensbergischer Merckwürdigkeiten, Worin insbesondere von der Stadt Bielefeld Aus lauter beglaubten Urkunden gehandelt wird, Minden 1752, S. 294.

12 Tümpel, Armenverwaltung (wie Anm. 1). Tümpel arbeitet auf Grundlage der heute im Stadtarchiv unter den Signaturen 100,2, Nr. 1039, 1040 und 1042 liegenden Akten. Von ihm nicht ausgewertet, aber sicher einer ergänzenden Betrachtung wert sind die Unterlagen des Konsistoriums über die Rechnungsprüfung des Waisenhauses ab 1770, LAV

eines ordentlichen Etats für das Waisenhaus gelang erstmals 1720, war aber bis zur Auflösung des Waisenhauses immer wieder eine beinahe unüberwindliche Hürde. Was die Organisation des Waisenhausbetriebs anging, so orientierte man sich nicht an Halle, sondern an den Vorbildern der Waisenhäuser von Lemgo, Osnabrück und Soest.[13]

Ihre Blütezeit erlebte die Anstalt in den 1730er Jahren, als sie sich zu einem sprühenden geistlichen Mittelpunkt der Grafschaft mauserte. Auf Initiative mehrerer Pfarrer wurden Betstunden abgehalten, die regen Zulauf hatten und ihre pietistische Ausrichtung nicht verheimlichen konnten. Es liegen auch deutliche Hinweise vor, dass dabei gelegentlich die Grenze zwischen kirchlicher Frömmigkeit und Separatismus nicht mehr fern war.[14] Auch der am Waisenhaus angedockten „Strumpf-Fabrique" ging es in dieser Zeit gut, belieferte sie doch bis zu vier preußische Regimenter mit Strümpfen.[15] Noch 1752 war der Zustand des Waisenhauses so gut, das Culemann ihm zutraute, „daß dermahlen nicht nur extendiret, sondern auch zu Erziehung mehrerer Waysen die Anstalten gemacht werden können."[16] Doch der Stern des Hauses hatte seinen Zenit bald überschritten: Während des Siebenjährigen Krieges ging die Strumpffabrikation ein und konnte nicht wieder reaktiviert werden.[17] 1785 schließlich wurde der Betrieb des Hauses als unwirtschaftlich eingestuft und eingestellt. Die Kinder gab man zur Erziehung in Privathaus-

---

NRW W, Minden-Ravensberg, Konsistorium IV, 51.

13 Bürgermeister und Rat an den Landdrosten, 3.10.1710, StadtA Bi, Bestand 100,2, Nr. 1039.

14 Sammlung auserlesener Materien zum Bau des Reichs Gottes, XVI. Beytrag, Frankfurt/Leipzig 1733, S. 1015 f.; H[ermann] Tümpel, Das Aufkommen des Spenerschen Pietismus im Ravensbergischen, in: Ravensberger Blätter für Geschichts-, Volks- und Heimatskunde 5 (1905), S. 50; [Hugo] Rothert, Kirchengeschichte, Teil II (wie Anm. 4), S. 157f.; Johannes Burkardt, Berleburg-Mühlhausen-Bielefeld-Hamburg: Eine Reise des Radikalpietisten Victor Christoph Tuchtfeld im Jahr 1733, S. 84 f.

15 E[rnst] A[lbert] F[riedrich] Culemann Zweyter Theil Ravensbergischer Merckwürdigkeiten, Worinnen das Merckwürdige von Der Grafschafft Ravensberg überhaupt angezeiget wird (...), Minden 1749, S. 158; ders., Dritter Theil (wie Anm. 11), S. 252. Nach Unterlagen im StadtA Bi wurde 1722 das Dönhoffsche Regiment in Halberstadt vom Waisenhaus beliefert, von 1723 an auch das Füsilierregiment von Mosel in Bielefeld. 1745 spricht die Stadt von vier Regimentern. StadtA Bi, Bestand 100,2, Nr. 1042.

16 Culemann, Dritter Theil (wie Anm. 11), S. 212.

17 Tümpel, Armenverwaltung (wie Anm. 1), S. 68 f.

halte.[18] Dabei spielten ökonomische Gründe, sicherlich aber auch neue Tendenzen aufklärerischer Pädagogik, die eine Erziehung von Waisenkindern in Familien derjenigen in Waisenhäusern vorzogen, eine Rolle.[19]

Das Ravensbergische Gesangbuch[20]

Einen „Bestseller" nennt Reinhard Vogelsang in seiner Bielefelder Stadtgeschichte das von Superintendent Christian Nifanius zusammengestellte und 1687 erstmals gedruckte Gesangbuch der Grafschaft Ravensberg.[21] Zahlreiche Auflagen der redaktionell von den Superintendenten der Grafschaft betreuten und bis zur Auflage von 1782 nur unwesentlich veränderten Liedersammlung belegen, dass dieses Urteil zutrifft. Das Gesangbuch war wirtschaftlich so interessant, dass es schon vom Erscheinungsjahr an zum Zankapfel zwischen Verlegern und Druckern wurde. Interpretationsbedürftige Passagen in den Privilegien beider sorgten immer wieder für Zündstoff. Schon das Erscheinen der ersten Gesangbuchauflagen war von Protesten des Druckers Justus Tränckner, seit 1685 Inhaber eines Generalprivilegs für die Grafschaft Ravensberg[22], begleitet. Vergeblich wehrte er sich gegen die vom Rat der Stadt mit Erfolg betriebene Verlegung des Gesangbuchs durch die Familie Diebrock. Diese erhielt 1706 ein Spezialprivileg, und so nahm ein bis 1746 angespanntes Verhältnis zwischen Verlegern und Druckern seinen Anfang.[23]

---

18 Tümpel, Armenverwaltung (wie Anm. 1), S. 69. Einstellung des Betriebs S. 72 f.

19 Vgl. Markus Meumann, Unversorgte Kinder, Armenfürsorge und Waisenhausgründungen im 17. und 18. Jahrhundert. Eine sozialgeschichtliche Einführung, in: Waisenhäuser in der Frühen Neuzeit (wie Anm. 4), S. 9.

20 Vgl. hierzu [Hugo] Rothert, Die Minden-Ravensbergische Kirchengeschichte, Teil III, in: Jahrbuch des Vereins für Westfälische Kirchengeschichte 30 (1929), S. 36.

21 Reinhard Vogelsang, Geschichte der Stadt Bielefeld, Bd. 1, Bielefeld 1980, S. 188. Nachweis der Urheberschaft des Nifanius bei Rothert, Kirchengeschichte, Teil III (wie Anm. 20), S. 36. Zu Nifanius (1629–1689) vgl. Friedrich Wilhelm Bauks, Die evangelischen Pfarrer in Westfalen von der Reformationszeit bis 1945, Bielefeld 1980, Nr. 4515 auf S. 362.

22 Abschriftlich mehrfach bei den Akten: LAV NRW W, Minden-Ravensberg, Regierung, Nrr. 1465 und 1467. Druck bei Culemann, Dritter Theil (wie Anm. 11), S. 295–297.

23 Engel, Buchhandel und Buchdruck (wie Anm. 1), S. 9–11. Abschrift des Privilegs von 1706 in: LAV NRW W, Minden-Ravensberg, Regierung, Nr. 1465, Bl. 244 f.

An dieser Stelle wollen wir in den von der Forschung weniger gut ausgewerteten 1730er Jahren einsetzen.

Drucker contra Verleger: Bemühungen des Nicolaus von Süvern um das Gesangbuchprivileg 1733–1734

Am 3. November 1733 wandte sich Justus Nicolaus von Süvern, der 1724 durch Heirat der Witwe des Druckers Diederich Baedeker in den Besitz der Bielefelder Druckerei gekommen war und dem 1725 die Druckerprivilegien Baedekers übertragen worden waren[24], mit einem Gesuch an den König, ihn nach dem Ableben des mittlerweile 73jährigen Verlegers Johann Wilhelm Diebrock mit dem Verlag des Ravensbergischen Gesangbuchs zu privilegieren.[25] Dieser Vorgang und die folgende Auseinandersetzung um das Verlagsrecht am Gesangbuch sind an dieser Stelle insofern zu berücksichtigen, als die Diskussionen im Vorfeld der Waisenhausprivilegierung 1746 mehrfach auf sie zurückgreifen. Sie bieten auch ein anschauliches Vergleichsschema für die Verhandlungen der Jahre 1745 und 1746, in denen uns sowohl die Regierung in Minden als auch die Drucker bzw. Verleger Süvern und Diebrock wieder als Protagonisten begegnen werden.

Die in mehreren Eingaben vorgetragene Argumentation Süverns, warum nicht allein der Druck, sondern auch der Verlag des Gesangbuchs in seine Hände zu legen seien, umfasste mehrere Punkte. Zum einen legte er die entscheidende, gleichwohl unterschiedlich interpretierbare Passage in seinem Privileg von 1725 zu seinen Gunsten aus. Sie besagte, dass „alle und jede Schrifften und andere Sachen, so (...) in Unserer Graffschafft Ravensberg hinkünfftig durch den Druck werden publiciret werden, von niemanden anders als gedachtem Justus Nicolaus v[on] Süvern, und in desselben Buchdruckerey, es wäre denn, daß er selbst sich zum Verlegen nicht verstehen wollte, gedrucket" werden sollten.[26] Aus dieser wenig geglückten Formulierung, die fast wörtlich auch schon in den Privilegien seiner Vorgänger ent-

24 Druck des Privilegs vom 7.4.1725 bei Culemann, Dritter Theil (wie Anm. 11), S. 299–301.

25 LAV NRW W, Minden-Ravensberg, Regierung, Nr. 1465, Bl. 246 r–249 v.

26 Culemann, Dritter Theil (wie Anm. 11), S. 299 f.

halten gewesen war,[27] leitete Süvern ab, auch die Verlagsrechte am Gesangbuch einfordern zu können. Das hatte Tränckner auch schon versucht, war aber am Magistrat gescheitert, der glaubhaft machen konnte, dass Tränckners Offizin technisch und organisatorisch nicht in der Lage gewesen wäre, diese Aufgabe zu bewältigen.[28] Diese Verhältnisse hatten sich nun geändert. Süvern konnte voller Stolz und, wie die Liste der von ihm erstellten, zum Teil auch in seinem Verlag erschienenen Drucke zeigt, mit Fug und Recht darauf hinweisen, dass er die heruntergekommene Druckerei wieder in einen „Gottlob florisanten Zustand" gebracht hatte und „sattsahm im Stande mich befinde", den Gesangbuchverlag zu bewerkstelligen.[29] Schaden habe er hingegen durch die Zusammenlegung der Minden-Ravensbergischen Verwaltung in Minden 1719 erlitten, wonach er alle amtlichen Druckaufträge an den Mindener Drucker verloren habe.[30]

Die Regierung in Minden machte sich die Argumentation Süverns im Wesentlichen zu eigen und äußerte sich dementsprechend gegenüber dem Generaldirektorium in Berlin, das seit 1733 für Buchdruckprivilegien zuständig war.[31] Man machte keinen Hehl daraus, dass man sich Süvern gegenüber wegen dessen Klage über die weggefallenen Behördendrucke in der Pflicht fühlte: „Da Er nun bishero viele unkosten in Anschaffung vieler

27 Ebd., S. 296 (Privileg für Tränckner vom 15.10.1685) und S. 297 (Privileg für Baedeker vom 20.12.1712).

28 Engel, Buchhandel und Buchdruck (wie Anm. 1), S. 9–11.

29 LAV NRW W, Minden-Ravensberg, Regierung, Nr. 1465, Bl. 248 r. Eine unter dem 19.4.1732 eingereichte Liste der in den letzten sieben Jahren von ihm gedruckten Schriften weist u.a. aus: „(…) 1727 et 1728 vier Auflagen Märckische Gesangbücher (…); 1729 et 1730 alle Schul-Sachen, so vorhero von fremden Orten eingebracht (…), worunter das Vornehmste, als das Neue Testament und D. Joh. Habermanns Gebet-Buch (…). 1731 habe für die Stadt Osnabrück ein Neu eingerichtetes Gesangbuch angefangen (…)". Wie vor, Bl. 193 r–v.

30 „(…) hingegen in dieser Graffschafft mit abdrückung publiquer Sachen, auch herrschaftlicher Edicten nach der Combination mit Minden, nicht einen Heller wie vorhin, verdienen kann, indem alles, ja so gar die Accise-Extracte und Zoll-Zettul zu Minden gedrucket, ja nicht einst die auf hiesiger Legge zum Linnen Zeichen genöthigte Farben Patent mäßig von mir genommen werden". LAV NRW W, Minden-Ravensberg, Regierung, Nr. 1465, Bl. 247 r–v.

31 Vorher war die Lehenkammer zuständig gewesen. Vgl. die entsprechende Mitteilung an die Regierung in Minden vom 12.5.1733, in: LAV NRW W, Minden-Ravensberg, Regierung 1465, Bl. 240 r.

Buchstaben und zur Druckerey gehörigen Gerätschafften gemachet, und gehoffet, Es würden Ihme alles für der Graffschafft Ravensberg ergehende Verordnenungen, welche von Berlin anherogesandt, und für diese provintzien Nachgedrucket werden müßen, zufließen, So sey doch solches unterblieben und vielmehr dem hiesigen Buchdrucker Dettleffsen[32], weilen Er hier in Loco wohne, dieses und auch die wöchentlichen Intelligentz Zettuln[33] zum Druck von der Regier[ung] und K[riegs-] und Domainen Cammer zugefloßen, worinne doch nach der billigkeit hätte ein temperament getroffen[34], und wan gleich der Abdruck solcher Edicten nicht wäre zu vertheilen gewehsen, jenem Ravensbergischen [Drucker] alternative die Abdruckung der gleichen Edicten gegönnet werden können". Man ging aus demselben Grund sogar noch weiter und schlug vor, Süvern nicht nur das Gesangbuch, sondern auch die zur Neuherausgabe anstehende Eigentumsordnung herausgeben zu lassen.[35] Auch ein Hinweis Süverns, Diebrock habe beim Regierungsantritt König Friedrich Wilhelms I. sein Privileg nicht erneuern lassen, wurde aufgegriffen. Süvern wollte die Nichterneuerung der Urkunde so verstanden wissen, dass Diebrock offensichtlich kein Interesse mehr am Verlag habe. Die Regierung interpretierte den Sachverhalt dahingehend anders, dass der Monarch unter den gegebenen Umständen nicht an das von seinem Vorgänger ausgestellte Privileg Diebrocks gebunden sei und in dessen Sterbefall frei verfügen könne.[36]

Die Regierungsbeamten tolerierten die immer quengeliger werdenen Briefe Süverns geduldig. Dieser ging schließlich im Juni 1734 so weit, an Regierung und Konsistorium zu schreiben, er habe gehofft und erwartet, der

32 Johann Nicolaus Detleffsen hatte die Druckerei in Minden von 1727 bis November 1734 inne. Vgl. Johann Karl von Schroeder, Mindener Buchgewerbe. Buchdrucker, Buchbinder, Buchhändler und Verleger in Minden seit dem 16. Jahrhundert. Ein Beitrag zur Geistes- und Wirtschaftsgeschichte Westfalens, in: Mitteilungen des Mindener Geschichts- und Museumsvereins 38 (1966), S. 33.

33 Gemeint ist das seit 1727/28 erscheinende amtliche Intelligenzblatt. Vgl. dazu von Schroeder (wie vorige Anm.), S. 37.

34 Aus dem Lateinischen im Sinne von: ein Mittelweg gefunden.

35 Bericht der Regierung Minden an das Generaldirektorium Berlin vom 4.2.1734. LAV NRW W, Minden-Ravensberg, Regierung, Nr. 1465, Bl. 251 r. Die Eigentumsordnung war erstmals 1669 im Druck erschienen und wurde 1741 neu aufgelegt.

36 Regierung Minden an Generaldirektorium, 12.4.1734. LAV NRW W, Minden-Ravensberg, Regierung, Nr. 1465, Bl. 267 v.

König hätte umgehend eine Entscheidung in seiner Sache getroffen. Dieser an sich schon an Dreistigkeit grenzenden Einlassung fügte er die offene Drohung hinzu, er werde notfalls auch ohne königliche Entscheidung nach dem Ableben Diebrocks „das Gesang-Buch auf meine Kosten heut oder morgen nach belieben (...) drucken".[37]

In Minden kam scheinbar niemand auf die Idee, den greisen Verleger Diebrock über die Eingabe Süverns zu informieren, geschweige denn ihn dazu anzuhören. Dies geschah erst auf Aufforderung des Generaldirektoriums, dem die Einseitigkeit des Verfahrens auffiel. Diebrock, so die Order aus Berlin, müsse umso mehr befragt werden, „als es das Ansehen hat, als wenn der Süvern selbst von dem Diepenbrock (sic!) einige Contradiction[38] besorge".[39] Diebrock wurde, auch das erscheint seltsam, ohne weitere Informationen nach Minden vorgeladen. Erschrocken und im Glauben, er sei von Süvern verklagt worden, verfasste er am 5. August 1734 eine Eingabe an den Landesherrn, worin er auf die Mängel des intransparenten Verfahrens aufmerksam machte: Er wisse immer noch nicht, worum es bei der Sache überhaupt gehe. Eine Klage Süverns sei ihm nicht zugegangen, weitere Informationen habe er nicht, „da ein Schwieger-Sohn (...), welcher an meiner Stell [in Minden] erscheinen müßen, die vielen Schrifften, welche eingekommen sein sollen, nicht eins communiciret werden wollen". Nur „unter der Hand" habe er soviel vernommen, dass es um das Verlagsprivileg gehe, an dem er, Diebrock, auf Lebzeiten aber festhalten wolle, zumal „da noch 2000 Exemplaria in kleinen Format, welche A[nn]o 1728 gedrucket sind, und 7500 Exemplaria in klein octav von Neuen gesang-Büchern vorräthig seyn."[40] Erst durch diese Zeilen Diebrocks war aktenkundig geworden, dass er trotz des hohen Alters verlegerisch noch aktiv war. Interessant ist die Information über zwei Gesangbuchauflagen, die der Forschung bis heute entgangen sind: die Kleinformatausgabe von 1728 war bislang überhaupt

37 Süvern an Regierung und Konsistorium Minden, 9.6.1734, LAV NRW W, Minden-Ravensberg, Regierung, Nr. 1465, Bl. 279 v und 280 v.

38 Lat.: Widerspruch.

39 Generaldirektorium an Regierung Minden, 12.5.1734, LAV NRW W, Minden-Ravensberg, Regierung, Nr. 1465, Bl. 278 r.

40 Diebrock an den König, 5.8.1734, LAV NRW W, Minden-Ravensberg, Regierung, Nr. 1465, Bl. 299 f.

nicht bekannt, ein Original konnte auch noch nicht ermittelt werden; bei der erwähnten Klein-Oktav-Ausgabe dürfte es sich um die Auflage von 1730 gehandelt haben, von der die Staatsbibliothek Berlin bis zum Zweiten Weltkrieg ein Exemplar besaß.[41] Dem König wurde die Sachlage vorgetragen, woraufhin dieser kurz und bündig entschied, „daß bis nach Absterben des Diebrock (...) die Sache in statu quo (...) gelaßen werden soll."[42]

Am Rande dieser Vorgänge liefert uns die Akte einige Zusatzinformationen über das kirchliche Leben in der Grafschaft Ravensberg. Süvern erwähnt im Februar 1734, dass in der Grafschaft mehrere Gesangbücher gleichzeitig in Gebrauch seien, und schlägt eine Vereinheitlichung vor. Es erscheine ihm „dem publico zum besten beforderlich zu sein, daß schier künfftig auch in der Stadt Herfordt, wie in Bielfeld und auf dem platten Lande, das Ravensbergische Gesangbuch mit abschaffung derer Lemgoischen und Rintelschen zum gebrauch eingeführet werden möge."[43] Die Regierung nahm die Anregung auf, bevorzugte aber eine Angleichung des Ravensbergischen an das Mindensche Gesangbuch: „wobey wir Eine Revision und so viel möglich nach geschehener Combination der Graffschafft Ravensberg mitt dem Fürstenthumb Minden eine Gleichförmigkeit unter die Gesangbücher zu machen Enschloßen wären, weilen solches den Unterthanen, welche mitt Einander auff den Grentzen vermischet und in Eine Kirche gingen, provitabler sein würde, als sich mitt doppelten Gesangbüchern zu versehen."[44] Zur Umsetzung dieses Plans kam es zu diesem Zeitpunkt nicht.

Zwei Fragen können die Akten nicht beantworten: Warum Süverns seine Initiative gerade zu diesem Zeitpunkt lancierte, und warum der Magistrat, der sich bei vorangegangenen Problemfällen dieser Art immer dafür engagiert hatte, dass der Verlag bei den Diebrocks blieb, in diesem Fall passiv blieb.

---

41 Neues Ravensbergisches Evangelisches Gesang-Buch, Bielefeld 1730. Das Berliner Exemplar ist im Katalog als Kriegsverlust ausgewiesen.

42 Entscheid König Friedrich Wilhelms vom 4.9.1734, LAV NRW W, Minden-Ravensberg, Regierung, Nr. 1465, Bl. 311 r.

43 Süvern an Regierung und Konsistorium, 6.2.1734, LAV NRW W, Minden-Ravensberg, Regierung, Nr. 1465, Bl. 255 v–256 r.

44 Regierung an Generaldirektorium, 12.4.1734, LAV NRW W, Minden-Ravensberg, Regierung, Nr. 1465, Bl. 267 v. Ähnlich am 17.4.1734. Bl. 274 r.

Das Bielefelder Waisenhaus wird zum Gesangbuchverlag

Elf Jahre nach den geschilderten Vorgängen ergriff der Bielefelder Magistrat die Initiative in der Angelegenheit „Gesangbuchverlag". Unter dem 6. November 1745 sandte er eine Petition an den König, die Verlagsrechte am Ravensbergischen Gesangbuch in die Hände des städtischen Waisenhauses zu legen:

„Ew[er] Königl[iche] May[estät] geruhen (...) zu ersehen, was gestalt (...) deroselben in Gott ruhender Herr Gros Vater (...) auf des hiesigen Magistrats (...) Vorstellung, dem hiesigen Buchführer Johann Wilhelm Diebrock wegen des Verlages des hieselbst eingeführten Ravensberg[ischen] Gesang Buches ein Privilegium unterm 30ten Nov[em]br[is] 1706 allergnäd[igst] ertheilet haben.[45]

Da nun gedachter Diebrock bereits das 83te Jahr seines Alters erreichet, und von deßen Erben niemand den Buchhandel fortsetzen oder gemeldetes (...) Privilegium aufs neue zu erhalten sich gar nicht bemühen wird; hingegen aber unser Weysen Haus, wie wir bereits andern Gelegenheiten anzuzeigen nöthig befunden haben, annoch sehr schlecht fundiret, ohngeachtet nicht alleine darauf viele hiesige Stadt Arme, sondern auch bey jetzigen Krieges Zeiten viele Soldaten Kindern, deren Väter in der Schlesie geblieben, nothwendig mit unterhalten und erzogen werden müßen, und dann die Revenues[46] des Weysen Hauses ohne Jemandes Nachtheil, am füglichsten dadurch in etwas verbeßert werden könnte[n], wann solches mit dem privilegio wegen Verlag des Ravensberg[ischen] Gesang Buches, von neuem begnadiget werden würde; So haben wir nach unsern theuren Pflichten, und der uns obliegende Vorsorge, für hiesige Arme Ew[er] Königl[iche] May[estät] Allerunterth[änig]st anflehen wollen, mehr gedachtes Privilegium wegen des Verlages des Ravensberg[ischen] Gesang Buches hiesigem Waysen Hause nach Abgang des Diebrocks eventualiter allergnädigst zu verleihen. Wogegen wir in tiefster Devotion ersterben.

Ew[er] Königl[icher] May[estät]

Allerunterth[änig]ste

Magistratus der Stadt Bielefeldt."[47]

45 Vgl. dazu Anm. 23.

46 Franz.: Einnahmen.

47 LAV NRW W, Regierung Minden-Ravensberg, Nr. 1467, Bl. 39 r–v.

Ob es über die im Schreiben angesprochenen Sachzwänge, insbesondere die Versorgung von Kindern, deren Väter den militärischen Aktivitäten Friedrichs des Großen in Schlesien zum Opfer gefallen waren, hinaus einen konkreten Anlass gab, diese Bitte ausgerechnet jetzt an den König zu richten, wird aus den Akten nicht deutlich. Ein zeitnaher Nutzen war ja nicht zu erwarten, da Johann Wilhelm Diebrock trotz seines hohen Alters und kränklicher Verfassung immer noch quicklebendig und aktiv war.

Das nun folgende Prüfungsverfahren lief anders ab als ein Jahrzehnt zuvor. Aus Berlin zur Stellungnahme aufgefordert, schaltete die Mindener Regierung dieses Mal ihren in Bielefeld wohnenden Regierungsrat Ludolph Friedrich Pott[48] mit dem Auftrag ein, der Sache auf den Grund zu gehen.[49] Pott, dessen Präsenz vor Ort sich in den folgenden Tagen und Wochen als wertvoll erweisen sollte, hörte umgehend Süvern und Diebrock an.

Johann Wilhelm Diebrock ließ durch seinen Rechtsbeistand Burggrafe zu Protokoll geben, dass er nicht nur an seinem Privileg von 1706 weiterhin festhalten, sondern außerdem auch dessen Gültigkeit für seine Erben beanspruchen wolle.[50] Er sei jedoch auch bereit, „es hiesigem Weysenhause nach seinem Tode desto lieber zu gönnen, da die vielfältigen Exempel bezeugeten, daß andern jetzo in Flor seyenden Weysenhäusern durch dergleichen Verlag Geistlicher Bücher ein merklicher Seegen angediehen". Allerdings mit dem Vorbehalt, „daß bey seinem leben von niemand anders eine Auflage geschehen dürfte, viel mehr die nach seinem Tode vorhandenen exemplaria von dem, so den Verlag kriegte, ihnen [sc. den Erben] vergütet werden müsten", bevor eine Neuauflage zum Druck komme.[51]

Süvern reagierte empört auf die Bitten der Stadtverwaltung. Er machte

48 Ludolph Friedrich Pott (1712–1753), gebürtig aus Bielefeld, Sohn des dortigen Regierungs- und Konsistorialrats Hermann Adolph P., studierte Jura in Helmstedt und Halle, war seit dem 15.10.1736 Regierungsrat in Minden, aber mit Wohnsitz in Bielefeld. Vgl. Rolf Straubel, Biographisches Handbuch der preußischen Verwaltungs- und Justizbeamten, München 2009, S. 750.

49 Regierung Minden an Pott in Bielefeld, 14.12.1745, LAV NRW W, Minden-Ravensberg, Regierung 1467, Bl. 37.

50 Von jenem Friedrich Wilhelm Diebrock, der 1735 als Buchhändler in Bielefeld auftritt, ist interessanterweise in den Akten an keiner Stelle die Rede. Vgl. Engel, Geschichte des Bielefelder Buchhandels (wie Anm. 1), S. 59; ders., Buchhandel und Buchdruck (wie Anm. 1), S. 12.

51 Protokoll Potts über die Vernehmung Burggrafes, Bielefeld, 23.12.1745, LAV NRW W, Minden-Ravensberg, Regierung 1467, Bl. 50 r–v und nochmals auf Bl. 66 r–67 v.

deutlich, dass er nicht beabsichtige, Diebrock in seinen Rechten zu kränken, dass er aber auch nicht zulassen wolle, ein weiteres Mal in seiner eigenen Anwartschaft auf den Gesangbuchverlag enttäuscht zu werden. Seine Ansprüche rechtfertigte er, wie schon 1733, mit Verweis auf sein Privileg von 1725. Abermals wies er auf den Schaden hin, den ihm die Überführung der Ravensbergischen Regierung nach Minden 1719 gebracht habe, da seitdem ausschließlich der Mindener Drucker mit den Amtsdrucksachen für Minden-Ravensberg beauftragt werde. Mit berechtigtem Stolz streicht Süvern heraus, dass sich die Wirtschaftskraft seines Unternehmens in den letzten zehn Jahren so gesteigert habe, dass er inzwischen sechs Personen in der Druckerei beschäftige und sich an der Gründung einer Papiermühle bei Bielefeld[52] beteiligt habe. Er bekomme zahlreiche Aufträge aus dem Osnabrükkischen, Paderbornschen und Münsterschen und verlege auf eigene Kosten Bibeln und Lobwasser'sche Psalmbücher. Schließlich habe er die Druckerei der Stadt Rheda aufgekauft und sei dort erfolgreich verlegerisch tätig. Der Darstellung des Bielefelder Magistrats von der Bedürftigkeit des Waisenhauses widerspricht er energisch, „in Betracht 1) das Waysenhaus ansehnlich Revenüen besitzet, 2) daß solches noch seit 3 Jahren an die 1000 Rthl. zum Wachsthum gehabt; der Collecte nicht zu gedenken, welche Se[ine] Königl[iche] Majest[ät] dem Waysenhause zugestanden, welche auch ein erklekliches eingetragen. Ferner, daß 3) die hiesige Stadtarmen, Soldaten Witwen und Kinder, theils das Brod und Servis Geld von S[eine]r Königl[ichen] Majestät empfangen, theils aus dem gemeinen Armen Corpore, wozu ich, so viel möglich, mit beytrage, versorget werden." Keinen Hehl machte er daraus, dass es ihm um die eigenen wirtschaftlichen Interessen ging, „und zu hoffen stehet, daß, fals die hiesige Druckerey zu mehreren Kräften kommen sollte, der Debit[53] des in großen Flor seyenden Lemgoer Buchladens in hiesiger Grafschaft an Bibeln, Postillen etc. mercklich fallen würde". Nicht zuletzt diene es dem öffentlichen Wohle („ob utilitatem rei publicae"), „ob

52 Zur Mühle und Süverns Beteiligung vgl. Otto Weerth, Die Papiermühlen der Grafschaft Ravensberg, in: 16. Jahresbericht des Historischen Vereins für die Grafschaft Ravensberg zu Bielefeld, Bielefeld 1902, S. 31; Alma Langenbach, Westfälische Papiermühlen und ihre Wasserzeichen, Bd. 1 (Jahrbuch des Vereins für Orts- und Heimatkunde in der Grafschaft Mark, verbunden mit dem Märkischen Museum zu Witten a.d. Ruhr 52/1), Witten 1938, S. 142 f.

53 Aus dem Franz., im Sinne von „Umsatz".

die Psalmbücher nicht beßern Preises von dem Drucker selbst als von einem dritten Verleger können gegeben werden."[54]

Ein erstes Gutachten, das die Regierung Minden unter dem 5. Januar 1746 an das Generaldirektorium übermittelte, fiel zugunsten Süverns aus. Der Tenor dieses Statements entspricht den Äußerungen derselben Stelle aus dem Jahr 1734: Die Angaben des Druckers entsprächen der Wahrheit, das Privileg Diebrocks sei rechtlich mit dessen Ableben erloschen und dessen Erben ohne Anspruch. Dem Waisenhaus seien zusätzliche Einkünfte zwar zu gönnen, „der Bilefeltsche Stadt Magistrat hingegen auff andere Weyse vor das Waysenhauß zu sorgen angewiesen werden" müsse.[55]

Parallel dazu reichte der Magistrat bei Regierungsrat Pott eine Gegendarstellung zu den Äußerungen Süverns ein. Man war der Meinung, dass Süvern, was dessen zutreffende Berichte über den Kauf der Rhedaer Druckerei und die Gründung der Bielefelder Papiermühle belegten, wirtschaftlich so gut dastehe, dass er „mit diesen Vortheilen sich sehr wohl begnügen könnte, umso mehr, da er von allen Bürgerlichen oneribus[56], ohngeachtet er mit dem Papier und andern Nebensachen ziemlichen Verkehr treibet, gleichfals befreyet ist". Danach wird Süverns Auslegung seines Privilegs von 1725, auf dessen verbale Schwachstelle 1733/34 die Regierung nicht eingegangen war, scharfsinnig aufs Korn genommen: „wobey ferner zu bewundern, wie derselbe (...) aus seinen privilegiis das Recht, alle Bücher zu verlegen, erzwingen will, da doch solche litterlich im Munde führen, daß er nur dasjenige, was in hiesiger Grafschaft durch den Druck bekannt gemachet wird, allein drucken (...), keinesweges aber, daß er solche Sachen auch verlegen solle." Süvern wird ferner entgegen gehalten, dass das Waisenhaus keinesfalls geregelte Einnahmen habe, sondern „vom gutherzigen Beitrage derer hiesigen Bürger und Einwohner subsistiren[57] und darauf an die 40 Personen völlig unterhalten" müsse. Die öffentliche Armenfürsorge, zu der Süvern auch beisteuerte, habe darüber hinaus für den Unterhalt weiterer 100 Personen aufzukommen.

54 Bericht Potts an die Regierung Minden vom 23.12.1745, LAV NRW W, Minden-Ravensberg, Regierung 1467, Bl. 50 v–51 v. Brief Süverns an Pott vom 23.12.1745, Bl. 68 r–69 v (Zitat Bl. 68 r/v). Bericht des Advocatus Fisci Consbruch an das Generaldirektorium, 29.12.1745., Bl. 43 v–49 v.

55 Regierung Minden an Generaldirektorium, 5.1.1746, LAV NRW W, Minden-Ravensberg, Regierung 1467, Bl. 59 r–61 v (Konzept).

56 Lat.: Belastungen, gemeint sind Steuern, Abgaben etc.

57 Aus dem Lat., im Sinne von „bestehen müsse".

Die Strumpffabrikation des Waisenhauses schließlich sei nicht mehr in der Lage, dessen Existenz zu garantieren. Die Anstalt sei auf das Verlagsprivileg angewiesen „um demehr, da dasselbe aus eigenen Mitteln eine Strumpf Fabrique für 4 königliche Regimenter angeleget, und solche ohngeachtet seiter etlichen Jahren, wegen des sehr hohen Wollpreises, damit gantz nichts zu verdienen gewesen; jedennoch mainteniret[58] hat, um dadurch vielen armen Leuten in der Stadt, auch von denen in der Schlesie gebliebenen hinterlaßenen Soldaten Witwen und Kindern, Arbeit und Unterhalt zu verschaffen". Die von Süvern erwähnte Kollekte sei im übrigen nicht zum Unterhalt, sondern zur baulichen Erweiterung des Waisenhauses bestimmt gewesen und habe nicht viel erbracht.[59]

Es ist anhand der Quellen kaum möglich, die Richtigkeit aller Argumente und Gegenargumente der streitenden Parteien hundertprozentig zu verifizieren. Wie schon erwähnt, lassen jüngere Akten zum Rechnungswesen des Waisenhauses darauf schließen, dass tatsächlich wenig geregelte Einnahmen existierten und der vielfach gerühmte Wohlstand des Waisenhauses auf Sondereinnahmen wie Stiftungen, Schenkungen etc. beruhte. Dieselben Akten zeigen auch, dass der Vorwurf Süverns, das Waisenhaus könne ökonomisch wesentlich besser dastehen, wenn seine Einnahmen „nur recht und gebührend administriret würden", durchaus nicht aus der Luft gegriffen war.[60] Ob die Strumpffabrik, die anfangs ziemlich erfolgreich gearbeitet haben muss, zu diesem Zeitpunkt schon ohne Gewinn arbeitete, lässt sich ohne weitere Aktenrecherchen nicht entscheiden. Culemann jedenfalls zählt sie noch 1749 zu den erwähnenswerten Betrieben der Grafschaft.[61] Die erwähnte Kollekte wird in den Unterlagen des Waisenhauses nicht weiter erwähnt.[62]

58 Aus dem Franz., im Sinne von „sich behauptet hat".

59 Bürgermeister, Richter und Rat von Bielefeld an Regierungsrat Pott, Bielefeld. 4.1.1746, LAV NRW W, Minden-Ravensberg, Regierung 1467, Bl. 75 r–76 r.

60 Bericht Consbruchs über sein Gespräch mit Süvern, 29.12.1745 (wie Anm. 54). In dieselbe Richtung darf wohl auch die Bemerkung Culemanns gedeutet werden, wonach das Waisenhaus durchaus zukunftsfähig sei, sofern der Magistrat gründlich Aufsicht führe und ein ordentlicher Haushalt („untadelhaffte Menage") aufgestellt werde. Culeman, Dritter Theil (wie Anm. 11), S. 212.

61 Culemann Zweyter Theil (wie Anm. 15), S. 158.

62 Die von Culemann für 1735 erwähnte Kollekte dürfte, darauf lässt der Zusammenhang schließen, ein Druckfehler sein und sich tatsächlich auf das Jahr 1745 beziehen. E.A.F. Culemann, Erster Theil Ravensbergischer Merckwürdigkeiten, Worinnen alles dasjenige, was sich in der Grafschaft Ravensberg bishero Merckwürdiges zugetragen hat, kürtzlich

Was Süvern über den Ankauf der Rhedaer Druckerei angibt, lässt sich zur Zeit nicht belegen,[63] hier müssen wir den bestätigenden Aussagen sowohl der Regierung als auch des Magistrats vertrauen.

Auch Pott schien von dem Schreiben der Stadt beeindruckt und machte das gegenüber seinen Kollegen in Minden deutlich. Diesen stimmt er insofern zu, dass Diebrock auch seiner Meinung nach kein Recht besitze, eine Übertragung seines Privilegs auf seine Erben zu verlangen. Was die Auslegung des Druckerprivilegs betreffe, so schließt er sich allerdings dem Magistrat an, „bevorab die privilegia des Buchdrucker Süvern, teste littera[64], eigentlich nur auf das Drucken in hiesiger Grafschaft gehen". Und daher gelte es jetzt nur noch zu entscheiden, wem das Verlagsrecht eher zu gönnen sei: Süvern oder dem Waisenhaus. Er referiert nochmals beide Standpunkte und übermittelt bei dieser Gelegenheit ein weiteres Argument, das Süvern erst jetzt aus dem Hut zauberte: Er habe mittlerweile bereits zwei Anhänge zum Gesangbuch in eigenem Verlag herausgebracht. Eine Vergabe des Gesangbuchprivilegs an das Waisenhaus werde folglich zu einer dauerhaften Zersplitterung der Verlagsrechte an Gesangbuch und Anhängen führen.[65] Süvern hat also seine Drohung, auch ohne Privileg im Gesangbuchbereich verlegerisch tätig zu werden, zumindest ansatzweise wahr gemacht.

Regierungsrat Pott machte keinen Hehl daraus, welcher Partei er den Vorzug gab:

„Was nun das hiesige Waysenhaus anbetrift: so ist es überhaupt allerdings löblich, wenn deßen curatores für solches nach Möglichkeit sorgen, mithin deßelben einkünfte zu verbeßern suchen, und stimmt es mit der Wahrheit ein, daß auf solchen viele arme Bürger-, auch Soldatenkinder erzogen werden, und die darauf seiter etwan 30 Jahren angelegete Strumpf Fabrique im-

---

erzählet wird, Minden 1747, S. 136 f. Vgl. auch Culemann, Dritter Theil (wie Anm. 11), S. 212.

63 Geprüft wurde: David Paisey, Deutsche Buchdrucker, Buchhändler und Verleger, Wiesbaden 1988. Im Stadtarchiv Rheda-Wiedenbrück sind auch keine Informationen enthalten (freundliche Auskunft von Frau Roesler vom 8. April 2015). Im Fürstlich Bentheim-Tecklenburgischen Archiv zu Rheda, Akte D 98, ist immerhin das Vorhandensein einer Druckerei für das Jahr 1727 dokumentiert.

64 Aus dem Lateinischen im Sinne von: „dem Wortlaut [des Privilegs] nach".

65 Protokoll Potts über eine Aussage Süverns vom 15.1.1746, LAV NRW W, Minden-Ravensberg, Regierung 1467, Bl. 78.

mermehr empor komme, daneben zum Soulagement[66] des hiesigen Armuths diene, folglich einem solchem pio corpori[67] dergleichen zuwachs wohl zu gönnen sey."[68]

Süvern hatte diesen Voten nichts mehr entgegenzusetzen und verlegte sich aufs Verhandeln. Am 15. Januar wurde er bei Regierungsrat Pott vorstellig und schlug vor, dem Waisenhaus jährlich ein gewisses Deputat an geistlichen Druckwerken kostenfrei zu überliefern, sofern man ihm nur das Verlags-privileg lasse.[69]

Der Bielefelder Magistrat quittierte dieses Angebot mit einem geharnischten Schreiben. Nun könne man den „Süverschen Unfug vollenkommen erkennen; dann 1. Wie mag Süver über eine Beeinträchtigung mit fuge queruliren, da ja (...) drucken und verlegen zweierley. Er und seine Vorfahren haben ein privilegium über eine Druckerey, der alte Diebrock[70] und deßen Erben aber über den Verlag des Ravensberg[ischen] Gesangbuches gehabt. Nun wird ihm ja das Drucken nicht disputirlich[71] gemacht, muß hergegen auch damit zufrieden seyn, und selbiges nicht weiter extendiren[72], als wie der Einhalt seines privilegii mit sich bringet (weshalb er bereits in anno 1733/34 (...) tapfer abgewiesen worden ist)." Die Tatsache, dass Süvern auf eigenen Verlag Anhänge zum Gesangbuch herausgegeben habe, könne keinen Anspruch auf das gewünschte Privileg begründen. Diese Handlung stelle vielmehr eine Verletzung des Diebrock'schen Privilegs dar, seien doch solche Drucke darin „bey poen der Confiscation und 100 Ducaten Strafe (...) verboten." Ob Diebrock diesen Umstand wegen seines hohen Alters übersehen habe, wisse man nicht, „so stellet man jedoch dahin, ob Fiscus in Ansehung des Königlichen Interesse dabey stille sitzen und diese Übertretung des al-

66 Franz.: Unterstützung.

67 Lat. im Sinne von: einer so frommen Einrichtung.

68 Pott an Regierung Minden, 13.1.1746, LAV NRW W, Minden-Ravensberg, Regierung 1467, Bl. 62–65 r. Zitat Bl. 63 r.

69 Süvern wollte dem Waisenhaus überlassen: „12 Gesangbücher mit Zugabe und Anhang, 12 Neue Testamenter, mit dem Psalter, 12 Catechismos mit der Heyls-Ordnung, und 12 A.B.C. Bücher." Vgl. das Protokoll Potts über die Aussage Süverns vom 15.1.1746, LAV NRW W, Minden-Ravensberg, Regierung 1467, Bl. 78.

70 Joachim Diebrock (gestorben 1679/80) war seit 1655 zunächst als Buchhändler, spätestens ab 1669 auch als Verleger in Bielefeld tätig. Vgl. Engel, Buchhandel und Buchdruck (wie Anm. 1), S. 4–7.

71 Aus dem Lat., hier im Sinne von: es soll ihm nicht abgestritten werden.

72 Aus dem Lat.: ausdehnen.

lergnädigsten privilegii und der darinn ganz deutlich determinirten[73] Strafe so legerement[74] übergehen kann und darf. Es ist dennoch (...) Sowohl hierab, wie auch aus der übrigen Süverschen unerlaubten Gewinsucht völlig zu schließen, was maaßen deßen pralerische Freundschafts Bezeugung gegen das Waysenhaus, und Anheischigmachung einiger an daßelbe jährlich zu liefernder Bücher nichts in sich habe, vielmehr eine bloße Spiegelfechterey sey, anerwogen er dem Waysenhause aus puren Neid und Misgunst, durch den ihn zu entziehenden Verlag, jährlich den kleinen Profit, welchen ihm Diebrock und deßen sämtliche Erben, mit höchster approbation[75], sehr gerne gönnen und wünschen wollen, aus denen Händen ziehen, und dafür einige Bücher, so ihm überhaupt keinen Thaler zu stehen kommen (indem wenn er so viel Exemplaria drucket, von jeder Sorte leicht 12 Stücke nachschießen kann, und weiter nichts, als das bloße Papier dazu thun darf) quasi als eine große Gutheit, abgeben will."[76]

Das Schreiben vermittelt einen Eindruck vom Charakter der Auseinandersetzung zwischen Süvern und dem Magistrat. Sie sind von gegenseitigen Anfeindungen durchzogen: deutliche Symptome eines tiefergehenden Konflikts. Die Schriftsätze und die protokollarisch festgehaltenen Aussagen Süverns sind von Anfang an voller Spitzen und Beschuldigungen. Er hatte sich schon im Dezember im Gespräch mit dem Advocatus Fisci Consbruch[77] über das „hinterlistige und un-christliche Verfahren des Magistrats" beklagt, der das Verlagsprivileg zu „erschleichen" versuche und damit ihm gegenüber eine „lieblose Kränckung" im Sinne habe.[78] Wenige Tage später schrieb er an Regierungsrat Pott, der Magistrat agiere „wider beßer Wißen und Gewißen" und erstrebe das Privileg „zu meiner Buchdruckerey Ruin".[79] Die Heftigkeit der gegenseitigen Attacken macht wahrscheinlich, dass die Ursache des

73 Aus dem Lat.: festgesetzten.

74 Aus dem Franz.: leichthin.

75 Lat.: Genehmigung.

76 Magistrat an Pott, 19.01.1746, LAV NRW W, Minden-Ravensberg, Regierung 1467, Bl. 81 f.

77 Arnold Johann Consbruch (1684–1749). Für die Lebensdaten danke ich Herrn Wolfgang Schindler, Haan.

78 Bericht von Consbruch an das Generaldirektorium, 19.12.1745, LAV NRW W, Minden-Ravensberg, Regierung 1467, Bl. 44 v und 45 v.

79 Süvern an Pott, 23.12.1745, LAV NRW W, Minden-Ravensberg, Regierung 1467, Bl. 68 r.

Unfriedens tiefer lag und nicht in der Verlagsfrage zu suchen ist. Möglicherweise müssen wir sie in der Tatsache suchen, dass die Bielefelder Drucker kraft ihrer Privilegierung nicht der Stadt, sondern dem Amt Sparrenberg unterstellt waren[80] und dass sie zahlreiche wirtschaftliche Vorteile genossen.[81]

Die Akten zeigen, dass es vor allem Potts Verdienst war, die Zwistigkeiten in ein sachliches Fahrwasser zu lenken. Ob Süvern ihm zu verdanken hatte, dass der vom Magistrat erhobene Vorwurf einer Privilegienverletzung durch den Verlag der Gesangbuchanhänge nicht weiter verfolgt wurde, bleibt unklar.

Ein weiteres Aktenstück ist noch der Betrachtung wert, auch wenn es für die Entscheidungsfindung durch den Königs nicht mehr rechtzeitig in Berlin eintraf. Am 16. Februar 1746 meldeten sich die beiden Waisenhausvorsteher, Peter Gottfried Gante und Adolph Endeler, zu Wort. Ihr Brief ist ein Dokument mangelnden Vertrauens gegenüber der Regierung.[82] Gante und Endeler unterstellten ihr, sie hätte sich von Süvern überrumpeln und zu einer voreiligen und folglich unausgewogenen Begutachtung bewegen lassen. Sie waren sogar überzeugt, dass die einschlägigen Aktenstücke nicht vollzählig nach Berlin kommuniziert worden waren, und reichten sie daher nochmals abschriftlich ein:

„Da (...) der hiesige Buchdrucker Süver alle seine Kräffte angespannet, diesen billigen Vortheil dem Waysenhause zu entreißen, auch durch sein unermüdetes Rennen und Lauffen, dem sichern Vernehmen nach, es dahin gebracht, daß von Hochlöbl[icher] Regierung der dieserhalb erforderte Bericht, N[ota] B[ene] schon vorher abgestattet worden, ehe und bevor man diesseits auf das Süversche Einstreuen schrifftlich antworten können, so sehen wir uns als treu-verpflichtete Vorstehere höchst gemüßiget, (...)

80 So heißt es im Privileg für Süvern vom 7.4.1725, er solle nicht unter der Stadt Bielefeld, „sondern unter denen Beambten des Ambts Sparrenberg bohtmäßigkeit stehen, ingleichen auch die auff denen Leggen erforderte Farben zu Zeichnung des linnens von ihm vor einen billigen Preiß genommen werden sollen". LAV NRW W, Minden-Ravensberg, Regierung 1467, Bl. 56 r/v.

81 Vgl. das Schreiben des Magistrats an Pott vom 4.1.1746 (wie oben Anm. 59) und vorige Anm.

82 Geheimes Staatsarchiv Preußischer Kulturbesitz Berlin, II. HA GD, Abt. 17 Minden und Ravensberg, Tit. XLIII Sekt. I N 7, Bl. 54 r–56 v. Das Schreiben kam am 13. März, fünf Tage nach Ausstellung des Privilegs für das Waisenhaus, in Berlin an.

Königl[icher] Majestät nicht allein die remonstration[83] des Magistrats wieder das Süversche Angeben hiebey allerunterthänigst zu praesentiren, sondern auch daneben zu desto beßerer der Sachen Information alles dasjenige, was in dieser Sache ergangen, maßen solches nicht alle zu Euw[er] Königl[icher] Majestät Händen gekommen seyn dürffte, deme mit bey zu fügen, und anbey allerunterthänigst anzuzeigen, wasgestalt vorgedachter Süver, in seiner, bey dem in dieser Sache von hochlöbl[icher] Regierung ernandten Commissario, dem Regierungs Rath Pott, übergebenen und (...) bey gefügten, dahin getrachtet, durch eine gar zu weit hergeholte auslegung seines Drucker Privilegii, das nachgesuchte Privilegium wegen Verlag des Ravensbergischen Gesangbuches, ihme ohne weitere Umstände nichtiglich anzumaßen (...)."

Die Sorgen der beiden Waisenväter erwiesen sich als unbegründet, alle Unterlagen lagen lückenlos in Berlin vor. Anfang März entschied der König, das Waisenhaus zu privilegieren. Die Gründe Friedrichs II., sich für das Waisenhaus und gegen Süvern zu entscheiden, wurden nicht verschriftlicht. Immerhin wurde ein Ausgleich der Interessen insofern angestrebt, als Süver wiederum das Druckmonopol für das Gesangbuch erhielt. Ob Berlin weitere Konsequenzen aus den Misstrauensbekundungen Diebrocks und der Waisenhausväter am Verhalten der Regierung gezogen hat, ist aus den Akten nicht ersichtlich.

Ausblick

Bevor das Waisenhaus Gebrauch von seinem neuen Privileg machen konnte, galt es, wie versprochen, den „Abgang" Johann Wilhelm Diebrocks abzuwarten. Dieser verstarb in Bielefeld am 1. Juni 1747.[84] Möglicherweise waren zu diesem Zeitpunkt die noch vorhandenen Gesangbuch-Restbestände so umfangreich, dass man entsprechend den Vorgaben des Privilegs noch nicht zu einer Neuauflage schreiten konnte. Als erste reine Waisenhausausgabe konnte die von der örtlichen Literatur bisher nicht berücksichtigte

83 Lat.: Entgegnung.

84 Kirchenbucheintrag in: Landeskirchliches Archiv Bielefeld 8.3 Bielefeld Altstadt 1. Freundlicher Hinweis von Claudia Brack, Bielefeld. Dank auch an Herrn Wolfgang Schindler, Haan, der das Datum ebenfalls bestätigte.

Auflage von 1754 ermittelt werden.[85] Das aufwendig gestaltete Titelblatt demonstriert selbstbewusst die Verbindung zwischen Stadt, Grafschaft und Krone. Es zeigt eine Ansicht der Stadt Bielefeld mit Hervorhebung der Sparrenburg und des Verlagssitzes „Waisenhaus". Darüber halten zwei Engel das Wappen der Grafschaft Ravensberg. Über allem fliegt der schützende Hohenzollernadler auf, in den Klauen ein Spruchband mit Hinweis auf das königliche Privileg haltend. In der geistlichen Sphäre „Gesangbuch" ist natürlich die Assoziation zu Jesaja 40,30 („die auf den Herrn harren, kriegen neue Kraft, daß sie auffahren mit Flügeln wie Adler") erlaubt, vielleicht sogar gewünscht. Und noch etwas weiter gedacht, mag den Verantwortlichen die Anspielung auf das Waisenhaus in Halle, in dessen Giebel das Adlermotiv wie der zitierte Bibelspruch gezeigt werden, im Sinne gewesen sein. Doch das ist Spekulation. Dasselbe Titelblatt besaß auch die Auflage von 1762, mit der Gustav Engel bereits arbeitete und von der die Landesgeschichtliche Bibliothek Bielefeld ein Exemplar besitzt.[86]

Dem Gesangbuch ist, wie auch in der Auflage von 1762, das Privileg vom 8. März 1746 vorgedruckt. Da Süvern um 1750 verstorben war[87], setzte man in den Gesangbüchern an seiner Stelle den Namen seines Nachfolgers Honäus ein.[88] Ob man es für nötig hielt, diese Änderung des Dokuments behördlich abzusichern, darf bezweifelt werden. Dasselbe gilt für den 1745/46 offen gebliebenen Punkt der Verlagsrechte an den Gesangbuchnachträgen, die Süvern auf eigene Verantwortung veröffentlicht hatte. Auf jeden Fall wurde beides ab 1754 vom Waisenhaus gemeinsam verlegt und zusammen gedruckt.

Waren die Gesangbücher bisher inhaltlich kaum von der ersten Auflage abgewichen, so änderte sich das mit der letzten uns bekannten Auflage vor der Schließung des Waisenhauses. Sie erschien 1782, trat äußerlich bescheidener auf und verzichtete auf das reich verzierte und bebilderte Titelblatt der Auflagen 1754 und 1762. Inhaltlich setzte man jetzt die schon 1734 von Sü-

85 Universitätsbibliothek Leipzig, prakt.theol. 1442.

86 Das Titelblatt, das von Engel in der Festschrift für die Pfeffersche Buchhandlung und auszugsweise in Vogelsangs Stadtgeschichte abgebildet ist, ist heute leider nicht mehr vorhanden.

87 Vgl. Engel, Buchhandel und Buchdruck (wie Anm. 1), S. 32.

88 Zur Übernahme der Druckerei durch Honäus vgl. Engel, Buchhandel und Buchdruck (wie Anm. 1), S. 33.

vern vorgeschlagene Vereinheitlichung um, wobei man sich allerdings nicht dem Mindenschen, sondern dem Berliner Gesangbuch anpasste.[89]

Die Idee, das Gesangbuch zur wirtschaftlichen Unterstützung des Waisenhauses zu nutzen, sollte sich bald als äußerst hilfreich erweisen. Etats des Waisenhauses aus den 1770er Jahren belegen jetzt den tatsächlichen Niedergang der Strumpffertigung durch die Armen und Waisen. 1769 und 1774 konnte die Bilanz der Waisenhausfinanzen nur durch Zuschüsse in Höhe von 300 Reichstalern aus den separat verwalteten Gesangbucheinnahmen ausgeglichen werden. Die Einnahmen aus der Strumpffabrikation betrugen nur noch ungefähr ein Zehntel dieser Summe.[90]

Verlag und Druck des Ravensbergischen Gesangbuches müssen wirtschaftlich derart erfolgreich gewesen sein, dass auch außerhalb der Grafschaft Begehrlichkeiten geweckt wurden. Nur so ist zu erklären, dass 1769 das Buchhandelsprivileg des Johann Felix Carl Gsellius in Minden einen ausdrücklichen Passus erhielt, wonach „auch dem Bielefeldschen Waysenhause das Ravensbergische Gesang-Buch, worüber dasselbe (...) privilegiert ist, nach wie vor verbleiben muß".[91]

Offen bleibt, ob man sich in Bielefeld Gedanken machte, die Büchergeschäfte des Waisenhauses auszubauen, zum Beispiel eine Buchhandlung einzurichten. Das hatte das Mindener Waisenhaus getan, welches mit Erfolg Bücher der Schwestereinrichtungen in Halle und Züllichau vertrieb.[92] Ob man damit das Schicksal des Waisenhauses hätte abwenden können, sei dahin gestellt. Der Bestseller „Gesangbuch" allein garantierte den Bestand des Waisenhauses jedenfalls nicht. Der Verlagsfonds existierte separat weiter und ermöglichte nach der Schließung des Waisenhauses die Herausgabe weiterer Gesangbuchauflagen.

Fazit

Die Saat Halle'scher Waisenhausideen fiel auch im Ravensbergischen auf fruchtbaren Boden, konnte aber angesichts eines scheinbar unüberwind-

89 Rothert, Kirchengeschichte, Teil III (wie Anm. 20), S. 36.

90 StadtA Bi, Bestand 100,2 (Ältere Akten), Nr. 1042.

91 Vgl. von Schroeder, Mindener Buchgewerbe (wie Anm. 32), S. 57.

92 Vgl. LAV NRW W, Minden-Ravensberg, Regierung, Nr. 1465, Bl. 452–457.

lichen Gestrüpps althergebrachter Strukturen, Zuständigkeiten und Interessen nur begrenzt aufwachsen und zur Blüte gelangen. Auch die – möglicherweise ebenfalls am Vorbild Halles orientierte – Übernahme des Gesangbuchverlags konnte das Fortbestehen des Waisenhauses in Bielefeld nicht sichern. An dieser Stelle ließ sich immerhin die eingangs wiederholte, von Engel aufgeworfene Frage beantworten, wie das Waisenhaus zu dem Verlag gekommen war.

Das Gesangbuch an sich war verlegerisch derartig erfolgreich, dass sich die Bewerber schon zu Lebzeiten des greisen Verlegers Diebrock um die Fortsetzung des Unternehmens rissen. Dies galt vor allem für Nikolaus Justus von Süvern, der, und hier dürfen wir den über die Zurückhaltung Süverns verwunderten Engel korrigieren, im Rahmen der geschilderten Vorgänge durchaus massives Interesse am Verlagsgeschäft bewies. Dies weiter zu verfolgen, wäre sicher eine lohnende Aufgabe für die Forschung. Auffallend ist im Zusammenhang mit Süverns Haschen nach dem Privileg 1733/34 die Beobachtung, dass sich die Regierung in Minden nicht hundertprozentig unparteiisch verhielt. Die Tatsache, dass Ähnliches zehn Jahre später verhindert werden konnte, lag an der Präsenz des Regierungsrats Pott, der vor Ort in Bielefeld alle Beteiligten zu Wort kommen lassen und ein ausgewogenes Urteil abgeben konnte.

Die Durchsicht der Akten und eine Recherche mit den aktuellen elektronischen Hilfsmitteln förderte neue, bisher nicht bekannte Auflagen des Gesangbuchs zutage. Aus den Akten lassen sich Auflagen von 1728 und 1730 erschließen.[93] Ein schönes Exemplar der bislang nicht bekannten Auflage 1754 konnte in der Universitätsbibliothek Leipzig ermittelt werden.[94] Unmöglich ist natürlich nicht, dass es zwischenzeitlich weitere Auflagen gegeben hat, von denen wir noch nichts wissen.

Als 1785 das Waisenhaus am Ende war, schien es, als hätten jene frommen Hardliner recht behalten, die schon in den 1730er Jahren davor gewarnt hatten, bewährte Einrichtungen wie diejenigen Franckes zu kopieren:

„O wie werden die Spenerische, Franckische und andere Nachäffungen nicht an allen Orten auch vor verständigen Welt-Leuten zu Schanden! (...) Davon kommt in die grobe Sinnen ein Muster mit Auffrichtung der Waysen-Häuser. Dann da in Halle zur Förderung auch der geistlichen Erweckungs-

93 Vgl. oben die Anmerkungen 40 und 41.

94 Vgl. oben Anm. 85.

Geschäffte vielerley gute Anstalten, und unter denenselben die Anordnung eines Waysen-Hauses und Schul, hervor kam (...), so kam ein Nacheifern, ja ein Nachäffen, in gar viele (...). Aber (...) also mißrieths denen meisten, daß sie vor verhoffte große Nachahmungen lauter Kleinigkeiten (...) geschnitzet (...)".[95]

Mit Blick auf Bielefeld hatte der Verfasser dieser Zeilen aber nicht ganz recht: Was noch lange nach 1785 Bestand haben sollte, war das Ravensbergische Gesangbuch aus der Waisenhausdruckerei.

ANHANG:
Abdruck des Waisenhaus-Privilegs vom 8. März 1746

Geheimes Staatsarchiv Preußischer Kulturbesitz Berlin, II. HA GD, Abt. 17 Minden und Ravensberg, Tit. XLIII Sekt. I N 7, Bl. 51 r–52 v (Konzept, 4 Seiten). — Am linken oberen Rand von Blatt 51 r Vermerk: „Privilegium für das Waysen-Haus zu Bielfeld zum Verlag des Ravensbergischen Gesang-Buches". Darunter Absendevermerk vom 17. März. — Drucke: Culemann, Dritter Theil (vgl. Anm. 11 zum Text), S. 301–303; vor dem Vorwort gedruckt in zwei Auflagen des Gesangbuchs: Ravensbergisch Evangelisches Gesangbuch, mit Zwo Zugaben, und einem Gebetbüchlein, Bielefeld 1754 und 1762. — Das handschriftliche Konzept und die Drucke variieren in orthographischer Hinsicht leicht, die Abweichungen werden nicht ausgewiesen.

„Nachdem bey S[eine]r Königl[ichen] May[estät] in Preußen, unserm all[er]g[nä]d[ig]sten Herren der Magistrat zu Bielefeld alleru[nter]th[äni]gst angesuchet, daß dem dortigen Waysen-Hause zum nötigen Unterhalt der Armen, nach Abgang des Buch-Führers Diebrock daselbst, das Privilegium zum Verlag des Ravensbergischen Gesang-Buches, weil von des Diebrocks Erben Niemand das, auf gedachten Magistrats Vorstellung, unterm 30. Nov[embris] 1706 erlangte Privilegium von neuen zu erhalten, sich nicht

95 Einige Umstände von Erweckungs-Wegen dieser Zeiten, zur Prüfung und Entscheidung was Gottes, Natur-Welt- und Satans-wercke und Geschäffte sind in solchen Geistes-Haußhaltungen, in: Geistliche FAMA, mitbringend Einige Neuere Nachrichten von göttlichen Erweckungen, Gerichten, Führungen, Wegen, Wercken. 10. Stück, o.O. [Berleburg] 1733, S. 94 f. Verfasser ist sehr wahrscheinlich Johann Samuel Carl.

bemühen würde, ertheilet werden mögte, und dann, nach der Mindenschen Kr[iegs- und Domänen] Cam[m]er darüber erfordertem Bericht, der zeitige Verleger Diebrock, ob er gleich mit Erben versehen, sich dennoch, zum Besten des Waysen Hauses, zu Abtretung seines Privilegii, unter der Condition: daß bey seinem Leben keine neue Auflage von dem Ravensbergischen Gesang-Buch verstattet, und nach seinem Tode, die als dann noch vor- [51v] handene Exemplaria von dem, so den Verlag erhielte, bezahlet werden sollten, erkläret, solche Bedingung[en] auch in der Billigkeit gegründet sind und S[ein]e Königl[iche] May[estä]t solchergestalt des Magistrats Suchen in Gnaden statt gegeben.

Als privilegiren Höchstged[achte] S[ein]e Königl[iche] May[estät] gedachtes Waysen-Hauß hiermit und Krafft dieses all[er]g[nä]d[ig]st, besagtes Ravensbergisches Gesangbuch nach Abgang des Diebrock, unter obbemeldten Bedingungen[96], in unterschiedenen Formaten allein[97], jedoch in keiner andern, alß der Süverschen Buch-Druckerey[98], nachdrucken zu laßen und nach Gefallen zu [52r] verhandeln, und zu verlegen. Verbieten hingegen allen und jeden dergleichen Gesang-Buch unter was vor einem Vorwand es immer seyn wolle, zu drucken, zu verlegen, nach zu drucken, oder auch mehrere Exemplaria alß dem Waysen Hause[99] gefällig, nach zu schießen, und die nachgedruckte und nachgeschoßene Exemplaria in dero Lande zu führen, und darinn heimlich oder öffentlich zu verkauffen bey poen der Confiscation, und Ein Hundert Ducaten, deren helffte dem Fisco, und die andere helffte dem verlegenden Waysen- [52 v] hause heim gefallen seyn soll, allermaßen dann allen dero Regierungen und Kr[iegs-] etc. Camern, Hauptleuthen, Beamten[100], Magistraten, und allen andern dero Befehlshabern hiermit all[er]g[nä]d[ig]st und ernstl[ich] anbefohlen wird, das Waysen-Hauß bey diesem Privilegio wieder männiglich zu schützen und zu hand-haben.

Sig[natum] Berlin, den 8. Martii 1746.

Friederich."[101]

96 Die letzten sieben Worte am linken Rand mit Einfügungszeichen nachgetragen.

97 Danach durchgestrichen: „nachdrucken zu lassen".

98 Culemann, Dritter Theil (wie Anm. 11), S. 302, hat auch „Süverschen". Die Gesangbuch-Vorworte von 1754 und 1762: „Honäuschen".

99 Die letzten drei Worte über durchgestrichenem „denen Impetranten" nachgetragen.

100 Danach durchgestrichen: „und".

101 „Friederich" nur in den Drucken. Im Konzept unter „Martii" eine unleserliche Paraphe.

Johann Moritz Schwagers kleinere Reisen durch Westfalen vor der Reise „bis an und über den Rhein“

Von Frank Stückemann

Von allen Schriften des Jöllenbecker Landpfarrers, Volksaufklärers und Publizisten Johann Moritz Schwager erfreuten sich seine *Bemerkungen auf einer Reise durch Westphalen, bis an und über den Rhein* (Leipzig, Elberfeld 1804) eines besonderen Interesses: 1987 gab Olaf Eimer einen Faksimile-Druck als ersten Band einer dann doch nicht fortgeführten Schwager-Werkausgabe heraus; 2013 erschien die gänzlich neu gesetzte und kommentierte Ausgabe dieses Titels im Rahmen einer zweibändigen Werkausgabe zum 275. Geburtstag dieses Autors.[1] Zeitgleich erschien ein wissenschaftlicher Begleitband zur ersten Schwager-Ausstellung im Museum für westfälische Literatur auf Haus Nottbeck bei Oelde-Stromberg; darin würdigte Wilfried Reininghaus Schwagers *Bemerkungen* in einem der Beiträge als bedeutende landesgeschichtliche Quelle.[2] Auch von Lokalhistorikern ist immer wieder auf Schwagers *Bemerkungen* zurückgegriffen worden.[3]

Zu diesem Werk hat es „Vorstudien“ gegeben. Hierzu zählt ein nicht verwendetes Vorwort, welches Schwager im Mai 1802 unter dem Titel *Wie wird' ichs finden?* im *Westphälischen Anzeiger* von Arnold Mallinckrodt (1768–

1 Vgl. Johann Moritz Schwager, Bemerkungen auf einer Reise durch Westphalen, bis an und über den Rhein, hrsg. v. Olaf Eimer, Bielefeld 1987. Ders.: Sämtliche Romane und eine Reisebeschreibung, hrsg. v. Walter Gödden, Peter Heßelmann, Frank Stückemann, 2 Bde., Bielefeld 2013.

2 Vgl. Wilfried Reininghaus, Justus Gruner und Johann Moritz Schwager; die Berichte über ihre Reisen durch Westfalen 1801/1802 als landesgeschichtliche Quelle. In: Walter Gödden, Peter Heßelmann, Frank Stückemann (Hgg.), „Er war ein Licht in Westphalen“ Johann Moritz Schwager (1738–1804) Ein westfälischer Aufklärer, Bielefeld 2013, S. 167–177. Zur Schwager-Ausstellung vgl. Jochen Grywatsch, Johann Moritz Schwager (1738–1804) – eine Wiederentdeckung; Aktivitäten rund um den 275. Geburtstag des Jöllenbecker Pfarrers und Aufklärers. In: Literatur in Westfalen; Beiträge zur Forschung 13, 2014, S. 707–717.

3 Vgl. u.a. Wilhelm Rees, Der oberbergische Aufklärer Johann Moritz Schwager. In: Romerike Berge 1965, S. 145–161; 1966, S. 1–6. Gerhard Huck, Jürgen Reulecke, … und reges Leben ist überall sichtbar! Reisen im Bergischen Land um 1800, Bd. 1, Neustadt/Aisch 1978, S. 91 ff.

1825) veröffentlichte.[4] Als Vorstudie wird man sicherlich auch die *Reisebemerkungen. Ueber Halle, ein lachendes Städtchen in der Grafschaft Ravensberg* vom Oktober 1801 ansehen können; sie erschienen vom 6. bis 20. November des Vorjahres ebd. als offener Brief an den Herausgeber Mallinckrodt.[5] 1948/49 wurde dieser Beitrag im *55. Jahresbericht des Historischen Vereins für die Grafschaft Ravensberg* mit folgender Einleitung der Schriftleitung wieder abgedruckt:

> „Der nachfolgende Reisebericht ist an Schwagers Dortmunder Freund, Arnold Mallinckrodt, gerichtet und in dessem ‚Westfälischen Anzeiger' (Jg. 1801, Sp. 1409) erschienen. Über die reizvolle, lebendige Schilderung hinaus besitzt die Darstellung dokumentarischen und quellenmäßigen Wert um so mehr, als die Quellen unserer kleinen, ursprünglich nichtstädtischen Ortschaften sehr spärlich fließen. Ein Wiederabdruck an dieser Stelle dürfte daher gerechtfertigt und willkommen sein."[6]

Entsprechend sind viele Passagen daraus in das Internet-Museum *„hallerzeitraeume.de"* aufgenommen worden; es gibt in der Tat keine zeitgenössische Quelle zu den Verhältnissen im westfälischen Halle, welche sich Schwagers Reisebericht an die Seite stellen lassen könnte.

Die Reise führte von Jöllenbeck über Werther, beschreibt *en passant* den Handel mit Leinwand und Leinsamen, die schwierige Passage über den Teutoburger Wald, die Ankunft in Halle, den dortigen Uhrmacher Christian Friedrich Waldhecker (1765–1842) und vor allem das ökonomische und gemeinnützige Wirken des Kaufmanns und Freimaurers Clamor Friedrich Hagedorn (1770–1811).

Diese Reisebemerkungen fanden eine Ergänzung durch einen Brief von Schwagers Tochter Juliane Koch (1776–1807) an ihren gerade nach Charleston/South Carolina emigrierten Bruder Franz Schwager (1770–1803); sie

4 Vgl. Johann Moritz Schwager, Wie wird' ichs finden? In: Westphälischer Anzeiger 1802, Sp. 565–570. 577–584.

5 Vgl. Johann Moritz Schwager, Reisebemerkungen. Ueber Halle, ein lachendes Städtchen in der Grafschaft Ravensberg. In: Westphälischer Anzeiger 1801, Sp. 1409–1417, 1425–1431, 1441–1447, 1473–1479 und Beylage.

6 Anon., Über Halle, ein lachendes Städtchen in der Grafschaft Ravensberg; von Johann Moritz Schwager. In: 55. Jahresbericht des Historischen Vereins für die Grafschaft Ravensberg (im Folgenden JBHVR), 1948/49, S. 105.

hatte ebenfalls an dieser Reise teilgenommen. Schwagers Urenkel Hermann Schauenburg (1819–1873) inkorporierte ihn unter der Überschrift *Juliens Reise nach der Halle im August* der von ihm edierten Sammlung von Schwagers Privatkorrespondenz.[7] Der sehr viel gefühlsbetontere, geradezu schwärmerisch-romantische Ton des Briefes läßt den deskriptiven Charakter von Schwagers Reisebemerkungen noch stärker hervortreten.

Keine Frage: Schwagers *Bemerkungen* auf seiner kurzen Reise nach Halle und auf seiner langen Reise durch Westfalen bis an und über den Rhein sind keine singulären *creationes ex nihilo*, sondern zeugen von einer langen Vertrautheit im Umgang mit diesem literarischen Genre. Der vorliegende Aufsatz untersucht deshalb weitere Reisebeschreibungen Schwagers und stellt ihre chronologische Entwicklung dar.

In diesem Zusammenhang erscheinen die beiden autobiographischen Darstellungen seiner Kandidatenjahre 1762–1768 im Bergischen, am Niederrhein, in Holland, Bremen und Osnabrück als ausgesprochene Spätprodukte der Jahre 1794 bzw. 1801.[8] Zeitnäher und authentischer berichtet er von persönlichen Erlebnissen in Holland in dem Aufsatz *Hoffe auf den Herrn, und thue Gutes; bleibe im Lande und nähre dich redlich. Ps. 37,3.*[9]

Weitere Reisen nach seiner Installierung im Pfarramt zu Jöllenbeck im Oktober 1768 finden u.a. in seinen Briefen Erwähnung, etwa im Zuge der Brautwerbung[10], der Mitarbeit am *Lippischen Intelligenzblatt*[11], diverser Kuraufenthalte in Meinberg oder Pyrmont[12] oder eines Besuches des pensionier-

7 Vgl. Hermann Schauenburg, Julie und ihr Haus. Eine Reliquie. Von einem Epigonen, Leipzig 1847, S. 120–133.

8 Vgl. Johann Moritz Schwager, Johann Moritz Schwager: In: Allgemeines Magazin für Prediger nach den Bedürfnissen unsrer Zeit 10/4, S. 85–93. Ders., J. M. Schwager, Prediger zu Jöllenbeck in der Grafschaft Ravensberg. In: Niederrheinische Blätter für Belehrung und Unterhaltung 1801, S. 33–93.

9 Vgl. Johann Moritz Schwager, Hoffe auf den Herrn, und thue Gutes; bleibe im Lande und nähre dich redlich. Ps. 37,3. In: Mindensche Beyträge zum Nutzen und Vergnügen 1780/33 f., S. 257–270

10 Vgl. Johann Moritz Schwager/ Helene Gösling, Brautbriefe, hrsg. v. Frank Stückemann, Bielefeld 2013.

11 Vgl. Johann Moritz Schwager, Brief an den Superintendenten Hoffbauer vom 22.11.1773. In: LAV NRW W Münster, Konsistorialakten Minden-Ravensberg IV 453, fol. 40–45.

12 Vgl. Johann Moritz Schwager, Leben und Schicksale des Martin Dickius. In: Sämtliche Romane und eine Reisebeschreibung, wie Anm. 1, S. 130 Anm. Ders., Brief an den Stiftsamtmann Lampe, 9.8.1796. In: Landesarchiv NRW, Abt. Westfalen, Münster, Akten des

ten preußischen Staatsministers Julius August von der Horst (1723–1791) auf Schloß Haldem.[13] Von Reisebeschreibungen kann hier allerdings noch keine Rede sein.

1782 berichtete er erstmals von einer Reise nach Langerich im Tecklenburgischen. Der mit ihm befreundete Konsistorialrat Eustachius Moritz Goldhagen (1734–1783) aus Petershagen bei Minden hatte ihn im Mai oder Juni auf die vorgebliche Besessenheit einer Siebzehnjährigen daselbst aufmerksam gemacht und ihn zur Untersuchung dieses Phänomens an den zuständigen preußischen Kammerdirektor August Moritz Samuel v. Bessel (1737–1803) in Lingen verwiesen. Am 12.6.1782 wandte sich Schwager brieflich an diesen und reiste nach Erhalt von dessen Antwort am 29.7. des Jahres nach Lengerich. Im Mittelpunkt seines Berichts, den er in der 31. bis 33. Woche des gleichen Jahres in den *Mindenschen Beyträgen zum Nutzen und Vergnügen* veröffentlichte, steht sein Versuch, das Phänomen der angeblichen Besessenheit nach dem Vorbild seines Lehrers Johann Salomo Semler (1725–1791) im Teufelsstreit aufzuklären.[14]

Hermann Rudolf Smend (1730–1819), der dem Obskurantismus anhängende erste Pfarrer zu Lengerich und Beichtvater der Besessenen, sah sich zu einer Gegendarstellung veranlaßt, welche Schwager nicht unkommentiert in den *Mindenschen Beyträgen* abdruckte.[15] Für Schwager war die Kontroverse bedeutsam genug, um sie im nächsten Jahr in der *Berlinischen Monatsschrift*

Stifts Schildesche 412 (Prozeß gegen Böckstiegel wegen Weinkauf).

13 Vgl. Johann Moritz Schwager, Brief an das Konsistorium vom 14.10.1780. In: LA NRW W Münster, Konsistorialakten Minden-Ravensberg VI 462.

14 Vgl. Johann Moritz Schwager, Vorläufige Nachricht von einer 17jährigen Kranken in Margarethen Lengerich, in der Grafschaft Tecklenburg, die sich selbst für besessen und behext ausgibt, und von den meisten Zuschauern und andern, die von ihr hören, dafür gehalten wird. In: Mindensche Beyträge zum Nutzen und Vergnügen 1782/31–33, Sp. 249–268. Ebd., Sp. 252, bezieht sich Schwager ausdrücklich auf den Titel: Sammlungen von Briefen und Aufsätzen über die Gaßnerschen und Schröpferschen Geisterbeschwörungen mit einigen Anmerkungen herausgegeben von Johann Salomo Semler, 2 Bde., Halle 1776.

15 Vgl. Hermann Rudolf Smend, Pflichtgemäße Anzeige der offenbahren Unwahrheiten, welche in die vorläufige Nachricht von einer 17jährigen Krancken in Margareten-Lengerich in der Grafschaft Tecklenburg eingeschlichen – sind. In. Mindensche Beyträge zum Nutzen und Vergnügen 1782/37. 38, Sp. 297–304. 313–318. Vgl. ferner Schreiben des Past. Schwagers an den H[err]n. Past[or] Smend. In: Ebd., 1782/40, Sp. 321–326.

einer breiteren Öffentlichkeit zu präsentieren.[16] Die angebliche Besessenheit sollte sich fünf Jahre später als Betrug herausstellen.[17] Entlarvung von Betrug und Aberglaube blieb Schwager auch in der Folgezeit ein großes Anliegen.[18]

Kulturkritische Bemerkungen wie die auf seiner *Reise durch Westphalen bis an und über den Rhein* finden sich erstmals in Schwagers *Versuch einer Schutzschrift für die Westphälinger* aus dem Jahr 1783.[19] In Form eines Briefes an Friedrich Gedike (1754–1803), den Herausgeber der in diesem Jahr begründeten *Berlinischen Monatszeitschrift*, bilanziert er den Fortschritt der Aufklärung in Westfalen, vor allem in deren Zentren Paderborn, Münster, Osnabrück, Herford, Minden und Bielefeld sowie Lippstadt und Hamm.

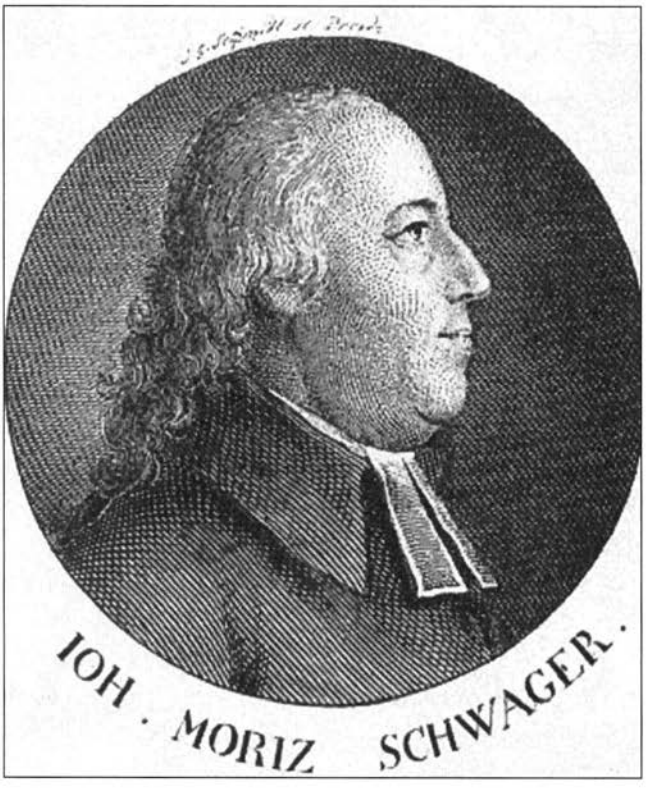
Wiewohl mehr Zustandsschilderung als Reisebeschreibung thematisiert der Aufsatz erstmals die Leitmotive von Schwagers künftigen Reisebeschreibungen: die Debatte um den „Bocksbeutel" (Luxus und Verfeinerung), den Stand von Schul- und Predigtwesen sowie von Publizistik und Pressefreiheit. Vor allem letzteres geschah nicht ohne konkreten Anlaß: 1782 hatte Justus Möser (1720–1794) die Leitung der *Wöchentlichen Osnabrückischen Anzeigen* sowie seines gelehrten Teils der *Westphälischen Beyträge zum Nutzen und Vergnügen* an Heinrich August Vezin (1745–1816) abgegeben; ein ähnlicher Wechsel stand den *Lippischen Intelligenzblättern* durch den Weggang des bisherigen Schriftleiters Johann Lorenz Benzler (1745–1815) von Lemgo nach Wernigerode 1783 bevor.

16 Vgl. Johann Moritz Schwager, Nachricht von einer hysterischen Jungfer in Lengerich, in der Grafschaft Tecklenburg, die es mit dem Teufel zu thun haben will. In: Berlinische Monatsschrift 1783, Bd. 1, S. 595–604.

17 Vgl. Johann Moritz Schwager, Jungfer Brune in Lengerich. In: Wöchentliche Mindensche Anzeigen 1788/6, Sp. 87–92.

18 Vgl. Johann Moritz Schwager, Indüstrie, sonst auch feine Spitzbüberey genannt. In: Berlinische Monatsschrift 1785, Bd. 1, S. 138–148. Ders., Schatzgräbergeschichten. In: Deutsches Museum 1786, Bd. 2, S. 38–77. Dieser Beitrag führte zu einer Kontroverse mit dem Lippischen Landessuperintendenten Johann Ludwig Ewald (1748–1822); vgl. Johann Moritz Schwager, Berichtigung einer Berichtigung, ebd. 1788, Bd. 2, S. 528–540. Vgl. ferner Johann Moritz Schwager, Ueber den Aberglauben. In: Ueber Predigerbeschäftigung und Predigerbetragen, Bd. 9, 1794, S. 82–139.

19 Vgl. Johann Moritz Schwager, Versuch einer Schutzschrift für die Westphälinger. In: Berlinische Monatsschrift 1783, Bd. 1, S. 487–500.



Kupferstich von Johann Gottfried Schmitt (1764–1803) aus Dresden für das Titelblatt des „Allgemeinen Magazins für Prediger nach den Bedürfnissen unsrer Zeit", Bd. 10, Heft 4, 1794.

Zwischen ihnen und Schwager hatte es im vergangenen Jahrzehnt einen intensiven Austausch bei der Gestaltung der Mindenschen, Osnabrückischen und Lippischen Intelligenzblätter gegeben.[20] In den folgenden Jahren versuchte Schwager, die durch Mösers Rückzug ins Privatleben entstandene Lücke publizistisch zu füllen. Entsprechend häufig behandelte er in der Folgezeit Osnabrücker Themen, wie schon die Fokussierung des *Versuchs einer Schutzschrift für die Westphälinger* auf urbane Verhältnisse bei dem eigentlich mehr an ländlichen Verhältnissen interessierten Dorfpfarrer auffällt.

20 Vgl. hierzu das Kapitel „Das Mindensche Intelligenzblatt als Netzwerk der Aufklärer". In: Frank Stückemann, Johann Moritz Schwager (1738–1804), ein westfälischer Landpfarrer und Aufklärer ohne Misere, Bielefeld 2009, S. 69–180.

Möser hatte für den unmündigen Friedrich August von Braunschweig-Lüneburg (1763–1827) in Absprache mit der englischen Regierung dessen politische Geschäfte als Fürstbischof im Hochstift Osnabrück geführt. Mit Erreichen der Volljährigkeit am 16.8.1784 war für jenen der Regierungsantritt im Hochstift Osnabrück verbunden. Zu diesem Anlaß lieferte Schwager eine Darstellung der Osnabrückischen Verhältnisse in Form einer Reisebeschreibung: *Vier Briefe über Westphalen, an einen Freund in Berlin*, datiert auf den 1.7., 17.7., 19.8. und 8.10.1783, erschienen anonym zum März und April des folgenden Jahres im *Deutschen Museum* und waren sehr wahrscheinlich an Christian Wilhelm Dohm (1751–1820) als ehemaligem (Mit-) Herausgeber dieser Monatsschrift gerichtet.

Der erste Brief bietet nach einer kurzen Beschreibung der wirtschaftlichen Verhältnisse des Hochstifts und einer Luxus-Kritik am „Bocksbeutel" der Stadt einen Abriß der im Westfälischen Frieden festgeschriebenen bikonfessionellen Verhältnisse, welche für die Lutheraner eine Verpflichtung zur Orthodoxie unter Ablehnung neologischer Strömungen bedeuteten. Ferner werden die Gelehrten der Stadt vorgestellt; zu ihnen zählt Schwager neben Möser, dem Theologe Johann Friedrich Kleuker (1749–1827), dem Lichtenberg-Schüler und Mathematiker Georg Heinrich Hollenberg (1752–1831) und dem promovierten Jurist Carl Heinrich Ludwig Lodtmann (1756–1805) auch seine alten Studienfreunde, den Magister Christian Ludolph Reinhold (1739–1791) am dortigen Gymnasium sowie den Prediger Nikolaus Gerhard Ringelmann (gest. 1803) an Sankt Katharinen.

Der zweite Brief bietet eine Kritik an Mösers Nachfolger in der Schriftleitung der *Westphälischen Beyträge zum Nutzen und Vergnügen*, Heinrich August Vezin, und dessen juristischem Hauptwerk *Das peinliche Halsrecht der Teneriffaner; ein Märchen, wie es mehrere gibt* (Osnabrück 1783; Vorabdruck in den *Westphälischen Beyträgen zum Nutzen und Vergnügen* 1782/42–48). Die darin propagierte Milderung des Strafrechts und Abschaffung der Todesstrafe lehnte Schwager als pseudohumanitär ab, was ihm eine ausführliche Kontroverse mit Vezin eintrug.[21]

Der dritte Brief stellt weitere Osnabrücker Honoratioren vor, so den Regierungsrat Ernst August Wilhelm von dem Bussche (1727–1789), dessen

21 Vgl. Heinrich August Vezin, Bemerkungen zu dem zweeten Briefe über Westphalen im deutschen Museum. In: Westphälische Beyträge zum Nutzen und Vergnügen 1785/24-29, Sp. 195–242.

Tochter Schwager 1767/68 unterrichtete, oder Johann Caspar von Stael (1724–1803), welcher in jener Zeit vergeblich sein Kollationsrecht über die Pfarre zu Melle zugunsten Schwagers auszuüben suchte. Sehr bald aber folgt die Beschreibung einer Exkursion durch Minden-Ravensberg vom 19.7. bis zum 16.8. Sie führt durch Lübbecke, Hille, Hartum, Petershagen, Schlüsselburg, Minden, Rehme, Vlotho, Herford, Enger, Werther, Schildesche und Bielefeld über Spenge wieder nach Osnabrück. Inhaltlich sind das Salzwerk zu Rehme, die Neugründung der reformierten Gemeinde in Vlotho, der Herforder Leinenhandel und der beginnende Torfabbau im Hücker Moor bei Spenge hervorzuheben.

Nach Beschreibung der Feierlichkeiten zum Regierungsantritt Friedrichs von York in Osnabrück bietet der vierte Brief eine Bestätigung von Schwagers o.g. *Versuch einer Schutzschrift für die Westphälinger* im Blick auf die dortigen Verhältnisse wie ihre Verteidigung gegen Angriffe im 3. Band von Schlözers *Staatsanzeigen*;[22] beides schließt mit einer Eloge auf die guten west-

22 Schwagers Intimfeind, der Amtmann Ernst Ludwig [v.] Sobbe (1733–1800) hatte einen auf den 16.5.1783 datierten anonymen Aufsatz mit dem Titel „Von dem preußischen Westfalen" auf den Seiten 353–364 im 11. Stück des 3. Bandes von Schlözers Staatsanzeigen publiziert; darin heißt es auf S. 358 f.: „Es hält wirklich schwer, eine ganze Nation von einem, seit Jahrhunderten herrschenden Vorurtheile, loszuzählen; und öfters tun die versuchte Mittel eine entgegen gesetzte Wirkung. So ergeht es uns jetzt mit einem hiesigen LandPrediger. Dieser Mann hat eine seltene Dreistigkeit, bald mit einem Martin Dickius unter den Belletristen, bald mit einem Commentar über die VaterlandsLiebe als Stats-Mann, aufzutreten; bald will er den Prof. Semler trotz Sturm und Blitz in Schutz nehmen; bald durch seine von neuem gesammelte Aufsätze in den Mindenschen Beiträgen ein VolksLehrer; bald durch Bestürmung der Hexen- und GespensterSchanzen, ein Bezwinger des Aberglaubens; bald durch Satyren und Aushunzungen eine Geissel der Narren sein. Ich kenne den guten Mann zu wenig, um zu wissen, woran es ihm eigentlich felen mag: seine Cur muß aber wirklich schwer seyn; da die kraftvolle Recension in der Berliner Bibliothek und mehreren Journalen auf seine Constitution noch nicht haben wirken können. Bei alledem tut er uns doppelten Schaden: einmal als Westfälischer Schriftsteller, nach dessen Talenten wir übrige Westfälinger beurteilet, und zehnmal dümmer noch, als unser beinahe einziger Schriftsteller angesehen werden; und dann, daß er gegen Dummheit, Aberglauben, Hexerei, und dergl., mit einem solchen Gelerme zu Felde zieht, als wenn ganz Westfalen damit im höchsten Grade überzogen wäre. Wie bedauernswürdig sehen wir wol in den Augen unsrer Nachbarn aus, welche die bekämpfte Facta doch für war halten müssen, und die nicht wissen können, ob unser rüstiger Schriftsteller wirklich bezauberte Schlösser und böse Feen, oder nur wie Don Quixotte WindMühlen und Träumereien, bestürmet. Mögte doch dieser Mann, wo nicht andere Länder, doch nur unser Westfalen selbst, kennen lernen, wo

fälischen Verhältnisse.

Die anonymen *Briefe über Westphalen, an einen Freund in Berlin* wurden in Osnabrück lebhaft diskutiert und sehr bald Schwager zugeschrieben.[23] Weit davon entfernt, sich von dieser Zuschreibung zu distanzieren, ließ er in der 30. Kalenderwoche 1784 vielmehr einen weiteren Aufsatz über den Osnabrücker Bocksbeutel in den *Westfälischen Beyträgen zum Nutzen und Vergnügen* erscheinen.[24] Dieser war wohl an Möser adressiert und stellte den Osnabrücker Gastereien und „Kramvisiten" einen Bielefelder Verein zur Einschränkung des Aufwandes bei Beerdigungen gegenüber.

Möser hatte die Trink- und Tafelsitten seiner Heimatstadt „oft genug persifliert, obgleich auf eine verstecktere und feinere Art, in der er unerreicht ist".[25] Dennoch zog er es vor, das Schreiben Schwagers nicht selbst zu beantworten, sondern durch den mit ihm verwandten Auditeur Justus Gerhard Friedrich Lengerke (gest. 1818) beantworten zu lassen und trat damit eine öffentliche Diskussion über den Luxus los.[26] Eine weitere *Replik des Ravens-*

---

kein Bauer, höchstens noch ein altes Müttergen, an Hexen und Gespenster glaubt; und wo eben der Stand, den er beleren will, verhältnismäßig der aufgeklärteste ist. Mögte er sich doch endlich überzeugen, daß er nirgends für seine uns so nachteilige Bemühungen Dank einerndte; und daß der Mann, der eine solche Aufklärung bewirken will, selbst keiner Leuchte mer bedürfen müsse, um ohne Stolpern in die Finsterniß einzudringen, und sie zu vertilgen." – Eine ausführlichere Verteidigung gegen diese Passage schrieb Schwager am 4.10.1783; vgl. Ein Brief des Pastor Schwager an den Herrn Direktor Gedike. In: Berlinische Monatsschrift 1783, Bd. 2, S. 567–576, insbes. S. 572 ff.

23 Vgl. A. D.—g. [Pseudonym f. Johann Moritz Schwager], Schreiben an Hrn. L. in Hamburg, Deutsches Museum 1785, Bd. 1, S. 105: „Einige Leute hier in dieser Stadt, die Zeit zur Anekdotenhecke haben, wollten ausfindig gemacht haben, daß die Briefe über Westphalen im D. Museum April und März dieses Jahres von keinem Menschen anders sein könten, als vom Pastor Schwager. [...] Wir hätten hier von den Briefen sobald nichts erfahren, wenn nicht der Buchhändler Schmidt in Hannover, der hier einen detaschirten Buchladen hat, eben um dieser Briefe willen ein Exemplar geschickt hätte, welches zu lesen jeden Liebhaber 4 Gr. bezahlen mußte; denn das D. Museum halten wir Aufgeklärte nicht."

24 Vgl. [Johann Moritz] Sch[wa]g[e]r, Schreiben eines Ravensbergers an seinen Freund in O. In: Westphälische Beyträge zum Nutzen und Vergnügen 1784/30, Sp. 249–256.

25 Schwager, Schreiben an Hrn. L. in Hamburg, wie Anm. 23., S. 101.

26 Vgl. Gerhard Friedrich Lengerke, Antwort eines Osnabrückers an den Verfasser des Schreibens eines Ravensbergers etc. In: Westphälische Beyträge zum Nutzen und Vergnügen 1784/31 f., S. 257–268.

bergers wurde durch Vezin beantwortet.[27] Sowohl Lengerke als auch Vezin kritisierten das Vorgehen Schwagers als Übergriff in einen fremden Kompetenzbereich, hatten ihm jedoch inhaltlich nichts entgegenzusetzen.

Noch im selben Jahr erschien diese in den *Westphälischen Beyträgen zum Nutzen und Vergnügen* geführte Kontroverse ohne Angabe des Druckortes unter dem Titel *Der Osnabrücksche Bocksbeutel[;] ein Briefwechsel zwischen dem Herrn Pastor Schwager und einem Osnabrücker benebst einer ganz unpartheyischen Untersuchung von Barnabas Brisonius J[uris] C[onsultus].*[28] Hinter diesem Pseudonym verbarg sich der Jurist Dr. B. M. Meyer (Lebendaten nicht ermittelt), Sekretär beim Rat der Osnabrücker Neustadt, der Schwager noch 1801 bei der Auseinandersetzung um das Erbe seiner Schwiegermutter vertrat.[29] Diese Kleinschrift ist durch die Datierung von Meyers unpartheyischer Untersuchung auf den 26.9.1784 zeitlich sehr exakt einzuordnen.

Schwager stellte den Verlauf und die Hintergründe dieser Kontroverse in dem schon genannten *Schreiben an Hrn. L. in Hamburg* noch einmal ausführlich dar; es datiert aus „Osnabrück, den 28 Nov. 1784" und erschien 1785 unter dem Pseudonym „A. D—g." gleich als erstes Stück der Februarausgabe in *Deutschen Museum.*[30] Auch in seiner Autobiographie von 1801 geht Schwager kommentierend auf den Osnabrückschen Bocksbeutel ein: „Betraf den alten und neuen Luxus in Osnabrück; der Streit hatte gute Folgen."[31]

Geht man davon aus, daß auch der anonyme 11. Beitrag *Etwas über den Zustand der Kandidaten des Predigtamts in* *** zur Aprilausgabe des *Deutschen Museums* 1784 von Schwager ist – zumindest spielt er am An-

27 Vgl. Johann Moritz Schwager, Replik des Ravensbergers contra den Osnabrückischen Apologeten in causa des Luxus bey Beerdigungen u.s.w. In: Westphälische Beyträge zum Nutzen und Vergnügen 1784/38 f., Sp. 313–324. – Heinrich August Vezins Duplik des Osnabrückers erschien ohne Titel ebd., Sp. 323–328.

28 Das einzige erhaltene Exemplar dieses Drucks archiviert die Leibniz-Bibliothek Hannover unter der Sigantur c 1027.

29 Zu Meyer als Herausgeber des Osnabrückschen Bocksbeutels vgl. Schwager, Schreiben an Hrn L. in Hamburg, wie Anm. 23, S. 108 f. Die Akten zu Schwagers Erbschaftsstreit befinden sich im StA Osnabrück, Akten des Niedergerichts Dep. 3b 9, Nr. 783.

30 Wie Anm. 23.

31 Johann Moritz Schwager, Johann Moritz Schwager, Prediger zu Joellenbeck in der Grafschaft Ravensberg. In: Niederrheinische Blätter für Belehrung und Unterhaltung, Bd. 1, 1801, S. 89.

fang auf seinen Nachnamen an und thematisiert mit seinem eigentümlich starkfarbigen Stil die Erfahrungen seiner Kandidatenjahre in Osnabrück 1767/68[32] – so ist sein publizistisches Engagement für Osnabrück während der Jahre 1783 bis 1785 gewaltig und vor allem im *Deutschen Museum* hervorragend placiert. Man versteht, wieso Carl Heinrich Ludwig Lodtmann 1784 (!) Schwager als „quasi appendix von Osnabrück" apostrophiert.[33]

Sein Ziel, Möser publizistisch in Osnabrück zu beerben, hat Schwager mit diesen polarisierenden Reiseberichten über Osnabrück nicht erreichen können; das *Schreiben des Herrn Past. Schwager an die Frau v. R. in O[snabrück] über den thierischen Magnetismus* erschien trotz Osnabrücker Thematik – die Auswirkung des Lavaterschen Irrationalismus daselbst – 1787 in den *Wöchentlichen Mindenschen Anzeigen*.[34] Dennoch erwähnt Schwager in seiner o.g. Autobiographie von 1801 die Mitarbeit an den Osnabrückischen Intelligenzblättern – und zwar im Gegensatz zu seiner Biographie im *Allgemeinen Magazin für Prediger nach den Bedürfnissen unsrer Zeit* aus dem Jahr 1794 sowie der Bibliographie im 7. Band von Hamberger-Meusel, *Das gelehrte Teutschland* aus dem Jahr 1798.[35] Seine Mitarbeit an den *Westphälischen Bey-*

32 Vgl. Anon. [Johann Moritz Schwager], Etwas über den Zustand der Kandidaten des Predigtamts in ***. In: Deutsches Museum 1784, Bd. 1, S. 379–384; vor allem den Eingangssatz: „Wär' ich selbst ein Kandidat, oder einer gewesen, oder wär' einer aus diesem Orden mein Bruder, oder Vetter, oder Schwager, oder Liebhaber einer meiner Schwestern, oder des etwas, so würd' ich schweigen und meinen Mund nicht aufthun: denn schon der Schein einiger Partheilichkeit würde mich zurückschrecken." Nun ist aber der ganze Aufsatz eine Parteinahme für die Kandidaten des Predigtamtes und kritisiert den orthodoxen Standesdünkel der Honoratioren, wie ihn auch Schwager in Osnabrück erfahren mußte.

33 Vgl. [Carl Heinrich Ludwig Lodtmann,] Provinzialcharakterzüge oder Miscellanien zur Sittengeschichte kleiner Städte in Teutschland, Erster Theil, Dessau 1784, S. 103; zitiert nach: Martin Siemsen, „Der Herr hat alles wohl gemacht!" Johann Moritz Schwager und Justus Möser. In: Walter Gödden, Peter Heßelmann, Frank Stückemann (Hgg.), „Er war ein Licht in Westphalen", wie Anm. 2, S. 275–286; hier: 286. Immerhin war Schwager 1769 durch seine Eheschießung mit der Osnabrücker Patriziertochter Helene Gösling (1747–1819) Bürger der Stadt geworden.

34 Vgl. Johann Moritz Schwager, Schreiben des Herrn Past. Schwager an die Frau v. R. in O[snabrück] über den thierischen Magnetismus. In: Wöchentliche Mindensche Anzeigen 1787/45–47, Sp. 719 f. 731–736. 743–748.

35 Schwager, Johann Moritz Schwager, wie Anm. 31, S. 91: „Außer vorbenannten Schriften nahm ich noch an verschiedenen periodischen Schriften Antheil, z. E. an dem gelehrten Artikel der Mindenschen, Lippischen und Osnabrückischen Intelligenzblätter". Nicht er-

trägen zum Nutzen und Vergnügen zu Osnabrück mußte sich also in der Zwischenzeit intensiviert haben.[36]

Ein anderes publizistisches Projekt Schwagers, die Gründung eines westfalenweiten Periodikums, sollte in diesen Jahren realisiert werden. Entsprechende Pläne teilte er schon 1775 dem Dichter Anton Matthias Sprickmann in Münster mit.[37] Während die von Schwagers Freund, dem Herforder Bürgermeister und Stadtdirektor Henrich Christian Diederichs (1752-1791) geplanten *Monatlichen Nachrichten aus den Königl. Preuß. Westphälischen Provinzen* trotz gegenteiliger Ankündigung Schwagers dann doch nicht erschienen,[38] wurde das 1784 von Peter Florens Weddigen (1758-1809) gegründete *Westphälische Magazin zur Georgaphie, Historie und Statistik* und

---

wähnt wird die Mitarbeit an den Osnabrückischen Intelligenzblättern in Johann Moritz Schwager, Johann Moritz Schwager. In: Allgemeines Magazin für Prediger nach den Bedürfnissen unsrer Zeit, 10. Bd., 1794, S. 85–93; ebenfalls nicht in dem Artikel Schwager (Johann Moritz). In: Georg Christoph Hamberger, Johann Georg Meusel (Hgg.), Das gelehrte Teutschland, Bd. 7, Lemgo 1798, S. 399–402.

36 Mit einiger Sicherheit können Schwager einige mit „S." signierte Artikel aus den Westphälischen Beyträgen zum Nutzen und Vergnügen zugewiesen werden: Einige Bemerkungen über die Ökonomie überhaupt und insbesondere über die Beförderung derselben in unserm Vaterlande, 1799/22–25, Sp. 169–196 (Erwähnung des Jöllenbecker Tie Sp. 188); Noch etwas über die Entbehrlichkeit ausländischer Produkte, 1799/42 f., Sp. 329–344 (Beschreibung des „Steinhägers" Sp. 331). Auch die anonyme Rezension über Friedrich Samuel Gottfried Sack, Ueber die Verbesserung des Landschulwesens, vornehmlich in der Churmark Brandenburg, Berlin 1799 unter dem Titel: Etwas zur Beherzigung für alle, denen am Wohle der Menschheit, besonders des Vaterlandes gelegen ist, 1800/11–15, Sp. 81–116, dürfte aufgrund der Thematisierung der Jöllenbecker Schulverhältnisse (Anm. t, S. 99 f.) Schwager zuzuschreiben sein. Selbst Schwagers Tod wurde in den Wöchentlichen Osnabrückischen Anzeigen 1804/15, Sp. 325 f., zeitnah angezeigt.

37 Vgl. Johann Moritz Schwager an Anton Matthias Sprickmann, 21.2.1775. In: Frank Stückemann, Lesebuch Johann Moritz Schwager, Nylands Kleine Westfälische Bibliothek 23, Bielefeld 2012, S. 19: „Wirds mir nicht zu schwer, mir dne Weg zu bahnen, so denk' ich schon auf ein Wochenblatt, Der Westphälinger mag es heißen. [...] Lehrreiche Aufsätze, nach der strengsten Wahl gewählt, sollen mit den Recensionen abwechseln, Tugend und Philosophie des Herzens sollen sie eingeben, und warmer Patriotismus muß uns Leser verschaffen. Es muß ein Provinzialblatt werden [...]."

38 Vgl. Wöchentliche Mindensche Anzeigen vom 7.10.1791, Sp. 668 f. Zum Inhalt der ersten Hefts der Monatlichen Nachrichten aus den Königl. Preuß. Provinzen vgl. Peter Florens Weddigen, Seltsames Phänomen, Neues Westphälisches Magazin, Bd. 2, Heft VIII, 1791, S. 331–333.

seine Nachfolgeorgane zu einem sehr erfolgreichen Unternehmen mit zeitweise bis zu 900 Abonnenten.

Weddigen, ab 1781 Subkonrektor am Bielefelder Gymnasium, arbeitete auch seit dieser Zeit unter Schwagers Schriftleitung an den *Mindenschen Beyträgen zum Nutzen und Vergnügen* mit.[39] Daraus vermittelte er Schwagers *Vorläufige Nachricht über das neu entdeckte Torfmoor im Kirchspiel Spenge* an seinen Studienfreund Johann Ernst Fabri (1755–1825) und dessen 1783 neu gegründetes *Geographisches Magazin*.[40] Fabri war Inspektor der königlichen Freitische an der Universität Halle und Sekretär der Hallischen naturforschenden Gesellschaft, welcher auch Weddigen angehörte. Weddigens Mitarbeit an *Fabri's Geographischem Magazin* (ab 1785: *Fabri's Neues geographisches Magazin*) darf als gelungener Probelauf für die Gründung seines Westphälischen Magazins angesehen werden.[41]

Bei dessen Gründung gehörte Schwager zu den Subskribenten;[42] ab dem zweiten Band auch zu den Mitarbeitern. Namentlich signiert hat er den Aufsatz *Ueber den Ravensberger Bauer*, womit er den *Beytrag zur Charakteristik des Lippischen, Ritbergischen und Paderbornischen Bauern* aus der Feder des früh verstorbenen Oerlinghausener Predigers Dietrich von Cölln (1756–1785) fortsetzte.[43]

---

39 Vgl. Frank Stückemann, Peter Florens Weddigen. Ein vergessener Publizist der Aufklärungszeit. In: 93. JBHVR 2008, S. 35–90. Bibliographie zur Mitarbeit Weddigens an den Mindenschen Beyträgen zum Nutzen und Vergnügen vgl. ebd., S. 40, Anm. 27.

40 Vgl. Johann Moritz Schwager, Vorläufige Nachricht über das neu entdeckte Torfmoor im Kirchspiel Spenge. In: Mindensche Beyträge zum Nutzen und Vergnügen 1783/45, Sp. 353–356; Fabri's geographisches Magazin 1783, S. 395–397.

41 Vgl. Peter Florens Weddigen, Von den Sitten und Gebräuchen der Ravensbergischen Bauern. In: Fabri's geographisches Magazin, Bd. 1, 1783, S. 169–178. Ders., Jareslisten [sic] der Getrauten, Gebornen, Gestorbenen und Communicanten in der Grafschaft Ravensberg von 1777 bis 1780. In: Ebd., Bd. 3, 1784, S. 274–297.

42 Vgl. Peter Florens Weddigen, Subscribenten-Verzeichnis. In: Westphälisches Magazin zur Geographie, Historie und Statistik, Bd. 1, 1784, S. II.

43 Vgl. Johann Moritz Schwager, Ueber den Ravensberger Bauer. In: Westphälisches Magazin zur Geographie, Historie und Statistik, Bd. 2, Heft V, 1786, S. 49–74. Am Ende dieses Aufsatzes verweist Weddigen in einer Anmerkung als Herausgeber auf seinen eigenen Aufsatz zu diesem Thema in Fabri's geographischem Magazin (wie Anm. 41) und auf Dietrich von Cölln, Beytrag zur Charakteristik des Lippischen, Rietbergischen und Paderbornischen Bauern. In: Ebd., Bd. 1, Heft II, 1784, S. 105–116.

Nicht signiert erschienen ebd. neun an Weddigen adressierte *Briefe eines Reisenden über Westfalen*, welche Schwager zum Verfasser haben dürften.[44] Der Titel verweist auf die 1784 im *Deutschen Museum* veröffentlichten *Briefe über Westphalen, an einen Freund in Berlin*; Interessenspektrum und Plauderton sind identisch, und auch das Schwagertypische „um desto mehr" fehlt nicht.[45] Vor allem aber legt die lange Beschreibung der namentlich nicht genannten Jöllenbecker Schulsituation[46] und der dortigen Landökonomie, insbesondere des Leinenanbaus, die Verfasserschaft Schwagers nahe.[47]

Behandelt oder zumindest gestreift werden so ziemlich alle Themen, welche Schwager damals beschäftigten, so das Schulmeisterseminarium seines Freundes Georg Heinrich Westermann (1752–1796),[48] der Ravensberger Gesangbuchstreit,[49] Holzmangel und Erschließung des Hücker Moors zum Torfstich[50], die Lesebibliothek des Bielefelder Prorektors Johann Simon Schwarz (1742–1815)[51], die Beschreibung des dortigen Habichtsberges[52]

44 Anon. [Johann Moritz Schwager], Briefe eines Reisenden über Westfalen. In: Westphälisches Magazin für Geographie, Historie und Statistik, Bd. 2,1786, Heft V, 31–42; Heft VI, S. 140–154; Heft VII, S. 246–252; Heft VIII, S. 305–317; Bd. 3, 1786, Heft IX, S. 391–395; Heft X., S. 502–505.

45 Ebd., S. 143.

46 Vgl. ebd., S. 143–146 (zum Streit um die Jöllenbecker Nebenschule vgl. Frank Stückemann, Johann Moritz Schwagers pfarramtliche Korrespondenz aus den Akten des Stiftes Schildesche, des Minden-Ravensbergischen Konsistoriums und der Bielefelder Superintendentur. In: „Er war ein Licht in Westfalen", wie Anm. 2, S. 95–98).

47 Vgl. ebd., S. 146–154. 246–252 (vgl. hierzu: Schriften von Johann Moritz Schwager über das Ravensberger Leinengewerbe in den Annalen der Märkischen ökonomischen Gesellschaft und im Westfälischen Anzeiger, hrsg. u. eingeleitet von Frank Stückemann. In: 97. JBHVR, 2012, S. 59–98).

48 Vgl. ebd., S. 36 (Vor allem Westermanns Protegée Georg Christoph Friedrich Gieseler (1760–1837) arbeitete an den Mindenschen Beyträgen zum Nutzen und Vergnügen mit; vgl. Stückemann, Schwager, wie Anm. 20, S. 139–143).

49 Vgl. ebd., S. 4 (zum Ravensberger Gesangbuchstreit vgl. das gleichnamige Kapitel in Stückemann, Schwager, wie Anm. 20, S. 344–352).

50 Vgl. ebd., S. 150 f. (zu Schwagers Aufsatz über die Erschließung des Torfstichs am Hücker Moor vgl. Anm. 40).

51 Vgl. ebd., S. 315 (Hierzu Johann Moritz Schwager, Nachricht von einer in Bielefeld errichteten Lesebibliothek, nebst einem Verzeichnis der für dieselben bestimmten Lesebücher. In: Mindensche Beyträge zum Nutzen und Vergnügen 1783/42, Sp. 335 f.).

52 Vgl. ebd., S. 316 (Hierzu die Korrespondenz zwischen August Christian Wilmanns (1757–1839) und Schwager in den Mindenschen Beyträgen zum Nutzen und Vergnügen 1779/46, Sp. 361–368; wiederveröffentlicht im 55. JBHVR 1948/49, S. 159–164.

und – last not least – der Besuch bei dem pensionierten Minister Julius August von der Horst auf Schloss Haldem.[53]

Vor allem aber bieten die *Briefe eines Reisenden über Westphalen* wertvolle Begegnungen mit bzw. Kurzportraits von einigen Zeitgenossen Schwagers. Hierdurch erweitert sich das bisher bekannte Beziehungsgeflecht. Nachweisbar werden etwa persönliche Kontakte zum Bückeburger Landessuperintendenten Justus Friedrich Froriep (1745–1800), in dessen *Erfurtischen gelehrten Zeitung* Schwagers Werke besprochen wurden[54], oder zu Johann Christoph Bach (1732–1795), gefolgt von einer aufschlußreichen Bemerkung über Frorieps Vorgänger Herder.[55]

Neben und sogar vor der Wertschätzung des bekannten Gohfelder Erweckungspredigers Friedrich August Weihe (1721–1771) in seiner Eigenschaft als Volkslehrer erscheint die seines Nachfolgers Franz Karl Rischmüller (1745-1811), der sowohl Friedrich Eberhard v. Rochows *Der Kinderfreund* als auch das neue Berliner Gesangbuch daselbst eingeführt und als Beiträger zum *Journal für Prediger* bekannt geworden sei.[56] Solche seltenen zeitgenössischen Bemerkungen Schwagers revidieren und präzisieren die bisherige Sicht der Kirchengeschichtsschreibung aus erweckten Federn.[57]

---

53 Vgl. ebd., S. 505 (Schwagers persönliche Beziehung zu von der Horst ist nicht nur im o.g. Brief von 1780 – wie Anm. 13 – dokumentiert, sondern auch in einem Brief an Nicolai vom 27.7.1792; vgl. Frank Stückemann, „Ihre Freundschaft ist mir unendlich schätzbar" – Friedrich Nicolai als Geschäfts-, Korrespondenz- und Verlagspartner des Jöllenbecker Pfarrers und Aufklärers Johann Moritz Schwager (1739–1804). In: Jahrbuch für Westfälische Kirchengeschichte 103, 2007, S. 186.

54 Vgl. ebd., S. 32 f. (in der Erfurtischen gelehrten Zeitung 1783, S. 329 f. kündigte Schwager seinen Versuch einer Geschichte der Hexenprozesse an; 1784 wurde dieses Werk auf S. 310–312. 314–319 besprochen; 1791, S. 71, stand ein Bericht über Schwagers Prozeß wegen Verunglimpfung der preußischen Armee).

55 Vgl. ebd., S. 33. Zu Herder vgl. ebd.: „Daß unser Herder auch vormals Bückeburgischer Einwohner gewesen, ist Ihnen bekannt. Er war dazumal noch ein sehr kleines Licht in der litterarischen Welt, legte aber hier durch unermüdeten Fleiß und durch Aufmunterungen seines Landesherrn den Grund zu seiner jetzigen Größe. Denn das Schwärmerische und Hochfliegende in seinen Schriften abgerechnet, bleibt er immer noch, wie ich glaube, ein denkender Kopf, der Deutschland Ehre macht."

56 Vgl. ebd., S. 39 f. (Rischmüller) und 41 (Weihe).

57 Vgl. Frank Stückemann, Mißliebige Quellen: Die Erweckungsprediger Minden-Ravensbergs in der aufklärerischen Publizistik. In: Pietismus und Neuzeit 38, 2012, S. 159–177. Ders., Franz Karl Rischmüller (1745–1811) im „Journal für Prediger": Pastoraltheologische Beiträge zur Volksaufklärung aus Preußisch.Minden. In: Jahrbuch für Kommunika-

Die Bemerkungen zu Friedrich August Benzler (1752–1810) und sein Wirken als Rektor der Herforder Friederizianums ergänzen Schwagers einschlägige Passagen im *Versuch einer Schutzschrift für die Westphälinger.*[58] Über den Bielefelder Rektor August Christian Borheck (1746–1815) und dessen Kompetenzgerangel mit dem Bielefelder Magistrat schweigt sich Schwager mit Rücksicht auf den ebenfalls dort beschäftigten Herausgeber des *Westphälischen Magazins* aus.[59]

Auffallend ist, daß Schwager seine eigene Person und die Verhältnisse seines Wirkungsortes Jöllenbeck hier im Gegensatz zu seiner Osnabrücker Reisebeschreibung bewußt nicht thematisierte. Er hatte offensichtlich aus den Querelen des Jahres 1784 f. dazugelernt. Den Phänotyp des Ravensberger Bauen und des gemeinen Mannes zu Jöllenbeck veröffentlichte er anderen Orts – aber aus gutem Grund nicht in diesen *Briefen eines Reisenden über Westphalen.*[60]

Schwagers nächste *Reisebeschreibung von Loccum nach der Clus und in die benachbarte Gegend* erschien 1798 im ersten und einzigen Band von Weddigens *Neuem fortgesetzen Westphälischen Magazin*, wie die vorhergehende ebenfalls in Briefform und anonym.[61] Beide scheint Weddigen in Auftrag gegeben zu haben.[62] Im Gegensatz zu den *Briefen eines Reisenden über West-*

---

tionswissenschaft 16, 2014, S. 49–77; in beiden Publikationen auch Hinweise auf ältere Literatur.

58 Vgl. Schwager, Briefe eines Reisenden, wie Anm. 44, S. 306, mit Schwager, Schutzschrift, wie Anm. 19, S. 497 f.

59 Zu den damaligen Verhältnissen am Bielefelder Gymnasium vgl. Stückemann, Weddigen, wie Anm. 39, S. 37–40.

60 Vgl. Johann Moritz Schwager, Ueber den Ravenberger Bauer, wie Anm. 43. Ders., Wie kann der gemeine Mann von der Wahrheit der christlichen Religion überzeugt werden? In: Journal für Prediger 10, 1780, S. 385–416. Ders., Ueber das Einförmige im Charakter des gemeinen Mannes. In: Journal für die Menschheit 1788, Bd. 1, S. 283–296. Ders., Die Kunst, sich des Zutrauens des gemeinen Mannes zu bemächtigen. In: ebd., S. 459–489; ferner in: Journal für Prediger 21, 1789, S. 377–401. Ders., Von dem Einflusse des Schulmeisters auf den Charakter des gemeinen Mannes. In: Journal für die Menschheit 1788, Bd. 2, S. 524–543. Ders., Ueber den Bauernstolz. In: Der Philosoph in der Lüneburger Heide 1802, Bd. 2, S. 28–44.

61 Anon. (Johann Moritz Schwager), Reisebeschreibung von Loccum nach der Clus und in die benachbarte Gegend. In: Neues fortgesetztes Westphälisches Magazin 1, 1798, S. 216–228. 351–359. 449–460.

62 Vgl. ebd. den Einleitungssatz Schwagers: „Endlich, liebster W[eddigen], erfülle ich mein Versprechen, Ihnen die kurzen Beobachtungen eines Reisenden von Loccum nach der

phalen ist zumindest der erste der vier Briefe der *Reisebeschreibung von Loccum nach der Clus und in die benachbarte Gegend* auf den 10.5.1798 datiert.

Im *Westfälischen Autorenlexikon 1750 bis 1800* wurde bereits eine Passage besagter Reisebeschreibung über die Mindener Dichterin Sophie Friederike Martini, geb. Fresen (1743–1803), Johann Moritz Schwager zugeschrieben.[63] Auch sonst deuten Stil und Themen dieser Reisebeschreibung auf Schwager als Verfasser hin, etwa das Interesse an der anstehenden Gesangbuchreform in Hannover und Minden[64], an den Trinksitten[65] und den abergläubischen Vorstellungen der dortigen Bevölkerung[66], an der Einführung der Pockenimpfung[67], am Umgang mit Bettelei und Luxus.[68]

Der Anlaß der Reise nach Loccum ist aus dem Reisebericht nicht ersichtlich, Gesprächspartner im dortigen Kloster werden nicht genannt. Immerhin kommt bei der Beschreibung des Hannoveraner Bauernstolzes, welcher sich noch nicht einmal zur Beherbergung des todkranken Preußenkönigs Friedrich Wilhelm II. auf der Rückreise von Pyrmont nach Berlin bereitfand, die Perspektive des preußischen Lokalpatrioten zur Geltung.[69] Für Schwager als Verfasser spricht ebenfalls die Kritik an der Überlastung der minden-ravensbergischen Superintendenten im Vergleich zu denen in Hannover sowie die Eloge der teilweise allzufrüh verstorbenen und mit Schwager befreundeten Mindener Konsistorialräte Nikolaus Friedrich Herbst (1705–1773), Eustachius Moritz Goldhagen (1734–1883) und Georg Heinrich Westermann (1752–1796).[70]

Bückeburger Clus mitzutheilen." Vgl. Ders., Briefe eines Reisenden über Westphalen, wie Anm. 44, S. 31: „Werden Sie nicht ungeduldig, mein liebster W[eddigen], daß ich Sie so lange auf die Erfüllung meines Versprechens, Sie mit Bemerkungen aus meinen Reisejournalen zu unterhalten, habe warten lassen."

63 Vgl. Walter Gödden, Iris Nölle-Hornkamp (Hgg.), Westfälisches Autorenlexikon 1750–1800, Paderborn 1993, S. 282.

64 Vgl. Schwager, Reisebeschreibung, wie Anm. 61, S. 222 f., 227.

65 Vgl. ebd., S. 221 f.

66 Vgl. ebd., S. 227 f.; dort wird auch im Zusammenhang vom Aberglauben an Hexen Schwagers Lieblingsautor Thomasius genannt.

67 Vgl. ebd., S. 225–227.

68 Vgl. ebd., S. 455.

69 Vgl. ebd., S. 223.

70 Vgl. ebd., S. 351 (Überlastung der preuß. Superintendenten) und 451: „Hier [in Petershagen] ist auch dem vor ein paar Jahren verstorbenen Consistorialrath und Superintendenten Westermann, ein artiges Denkmal errichtet worden, welches er, wegen seiner

Die Reise als solche geht von Loccum über Stolzenau weseraufwärts bis nach Minden und von dort zur Bückeburger Clus; die meisten Dinge sind – dem Untertitel der Zeitschrift entsprechend – Beiträge „zur Geographie, Historie und Statistik". Hervorzuheben sind die Tabakmanufaktur Ifland und der neugegründete Weserhafen in Petershagen sowie die Neugründung Besselshagen auf den Gütern des o.g. preußischen Kammerdirektors August Moritz Samuel v. Bessel.[71]

Im vierten und letzten Brief läßt die Behandlung des Mindener Buchgewerbes aufhorchen. Erwähnt wird der Buchhändler Justus Heinrich Körber (1749–nach 1836) und ein weiterer ungenannter Buchhändler, dessen Name unsrem Reiseschriftsteller angeblich entfallen war.[72] Bei diesem dürfte es sich um Martin Gottfried Francke (gest. nach 1812) gehandelt haben, welcher dem Freundeskreis des Gohfelder Erweckungsprediger Friedrich August Weihe (1721–1771) angehörte und eine wichtige Rolle im gegenaufklärerischen Netzwerk der Basler Christentumsgesellschaft spielte, vor allem während der Zeit des Wöllnerschen Religionsregimes.[73]

Während letztgenannter zu den entschiedenen Gegnern Schwagers gehörte, hatte Körber 1777 die Goethe-Parodie des Jöllenbecker Landpfarrers verlegt. Schon 1775 hatte sich Schwager in einem Brief an Anton Matthias Sprickmann (1749–1833) lobend über Körber geäußert.[74] 1797 erschien in

---

Rechtschaffenheit und seines Eifers Gutes zu befördern, verdiente. [...] Diese Ehre ist den fürtrefflichen Männern Herbst und Goldhagen, welche die Welt als Gelehrte, und das Fürstenthum als treffliche Geschäftsmänner hat kennen lernen, nicht widerfahren. Indessen wird ihr Andenken fortdauren, wenn gleich die Ruhestätte ihrer Gebeine längst vergessen ist."

71 Vgl. ebd., S. 451 f.

72 Vgl. ebd., S. 455.

73 Vgl. hierzu Frank Stückemann, Missliebige Quellen: Die Erweckungsprediger Minden-Ravensbergs in der aufklärerischen Publizistik. In: Gödden, Heßelmann, Stückemann (Hgg.), „Er war ein Licht in Westphalen", wie Anm. 2, S. 101–132, insbes. S. 121 f. Zu Körber und Francke vgl. ebenfalls Johann Karl v. Schroeder, Mindener Buchgewerbe; Buchdrucker, Buchbinder, Buchhändler und Verleger in Minden seit dem 16. Jahrhundert. Ein Beitrag zur Geistes- und Wirtschaftsgeschichte Westfalens, Minden,1966, S. 58 u. 66.

74 Vgl. Schwagers Brief an Sprickmann vom 21.2.1775. In: Frank Stückemann (Hg.), Lesebuch Johann Moritz Schwager, Nylands Kl. Westfälische Bibliothek 32, S. 20: „Körber in Minden ist ein Buchhändler, dem nichts, als Geld fehlt, sonst wär er unvergleichlich."

dessen Verlag zu Minden und Frankfurt eine Neuauflage von Schwagers *Die Leiden des jungen Franken, eines Genies.*[75] Vor diesem Hintergrund bietet die folgende Passage zu Körbers Sortiment wohl einen versteckten Hinweis auf die Neuauflage und die Entstehungsgeschichte von Schwagers *Die Leiden des jungen Franken*:

> Ich fand bei ihnen einige sehr nützliche Werke; Romane aber schienen die currenteste Waare zu seyn. Dieser einreissenden Lectüre muß, wenn ich nicht irre, die schwärmende Herz und Geist zerrüttende Empfindung zuzuschreiben seyn, welche vorzüglich auch unter Jünglingen und Mädchen Westphalens sich einzunisten anfängt, und der Verbreitung ernsthafter Kenntnisse und Schriften unüberwindliche Hindernisse in den Weg legt. Ein junger Kaufmannsdiener hier in Minden, ein Sohn begüterter Aeltern, dessen Geist durch Romanlectüre eine schiefe Richtung erhalten hatte, verliebte sich jüngst in ein hiesiges Dienstmädchen und versprach demselben die Ehe, wozu aber die Aeltern ihre Einwilligung zu geben aus guten Gründen nicht geneigt waren. Das verzärtelte Männchen bedachte sich nicht lange, weil es seine Wünsche vereitelt sah, seinem tiefen Liebeskummer ein Ende zu machen. Man fand ihn auf seiner Stube durch eine Kugel getödtet.[76]

Ähnlich dürfte die Passage über die Mindener Dichterin Sophie Friederike Martini nicht ohne Hintergedanken verfaßt worden sein. Sie hatte unter Schwagers Schriftleitung einige Gedichte in den *Mindenschen Beyträgen* veröffentlicht.[77] 1794 erschien ein Band ihrer gesammelten Gedichte.[78] Es

75 Vgl. Carl Schüddekopf, Nachwort. In: Johann Moritz Schwager, Die Leiden des jungen Franken, eines Genies, Leipzig 1913, S. 150.

76 Schwager, Reisebeschreibung, wie Anm. 61, S. 455.

77 Vgl. Sophie Friederike Martini, Nach der Dürre. In: Mindensche Beyträge zum Nutzen und Vergnügen 1783/44, Sp. 345–352. Dies., Ode an die Weser. In: Ebd. 1788/22, Sp. 351. Dies., Ursprung der Weiberherrschaft am Sylvestertage. In: Ebd. 1790/52, Sp. 825 ff. Dies., Ludewig XVI. In: Ebd., 1793/7, Sp. 111 f. Dies., Ankündigung. In: Ebd. 1793/42, Sp. 665 f. Dies. Hymnus zur Bewillkommnung des Friedens. In: Ebd., 1795/20, Sp. 309 f. Dies., Gedanken über die Klus beym annahenden Frühling. In: Ebd., 1796/22, Sp. 207 f. Weitere Titel erschienen ebd. später als Schwagers Aufsatz.

78 Vgl. Gedichte von S. F. Martini, geb. Fresen, Minden 1794.

ist durchaus wahrscheinlich, daß daraus die *Geburtstags Epistel an meinen Freund*** an Schwager adressiert war, wofür auch der durch die beiden Asterici angedeutete zweisilbige Name und das Lob von dessen Charakterstärke in den beiden Schlußstrophen spricht:

Ich kam nur her dich zu begrüßen,
Und Glück zu wünschen Dir, daß du
Bis diesen Tag mit Ruhm gespielet;
Die Redlichen, ringsum, die sahn dir freudig zu:
Und ihren Beifall hat Dein biedres Herz gefühlet.

So spiele denn dir Rolle bis zum Schluß,
Dir zugetheilt vom großen Weltregierer,
Und freue dich auch dann noch ihrer,
Wenn spät dein holder Genius
Dich einst zum größern Schauplatz winket,
Und wenn nun hier der Vorhang niedersinket,
Wenn du zur Sternenbühne wirst gebracht,
Dann wende dich noch einmal um und höre
Des Beyfalls Nachruf, dir zur Ehre:
Das hat er gut, sehr gut gemacht!![79]

Der erste Teil des Gedichts behandelt den Zerfall eines Freundeskreises in der stilisierten Form einer Theateraufführung. Man wird in der thematisierten „Untreue" von einzelnen Schauspielern ihrer Rolle gegenüber das Zerbrechen des volksaufklärerischen Netzwerkes in Minden unter dem Druck des Wöllnerschen Religionsregimes sehen dürfen. In der Tat war Schwager einer der wenigen profilierten Aufklärer in Westfalen, welcher auch unter den widrigen Verhältnissen dieser Zeit einen klaren Kurs steuern konnte.[80]

Bei der Beschreibung der Clus, einem heute noch existierenden Waldstück und Naherholungsgebiet zwischen Minden und Bückeburg, erwähnt Schwager Martinis Gedicht *Gedanken über die Klus beym annahenden Frühling*, welches er nicht wiederzugeben vermag, weil ihm die entsprechende

79 Ebd., S. 185 f.

80 Zur Rolle Schwagers unter Wöllner vgl. Stückemann, Missliebige Quelle, wie Anm. 73, S. 122–127.

Ausgabe der *Mindenschen Anzeigen* abhanden gekommen sei; auch dieses typisch für ihn.[81]

Vor allem diese beiden letztgenannten Reisebeschreibungen in Weddigens *Westphälischem* bzw. *Neuem fortgesetzten Westphälischen Magazin* verweisen bereits auf Schwagers spätere Reisebeschreibung nach Halle/Westf. in Mallickrodts *Westphälischem Anzeiger* von 1801; hatten beide Publizisten doch 1797 f. gemeinsam das *Magazin für Westphalen* herausgegeben. Zudem war Schwager schon zu Studentenzeiten mit Johann Dietrich Friedrich Mallinckrodt (1734–1814), dem Vater des Dortmunder Publizisten, befreundet gewesen. Auf seiner großen Reise durch Westfalen bis an und über den Rhein im Jahre 1802 brauchte diese Beziehung lediglich aufgefrischt zu werden:

> Mein alter Freund Mallikrodt [sic], der Vater, konnte mich wenig entschädigen, denn er hörte sehr schwer, und war krank; desto mehr Freude machte uns mein Freund Mallinckrodt, der Sohn. Durch seine Schriften, namentlich seinen Westphälischen Anzeiger, ein für unser Vaterland wichtiges Institut, waren wir bekannt geworden, er hatte mich ein Jahr früher [1801] selbst besucht, und wir waren jetzt nicht blos Bekannte, sondern Freunde.[82]

Nicht nur die *Reisebemerkungen. Ueber Halle, ein lachendes Städtchen in der Grafschaft Ravensberg* erschien 1801 bei Mallinckrodt, sondern auch Schwagers Roman *Friedrich Bickerkuhl* im folgenden Jahre (1802).[83]

Die hier vorgestellten Reisebeschreibungen in Briefform aus den Jahren 1784 bis 1801 bestätigen, daß Schwager in diesem Genre durchaus geübt und zu Hause war. Seine 1804 posthum erschienenen *Bemerkungen auf einer Reise durch Westphalen, bis an und über den Rhein* besitzen sehr interessante Vorläufer, welche allerdings aufgrund ihrer teilweisen Anonymität bisher noch nicht die gebührende Achtung gefunden haben bzw. finden konnten. Sie bilden ein großartiges Pendant aus dem Norden und Osten Westfalens zur späteren selbständig erschienenen großen Reisebeschreibung aus dem Jahr 1804 – lediglich die Grafschaft Lippe bleibt aus welchen Gründen auch immer unberücksichtigt – und sie liefern eine ganze Menge neues Material zur Biographie und zu den publizistischen Beziehungen dieses großen west-

81 Schwager, Reisebeschreibung, wie Anm. 61, S. 458.

82 Johann Moritz Schwager, Bemerkungen auf einer Reise, wie Anm. 1, S. 1065 f.

83 Vgl. ebd., S. 673 ff.

fälischen Autors aus der Aufklärungszeit. Auch für sie alle das obige Zitat aus Anm. 6: Ein Wiederabdruck dürfte gerechtferigt und willkommen sein.

Die Reform der preußischen Statistik 1798/99 und ihre Umsetzung in Minden-Ravensberg. Zugleich ein Beitrag zu Steins Zeit als Kammerpräsident

Von Wilfried Reininghaus

Beim Regierungsantritt von König Friedrich Wilhelm III. im November 1797 „war der preußische Staatsaufbau kopflastig, überorganisiert, festgefahren und in Lethargie erstarrt" (Thomas Stamm-Kuhlmann).[1] Der Reformbedarf war erkennbar, wenngleich die vom neuen Monarchen noch im Winter 1797/98 eingeleiteten Maßnahmen keine schnelle Linderung versprachen und heute von der Forschung kritisch beurteilt werden. Der nicht zuletzt durch seinen Vorgänger verursachte Finanzbedarf des preußischen Staates führte am 19. Februar 1798 zur Einsetzung einer Immediatfinanzkommission, die u.a. das Zoll- und Akzisewesen umgestalten sollte.[2] Diese Kommission schuf „den Raum ..., in dem einige radikale, auf das Ende der ständischen Gesellschaften abzielende Ideen zum ersten Mal geäußert werden konnten".[3] Die Instruktion für diese Kommission enthielt u.a. einen Arbeitsauftrag für ein „Schema zu einem Generaltableau". Der König selbst hatte „ein Tableau von der Volksmenge, der Anzahl der Städte, Flekken, Dörfer, Ämter, Vorwerke, Aussaat, Forsten, Salz und Bergwerke nebst ihren Produkten, dem Viehstande usw." gefordert.[4] Außerdem erwartete er „eine Bilanz von Plus und Minus der alten Provinzen von 1786 bis 1797 zur Generalübersicht der wahren Progression des Staates". Um diese Vorgaben zu erfüllen, bedurfte es einer Überarbeitung des vorhandenen Tabellenmaterials. Nur wenige Tage nach ihrer Einsetzung veranlaßte die Finanzkommission deshalb eine Reform der überkommenen Statistik. Über das Generaldi-

1 Thomas Stamm-Kuhlmann, König in Preußens großer Zeit. Friedrich Wilhelm III. der Melancholiker auf dem Thron, Berlin 1992, S. 142; ebd., S. 143 f. zur Finanzkommission. Eine andere Bewertung der fraglichen Zeit ist bei Lothar Kittstein, Politik im Zeitalter der Revolution. Untersuchungen zur preußischen Staatlichkeit 1792–1807, Stuttgart 2003 zu finden.

2 Horst Petzold, Die Verhandlungen der 1798 von König Friedrich Wilhelm III. eingesetzten Finanzkommission, Göttingen 1911.

3 Stamm-Kuhlmann (wie Anm. 1), S. 144.

4 Petzold (wie Anm. 2), S. 132, Anm. 3.

Heinrich Friedrich Karl Freiherr vom und zum Stein
(W. Fr. von Olivier, 1821)

rektorium wies sie die Kriegs- und Domänenkammern durch Reskript vom 13. März 1798 an, ihren Tabellenapparat einer grundlegenden Revision zu unterziehen. Implizit wurde dabei die bisher gepflegte Form der Datenerfassung in den einzelnen Provinzen gerügt. Um diese Kritik besser zu verstehen, wird in Kap. 1 am Beispiel von Minden-Ravensberg die Entwicklung der Provinzialstatistik des 18. Jahrhunderts in einem kurzen Abriß vorgestellt. Kap. 2 analysiert dann das Reskript vom 13. März 1798, das im Anhang im Wortlaut ediert wird.[5] Kap. 3, der Hauptteil dieses Beitrags, fragt danach, wie die Berliner Vorgaben im Bereich der Kriegs- und Domänenkammer Minden 1798/99 umgesetzt wurden.

Mit dem Kammerpräsidenten Stein, dem Landrat Vincke und dem Kriegs- und Domänenrat Ribbentrop wirkten daran namhafte preußische

5 Im Standardwerk von Otto Behre, Geschichte der Statistik in Brandenburg-Preußen bis zur Gründung des Königlichen Statistischen Bureaus, Berlin 1905, wird die Rückkopplung zwischen Einsetzung der Immediatfinanzkommission und Revision der Statistik nicht behandelt.

Beamte mit, die später in hohe Funktionen kamen. Über den Freiherrn Stein (1757–1831), damals Präsident der Mindener Kammer und später eine Zentralfigur der preußischen Reformen, müssen nicht viele Worte verloren werden, wenngleich seine Jahre in Minden zuletzt nicht so viel Beachtung fanden als seine Zeit in der Grafschaft Mark. Das Forschungsinteresse bezüglich der Mindener Zeit richtete sich vor allem auf Steins Beschäftigung mit den bäuerlichen Verhältnissen.[6] Ludwig Freiherr Vincke (1774–1840) stand seinerzeit am Anfang seiner Karriere im preußischen Staat, die ihn nach 1815 als Oberpräsidenten zum Gründungsvater der Provinz Westfalen machen sollte.[7] Der später geadelte Friedrich Ribbentrop (1768–1841) brachte es 1815 zum Generalintendanten der preußischen Armeen.[8] Die hier beschriebenen verwaltungsinternen Vorgänge stellen also nicht nur ein aus regionaler Perspektive geschriebenes Kapitel der Statistikgeschichte in Preußen dar, sondern sind auch ein Beitrag zu den Reformen vor den Reformen, um Otto Hintze zu zitieren.[9] Die westlichen Provinzen eigneten sich in besonderem Maße für solche Modellversuche; ihre Erforschung schlägt eine Brücke zur westfälischen Landesgeschichte, denn die Rahmenbedingungen für eine modernisierungsorientierte Politik waren in der Grafschaft Mark und in Minden-Ravensberg besser als in den mittleren und östlichen Provinzen.[10] Eine Untersuchung zu den Jahren 1798/99 leistet zudem einen Beitrag zur Geschichte der regionalen Verwaltung in Minden-Ravensberg,

6 G. H. Pertz, Das Leben des Ministers Freiherr vom Stein. Erster Band: 1757 bis 1807, Berlin 1850, S. 153–226; Max Lehmann, Freiherr vom Stein. Erster Theil: Vor der Reform 1757–1807, Leipzig 1902, S. 173–233 (ebd., S. 222 f., 228 die Beteiligung an der Immediatfinanzkommission); Gerhard Ritter, Stein. Eine politische Biographie, Bd. 1: Der Reformer, Berlin 1931, S. 85–101; Heinz Durchhardt, Stein. Eine Biographie, Münster 2007, S. 91–97.

7 Ludger Graf von Westphalen, Der junge Vincke (1774–1809), Münster 1987, S. 27–38; Jürgen Kloosterhuis, „Westfaleneid" und „Peines de Coeur" – Vorgaben für Vinkkes Landratsamt, in: Hans-Joachim Behr/Jürgen Kloosterhuis (Hrsg.), Ludwig Freiherr Vincke. Ein westfälisches Profil zwischen Reform und Restauration in Preußen, Münster 1994, S. 19–34.

8 Bernhard von Poten, Art. Ribbentrop, Friedrich von, in: ADB 28 (1889), S. 398–402; Rolf Straubel, Biographisches Handbuch der preußischen Verwaltungs- und Justizbeamten 1740–1806/15, München 2009, S. 804 f.

9 Otto Hintze, Preußische Reformbestrebungen vor 1806, in: ders., Regierung und Verwaltung, Göttingen 1967, S. 504–529.

10 Vgl. Wilfried Reininghaus, Die Stadt Iserlohn und ihre Kaufleute (1700–1815), Dortmund 1995, S. 466–472.

die mehr als einhundert Jahre nach den Jubiläumsschriften von 1909 ein Desiderat ist.[11] Auf eine Quellenkritik der statistischen Erhebungen auf Provinzialebene wird hier verzichtet; dies soll einer in Arbeit befindlichen Historischen Statistik für Minden-Ravensberg zwischen 1718 und 1806 vorbehalten bleiben.

1. Die Historischen Tabellen und andere Statistiken in Minden-Ravensberg seit 1718

Die Anfänge der Statistik im preußischen Gesamtstaat und in den einzelnen Provinzen gehen in die ersten Jahre der Regierungszeit von König Friedrich Wilhelm I. zurück.[12] Mehrere Motive für die Erhebung der Daten spielten zusammen. Zum einen sollte die Zahl der Untertanen in den Städten und auf dem platten Land erfaßt werden, zum anderen sollten die Bevölkerungstabellen dazu dienen, eine gerechte Steuerverteilung herbeizuführen. Schließlich konnten Informationen über den Zustand der Fabriken und Manufakturen die gewerbliche Leistungsfähigkeit der einzelnen Provinz belegen. Hieraus ergaben sich für alle Provinzen, so auch für Minden-Ravensberg, spezifische Formen der statistischen Erhebungen. Gemäß der wirtschaftspolitisch erwünschten strikten Trennung von Stadt und Land wurden die „Historischen Tabellen" für beide Bereiche getrennt und nach unterschiedlichen Formularen erhoben. 1719 setzten die Historischen Tabellen für die Städte in Minden-Ravensberg ein. Aus dem Jahr 1722 liegt die älteste Tabelle für das platte Land vor. Ein 1718 nachgewiesener „Zustand der Fabriken und Manufakturen für Ravensberg" begründete keine kontinuierliche Reihe; jedenfalls sind nach 1718 lange, nämlich bis 1777 keine weitere eigenen „Fabrikentabellen" nachgewiesen. Die „Historischen Tabellen" wurden mehrfach erweitert.

11 H. Tümpel (Hrsg.), Minden-Ravensberg unter der Herrschaft der Hohenzollern. Festschrift zur Erinnerung an die dreihundertjährige Zugehörigkeit der Grafschaft Ravensberg zum brandenburgisch-preußischen Staat, Bielefeld/Leipzig 1909; Philipp Koch, Licht auf lange Schatten borussischer Historiographie. Karl Spannagel und die Geschichte Mindens und Ravensbergs, in: Westfälische Forschungen 59 (2009), S. 353–378; ders., Wirtschaftlicher Niedergang einer ausgebeuteten Provinz? Brandenburg-Preußen und das Fürstentum Minden im Merkantilismus bis um 1750: ein Forschungsaufriß, in: Mitteilungen des Mindener Geschichtsvereins 82/83 (2010/2011), S. 7–43.

12 Behre (wie Anm. 5), S. 168 f.

Erstmals fand 1730 eine Überarbeitung statt, die in einem neuen Schema mündete.[13] Ein weiteres Mal wurden 1748 neue Formulare vorgegeben, zwei Jahre später dann die jährliche Erstellung der Historischen Tabellen verbindlich gemacht, die bisher nur alle drei Jahre einzuliefern waren. Für Minden-Ravensberg und andere Provinzen ist in den erhaltenen „Historischen Tabellen" eine Lücke während des Siebenjährigen Krieges zwischen 1758 und 1763 festzustellen. Die dann in Minden-Ravensberg 1763 erhobenen „Tabellarischen Nachrichten" für Städte und plattes Land waren darauf angelegt, den aktuellen Zustand mit der Zeit vor dem Krieg zu vergleichen.[14] Bald darauf, 1766, wurden die Land- und Steuerräte angehalten, „Kreisgrundtabellen" zu führen. Inzwischen war die Menge der neben den Historischen Tabellen zu führenden Statistiken auf ein Vielfaches angewachsen.[15] Die Anweisung des Generaldirektoriums an die Mindener Kammer aus dem Jahr 1767, ein Historisches Taschenbüchlein nach dem Vorbild der Provinz Ostfriesland anzulegen, löste vermutlich keine Begeisterung in Minden und den nachgeordneten Behörden aus. Es dauerte mehr als ein Jahr, ehe im Sommer 1768 alle lokalen und regionalen Daten zusammengestellt waren. Die im Entwurf unter den Mindener Kammerakten erhaltenen „Taschenbüchlein" der Jahre 1768 bis 1770 umfaßten zwar das Fürstentum Minden sowie die Grafschaften Ravensberg, Tecklenburg und Lingen, separierten aber unverändert Stadt und Land.[16] Für den internen Dienstgebrauch stellte der Kammerkalkulator Johann Georg Manger 1770 zwei weitere Taschenbücher „Von dem Zustande in den Fürstentümer Minden und der Grafschaft Ravensberg" zusammen.[17] Sie dienten offenbar als eine Art Vademecum für die weiteren statistischen Arbeiten in der „Kalkulatur" der Mindener Kammer. Anlaßbezogen mußten oft schnell statistische Information nach Berlin übermittelt werden. Als z. B. 1772 der neu für die Westprovinzen zuständige Minister von der Schulenburg-Kehnert Minden-Ravensberg besuchen wollte, benutzte Kammerpräsident von Breitenbauch die vorhandenen Tabellen,

13 Ebd., S. 173–176.

14 Landesarchiv Nordrhein-Westfalen Abteilung Westfalen, Münster (künftig LAV NRW W) Kriegs- und Domänenkammer (KDK) Minden 42. Der Aktenband stammt ursprünglich aus der Königlichen Bibliothek zu Berlin.

15 Vgl. Karl Heinrich Kaufhold/Uwe Wallbaum (Hrsg.), Historische Statistik der preußischen Provinz Ostfriesland 1744–1806, Aurich 1998, S. 4–6.

16 LAV NRW W KDK Minden 1200.

17 LAV NRW W Msc. VII Nr. 2426, 2437.

um die gewünschten Daten zu liefern. Er verband dies im übrigen mit einem Promemoria „Zur Verbesserung des Nahrungsstandes" vom 17. Juli 1772, in der deutlich Kritik geübt wurde an einer Wirtschafts- und Sozialpolitik, die sich an den mittleren preußischen Provinzen ausrichtete und die Bedürfnisse seines Sprengels überging.[18] Breitenbauch war es auch, der 1787 anläßlich des angekündigten Besuchs von König Friedrich Wilhelm II. im Westen der Monarchie ein weiteres „Tableau" über Minden-Ravensberg erstellen ließ. Wiederum äußerte er sich kritisch über die Benachteiligung von Minden-Ravensberg durch die Berliner Politik: „Das Commercium wird durch die sogenannten Binnenlandzölle sehr genirt und die Untertanen offt den Plakkereyen gewinnsüchtiger Bedienter ausgesetzt".[19] Auf der Grundlage dieser nach Berliner Vorgaben angewachsenen Provinzialstatistik konnte Weddigen 1790 mit Unterstützung aus der Mindener Administration seine zweibändige „Historisch-geographisch-statistische Beschreibung der Grafschaft Ravensberg" veröffentlichen.[20] Ein Jahr später stellte die Kriegs- und Domänenkammer ein Taschenbuch über „Topographie und Statistische Nachrichten" zusammen, das in Minden verblieb.[21] Unterdessen lief die „Produktion" der Historischen Tabellen sowie der General-Fabriken- und Manufakturen-Tabellen auf Ebene der mittleren und unteren Behörden weiter. Darüber waren weitere Erhebungen zu vielen Aspekten fällig, die auf gesamtstaatlicher Ebene interessierten. Am Ende des 18. Jahrhunderts mußten die Landräte in Minden-Ravensberg im Laufe eines Jahres 48 und die Steuerräte 51 Tabellen an die Kriegs- und Domänenkammer einsenden.[22] Vor diesem Hintergrund kann nicht überraschen, daß beim Regierungsantritt des neuen Monarchen 1797/98 der Reformbedarf und der Wunsch nach einer Vereinfachung des Geschäftsgangs die Spitze des Staatsapparates erreicht hatte.

18 LAV NRW W KDK Minden 61 (Breitenbauchs Promemoria ebd., fol. 163–169).

19 LAV NRW W KDK Minden 62, Zitat fol. 15v.

20 Peter Florens Weddigen (Hrsg.), Historisch-geographisch-statistische Beschreibung der Grafschaft Ravensberg in Westphalen, 2 Bde., Leipzig 1790; zu ihm vgl. Frank Stükkemann, Peter Florens Weddigen. Ein vergessener Publizist der Aufklärungszeit, in: 93. Jahresbericht des Historischen Vereins für die Grafschaft Ravensberg 2008, S. 35–90.

21 LAV NRW W Msc. VII 2425. Das Taschenbuch wurde 1828 vom Regierungsrat Leopold von Hohenhausen an die „Westphälische Gesellschaft für vaterländische Kultur" abgegeben und gelangte von dort später an das Staatsarchiv nach Münster.

22 LAV NRW W KDK Minden 1205.

2. Leitideen des Reskripts vom 13. März 1798

Eine inhaltliche Analyse des am 13. März 1798 erlassenen Reskripts (Text in Anhang 1) muß bei der scheinbar banalen Tatsache ansetzen, daß das Generaldirektorium die Kriegs- und Domänenkammern darüber unterrichtete, daß der König die Immediatfinanzkommission eingesetzt hatte. Diese Nachricht wäre nicht erwähnenswert, wenn sie nicht in Berlin nur einem engen Kreis um den König bekannt gemacht worden wäre. „Vor den Augen der übrigen Welt blieb dieses Ereignis, wie es auch der König gewünscht hatte, zunächst ein Geheimnis".[23] Die relativ vage Erwähnung der Kommission im Reskript mag diesem Umstand geschuldet gewesen sein. Allerdings war der Mindener Kammerpräsident Stein durch Minister Heynitz über die Kommission unterrichtet.[24] Von Stein ist eine auf Minden, den 18. März 1794, datierte Denkschrift zur Instruktion vom 19. Februar 1798 in den Akten der Kommission überliefert.[25] Das Reskript erwähnte weiterhin, daß eine „genaue Tabelle und Nachweisung über den Zustand unserer sämtlichen Staaten [sc. Provinzen]" vom König aufgegeben sei.

Das Generaldirektorium machte im Reskript seinem Unmut über die geringe Aussagekraft der aktuell verfügbaren Tabellen Luft. Nach einem Dreivierteljahrhundert der ständigen Ausdehnung und Veränderung der amtlichen Statistik barg diese Aussage Sprengkraft. Denn sie war kaum etwas anderes als eine Bankrotterklärung der Zentralbehörde, die die Sammlung der Informationen selbst veranlaßt hatte. Das Generaldirektorium übte deshalb einige Selbstkritik, denn es gab zu, daß zu viele Tabellen erhoben wurden und diese zudem wegen der Aggregierung fehleranfällig waren. Für die Kriegs- und Domänenkammer Minden hieß dies: Um zu einer Generaltabelle für die gesamte Provinz zu gelangen, mußten Daten für Stadt und Land und für Minden, Ravensberg, Tecklenburg und Lingen jeweils aufaddiert werden. Das Generaldirektorium sprach auch eine externe Fehlerquelle an. Die Bewohner der Provinzen besaßen aus Berliner Sicht eine „unrichtige

23 Petzold (wie Anm. 2), S. 2; Kittstein (Anm. 1), S. 184–204 zum mangelnden Vertrauen gegenüber der Öffentlichkeit

24 Vgl. Wolfhard Weber, Innovationen im frühindustriellen deutschen Bergbau und Hüttenwesen: Friedrich Anton von Heynitz, Göttingen 1976, vor allem S. 181–189 (seine Vorstellungen zu Planung und Gesellschaft) und 192–194 (Einfluss auf Stein).

25 Petzold (wie Anm. 2), S. 10. Diese Denkschrift fehlt bei Erich Botzenhart (Bearb.), Freiherr vom Stein, Briefe und amtliche Schriften, Bd. 1, Stuttgart 1957.

Vorstellung" vom Nutzen der amtlichen Statistik. Sie standen ihr mißtrauisch gegenüber und leiteten – angeblich – mit falschen und verweigerten Angaben die Behörden in die Irre.

Weiter: Das Generaldirektorium plante, die Tabellen in „Form und Zahl" zu verändern „und das Geschäft für die Folge möglichst zu simplifizieren". Zur Vorarbeit für eine solche Reform waren die Kriegs- und Domänenkammern aufgefordert. Sie sollten die bisher in ihrer Zuständigkeit erhobenen Tabellen als Blankett unausgefüllt nach Berlin senden. Darüber hinaus wurde der Kammer vorgegeben, bei der Erhebung der Daten mehr Sorgfalt aufzuwenden. Insbesondere die Land- und Steuerräte standen im Verdacht, „nur ein Product des Schlendrians" zu liefern und die Erhebung subalternen Bedienten zu überlassen. Das Generaldirektorium gab neue Formulare für die Historischen Tabellen für Stadt und Land, für den Viehstand und die Produktentabelle vor. Wer es an Genauigkeit fehlen ließ, mußte mit einer Strafe rechnen.

Die geplante Statistikreform bezog sich auf weitere konkrete Einzelerhebungen. Der Landwirtschaftsstatistik mangelte es an Vergleichbarkeit auf gesamtstaatlicher Ebene, weshalb die Produktentabelle sich auf die Relation Aussaat zur Ernte konzentrierte. Wegen der saisonalen Zufälle legte sie auf einen drei- oder sechsjährigen Durchschnittswert an. Die ganze Unsicherheit der vormodernen Landwirtschaftsstatistik klingt im Reskript durch. Erst nach 1900 sollte die Agrarstatistik an Zuverlässigkeit gewinnen.[26] Immerhin war dem Generaldirektorium die Wechselwirkung zwischen dem Anbau von Kartoffeln und dem Getreideverbrauch aufgefallen.[27] Es verlangte nur ungefähre Schätzwerte über den Pro-Kopf-Verbrauch an Getreide in den Kreisen. Für die Forsten sollten private Eigentümer befragt werden, um den Bedarf der Provinz an Bau- und Brennholz grob zu veranschlagen.

Schließlich entsprach das Reskript der Bitte des Königs, die Jahre 1786 und 1797 miteinander zu vergleichen. Mit anderen Worten sollte eine Bi-

26 Kaufhold/Wallbaum (Hrsg.) (wie Anm. 15), S. 18 f.; vgl. Peter Quante, Die Zuverlässigkeit der deutschen Anbau- und Erntestatistik unter besonderer Berücksichtigung der preußischen Verhältnisse, in: Zeitschrift des Preussichen Statistischen Landesamts 64 (1924), 3./4. Abtl., S. 1–70.

27 Vgl. Bernd-Wilhelm Linnemeier (Hrsg.), Landwirtschaft im nördlichen Westfalen um 1800. Eine Untersuchung des Freiherrn vom Stein aus seiner Mindener Amtszeit, Münster/New York 1994, S. 21 f. zum Kartoffelanbau in Minden-Ravensberg.

lanz der Regierungstätigkeit seines Vaters erstellt werden. Bei diesen Vergleichen räumte das Generaldirektorium mögliche Differenzen ein. Hieraus sollten keine Vorwürfe erwachsen. Vielmehr verhieß es, Personen, die sich besonders auszeichnen, dem König zu empfehlen.

3. Die Umsetzung des Reskripts in Minden-Ravensberg

Für die Erledigung der angekündigten Arbeiten hatte das Generaldirektorium eine Frist von drei Monaten gesetzt. In Minden übernahmen die Kriegs- und Domänenräte Ribbentrop und Eberhard Friedrich Bacmeister (1750-1820) die weitere Bearbeitung des Aufträge aus dem Reskript.[28] Ribbentrop veranlaßte zunächst das Rechnungsdepartement der Kammer, eine Übersicht über die „bisher in der Provinz aufgenommene, theils beym Generaldirectorio, theils aber der Cammer übergebene Tabellen anzufertigen".[29] Die Tabellen sollten anschließend revidiert und dann binnen 14 Tagen Kammerdirektor Hass (1742–1817)[30] zur weiteren Prüfung übergeben werden. Dem vergleichsweise jungen Ribbentrop waren mit Bacmeister und Hass damit zwei erfahrene Beamte der Kammer an die Seite gestellt worden. Ribbentrop, der 1797 von Hamm nach Minden versetzt worden war, erwog, eine für die Grafschaft Mark vorgesehene Klassifizierung der Tabellen anzuwenden. Dort unterschied man nach „ökonomischen", „technologischen" sowie „Polizei- und Finanztabellen". Die „ökonomischen Tabellen" umfaßten die Produktentabellen, als die Erträge der Landwirtschaft" einschließlich Hopfen, Schafstand und Obstbaumzucht. Unter „technologischen" Tabellen verstand man die Fabrikentabellen und die Übersicht über die Einfuhr und Verarbeitung schlesischer Wolle. Die umfangreichste Sammlung erschien unter „Polizei- und Finanztabellen", nämlich die Historischen Tabellen, Tabellen zur Bevölkerung und Siedlung, Vasallen, zur öffentlichen Verwaltung und zum Militär. Wenn wir einen Seitenblick auf das andere preußische Territorium in Westfalen werfen, so bleibt festzustellen, daß diese Klassifizierung

28 Zu Ribbentrop siehe oben Anm., zu Bacmeister vgl. Straubel (wie Anm. 8), S. 34.

29 LAV NRW W KDK Minden 1209, fol. 26–29v, Zitat 26.

30 Zu Johann Ernst Philipp Hass vgl. Straubel (wie Anm. 8), S. 385.

offenbar in Hamm (und auch in Minden) nicht zur Anwendung kam.[31] Offenbar machte man sich aber in beiden Kammern darüber Gedanken, wie die Statistiken sinnvoll gegliedert werden konnten. Ribbentrop beauftragte Rechnungsrat Pietzcker damit, innerhalb von drei Tagen Schemata für die Historischen Tabellen, den Viehstand und die Produktentabellen zu entwerfen. Er stand den Ergebnissen der jüngsten Erhebung für die Historischen Tabellen kritisch gegenüber und hielt es für notwendig, Proben zur Genauigkeit vorzulegen.

Eine Woche nach dem Eingang des Reskripts hatten Ribbentrop, Bacmeister und Hass eine „Instruktion zur Aufnahme der historischen statistischen und Producten-Tabellen" entworfen, die sie den nachgeordneten Behörden zuleiteten.[32] Sie wiederholten in Kurzform das Berliner Reskript vom 13. März 1798 und betonten „den heilsamen Endzweck der Brauchbarkeit" dieser Tabellen für die „öffentliche Verwaltung". Zielgruppe der Mindener Instruktion waren die Land- und Steuerräte, die Steuereinnehmer („Kontributionsrezeptoren"), die Magistrate und die Akziseinspektoren. Sie wurden in die Pflicht genommen, „mit speculativischer Thätigkeit[33] und Eifer zum Werk [zu] schreiten"; für jeden Fehler sollte der Verantwortliche zur Rechenschaft gezogen werden. Um Einheitlichkeit herzustellen, ergingen folgende Regeln im einzelnen:

1.) Wegen der zu Berlin gesetzten Frist von drei Monaten sollten die Land- und Steuerräte alle Tabellen in zwei Monaten an die Kammer liefern. 2.) Mit der Ersterhebung der Historischen und der Viehstandstabellen wurden die Steuereinnehmer, die die Magistrate und Akziseinspektoren beteiligten, beauftragt. Bei großen Bezirken konnten „tüchtige Subjekte nach vorheriger Approbation" hinzugenommen werden. Dieser Vorschlag ging auf Ribbentrop zurück, um so den vorhandenen Beamtenapparat nicht weiter zu belasten. 3.) Die Verantwortlichen sollten sich selbst ein Bild machen „und sich damit nicht begnügen, was ihnen die Einwohner gelegentlich oder während

31 Zu den Historischen Taschenbüchern für die Grafschaft Mark 1797 und 1804 vgl. Wilfried Reininghaus/Jürgen Kloosterhuis (Bearb.): Das „Taschenbuch Romberg". Die Grafschaft Mark in der preußischen Statistik des Jahres 1804, Münster 2001 (zur Gliederung 1797, S. 256 f.).

32 LAV NRW W KDK Minden 1209, fol. 32–37.

33 Im Original (ebd., fol. 32) unterstrichen. *Spekulativisch* klingt heute negativer als bei den Zeitgenossen, die das Wort als Synonym für Rechenhaftigkeit gebrauchten.

des Geschäfts vorsagen, sondern sowohl in den Städten als auf dem platten Land Haus vor Haus gehen".[34] 4.) Verschwieg ein Untertan mit Absicht Angaben zu Personen oder Vieh in seinem Haushalt, drohte ihm eine Strafe von 16 oder acht Groschen. 5.) Die Pfarrer („Prediger") der einzelnen Gemeinden mußten an der Erhebung mitwirken und die Kirchenbücher öffnen. Hierzu hatte sich die Kammer mit der Regierung in Minden abgestimmt. 6.) Detaillierte Anweisungen wurden für die Aufnahme der Militärpersonen erlassen, um Ungenauigkeiten, u.a. wegen der „herannahenden Exercirzeit in der Garnison" zu vermeiden. 7.) Zur Produktentabelle wiederholte die Kammer die Berliner Vorgaben für die Ermittlung von mehrjährigen Durchschnitten. Eine gewisse Reserve gegenüber dem Wunsch der Zentrale meint man zu spüren, weil jegliche eigene Handlungsanweisung für den Sprengel fehlte. 8.) Für die Forsttabellen galt gleiches. 9.) Abschließend wurde den Land- und Steuerräten aufgetragen, die in ihren Registraturen befindlichen Vasallentabellen, Mortalitätslisten und sonstigen Privatnachrichten mit den Erhebungen abzugleichen, um Zweifel auszuräumen und bei Bedarf weitere Recherchen anzustellen. Erwartet wurde von ihnen, daß sie „mit einem raisonnierenden Bericht nach vorheriger Durchsicht des Calculi" die Historischen Tabellen an die Kammer einsandten. Sie waren gehalten, Differenzen gegenüber der letzten Aufnahme der Tabellen zu begründen. Mit dieser Vorgabe setzte sich die Kammer über die Berliner Vorgabe hinweg, die solche Abweichungen erwartete und nicht näher begründet sehen wollte. 9.) Für die Tabellen, die ausschließlich zum platten Land erhoben wurden, verfaßten die drei Kammerräte eine kürzere Anweisung. Beim Viehstand sollte die Zählung jener Rinder, die als Arbeits- und Zugtiere eingesetzt wurden, von der derjenigen, die zu Mast, Handel und Schlachtung bestimmt waren. Für die Gewerbezählung auf dem platten Land gab die Kammer ein eigenes Schema aus.

Diese Instruktionen für den Bereich der Kriegs- und Domänenkammer Minden ist hier ausführlich wiedergegeben worden, weil ansonsten für das 18. Jahrhundert kaum etwas über die Durchführung von Volks-, Gewerbe- und Viehzählungen auf den unteren Ebenen bekannt ist. Wer die ausdrückliche Ermahnung liest, von Haus zu Haus zu gehen und gar die Nachbarn

34 LAV NRW W KDK Minden 1209, fol. 33.

zwecks Kontrolle zu befragen, wird allerdings weder die ältere noch diese Erhebung für zuverlässig halten.

Schon im April 1798 zweifelte Bacmeister an, ob der Termin 1. Juli 1798 eingehalten werden könne.[35] Er sollte Recht behalten. Berlin selbst drosselte das Tempo. Ein weiteres Reskript des Generaldirektoriums vom 3. Juni 1798 war von der Erkenntnis geprägt, daß ein unziemliches Drängen schädlich sei.[36] Der Kammer wurde mitgeteilt, daß „äußerste Genauigkeit und Zuverlässigkeit" wichtiger als Schnelligkeit sei und man sich „mit dieser Arbeit nicht zu sehr übereilen" solle. Das Generaldirektorium gewährte eine Verlängerung bis Mitte August 1798. Aber auch diese Frist hielt die Mindener Kammer nicht ein. Am 13. November 1798 wurde sie daher aus Berlin erstmals gemahnt. Kammerpräsident Stein konterte in einem Bericht vom 29. November „citissime" mit der Gegenfrage, ob zugleich neben den regulären Historischen Tabellen die aufgrund der März-Instruktion erhobenen Tabellen eingereicht werden sollten. Den regulären Tabellen könnten „nicht von der Vollständigkeit seyn" wie die „durch besonders dazu angestelte Commissarien".[37] Tatsächlich gewährte Berlin Dispens für die regulären Historischen Tabellen, die zum Jahresende 1798 hätten erhoben werden müssen.

Für die Verzögerung im Ablauf war nicht zuletzt Stein selbst verantwortlich. Er hatte am 4. November 1798 einen weiteren Prüfgang in der Kammer angeordnet.[38] Allerdings waren zu diesem Zeitpunkt immer noch nicht alle Informatioen eingesammelt. So erhielt der junge Landrat Vincke eine förmliche Rüge, weil er für mehrere Ortschaften und Adelssitze seines Sprengels gar keine oder fehlerhafte Daten geliefert hatte.[39] Stein wollte mit einer doppelten Revision sicherstellen, daß die „vorgeschriebenen Formen und Wahrnehmungsarten" eingehalten wurden. Zugleich beabsichtigte er, die Tabellen zusammentragen zu lassen und daraus „allgemeine Resultate abzuleiten".

35 Ebd., fol. 110.

36 Ebd., fol. 127.

37 Ebd., fol. 148.

38 LAV NRW W KDK Minden 1209, fol. 134-135 (vgl. Anhang Nr. 2), daraus die folgenden Zitate.

39 Ebd., fol. 140–140v. Leider sind aus der Zeit der Mitarbeit an den statistischen Tabellen keine Tagebücher von Vincke erhalten.

Für das erstgenannte Vorhaben setzte er drei kleine Prüfgruppen ein. Die Daten für das Fürstentum Minden wurden Bacmeister gemeinsam mit dem bewährten Rechnungsrat Pietzcker übertragen. Für die Grafschaft Ravensberg setzte Stein den als reformfreudig geltenden Kriegs- und Domänenrat Peter Friedrich Hoffbauer (1751–1823) ein, auf dessen Expertise er sich mehrfach in seinen Stellungnahmen zur Lage der Bauern in Minden-Ravensberg stützte.[40] Auch Hoffbauer erhielt mit Stahlknecht einen Assistenten aus dem übrigen Personal der Kammer. Für Tecklenburg und Lingen sah Stein mit dem gebürtigen Lipper Georg Moritz von Blomberg (1770-1818) einen soeben erst examinierten Assessor vor, der ein Jahr später Landrat in Tecklenburg wurde. Blomberg hatte zu diesem Zeitpunkt bereits einige Dichtungen anonym zum Druck gebracht. 1816 sollte er den Prolog bei der Huldigung der neuen Provinz Westfalen verfassen.[41] Unterstützung erfuhr Blomberg durch den Kreisschreiber Cruel aus Hiddenhausen, der sich für seinen Bereich, die Ämter Sparrenberg und Enger, einige Gedanken über die Erfassung des Zahlenmaterials gemacht und sogar eigene Formulare entworfen hatte.[42] Seine Mitwirkung in dieser späten Phase bedeutete zweifellos eine Auszeichnung durch den Kammerpräsidenten. Neben dieser ersten Suprarevision der Zahlen wurden drei weitere Personen daran gesetzt, Stichproben zur Kontrolle zu ziehen. Stein übertrug diese Aufgabe jungen Beamten.[43] Ludwig Freiherr Vincke wurde im Bezirk des Landrats Dietrich Ludwig von Korff, also in den Ämtern Reineberg und Rahden, eingesetzt, der fast gleichaltrige Carl Adolph Wilhelm von Ledebur (1773-1848)[44] in den Ämtern Limberg und Vlotho des Landrats Georg Wilhelm von Quernheim. Für Herford, Minden oder Petershagen war ein Kammerassessor von Zimmermann vorgesehen, der nicht weiter nachgewiesen werden konnte. Blomberg mußte für Tecklenburg-Lingen Stichproben selbst vornehmen.

Die von Stein angestrebte Auswertung des Materials galt einer bemerkenswerten, im heutigen Sinne volkswirtschaftlichen Analyse. Der Kammer-

40 Straubel (wie Anm. 8), S. 430.

41 Ebd., S. 92; Walter Gödden/Iris Nölle-Hornkamp (Hrsg.), Westfälisches Autorenlexikon 1750 bis 1800, Paderborn 1993, S. 46.

42 LAV NRW W KDK Minden 1209, fol. 124–126v.

43 Vgl. die Bestallungen in ebd., fol. 136–138v.

44 Straubel (wie Anm. 8), S. 560.

präsident wollte dazu mehrere der soeben gewonnenen und aus seiner Sicht zuverlässigen Zahlen zueinander in Beziehung setzen:

Erstens wollte Stein Produktion und Konsum seiner Provinz miteinander vergleichen. Dahinter stand die Frage, ob Minden-Ravensberg autark oder auf Importe angewiesen war. Als Verantwortlicher für die Versorgung der in Norddeutschland stehenden Armeen mit Getreide hatte Stein ein zentrales Interesse an dieser Relation. *Zweitens* zeigte das Verhältnis der landwirtschaftlichen Produktion zur Aussaat die Produktivität des Agrarsektors in der Provinz an. Hieran knüpften vielfältige Überlegungen zur Modernisierung der Landwirtschaft an. *Drittens* wollte Stein die Bevölkerung zur Wohnfläche und zur Ackerfläche in Beziehung setzen. Es ging um die Bevölkerungsdichte, den Spielraum für Siedlungen und die Intensivierung des Agrarsektors. In jenem Jahr 1798 veröffentlichte der englische Pfarrer Thomas Robert Malthus den „Essay on the Principle of Population", dessen Thesen von der drohenden Überbevölkerung breit, auch außerhalb der britischen Inseln diskutiert wurden.[45] Stein dürfte mindestens mit der Problematik vertraut gewesen sein und fragte deshalb nach Material, um die Folgen einer wachsenden Bevölkerung in seiner Provinz abschätzen zu können. *Viertens* interessierte sich Stein für die Relation zwischen Agrar- und gewerblichem Sektor sowie für den Anteil der ländlichen an der gesamten Bevölkerung. Wegen der Gewerbe- und Akziseverfassung bedurfte die Ausbalancierung zwischen Stadt und Land besonderer Beachtung. Wahrscheinlich hatte Stein die Beobachtung eines wachsenden Landhandwerks gemacht, so daß sich u.a. die Frage nach Sinn und Zweck der Zunftbindung des Gewerbes neu stellte. *Fünftens* wollte Stein die Steuerquote ermitteln, indem er die „ganze Masse öffentlicher Abgaben" auf die Gesamtbevölkerung bezog. Die Frage, welche Beträge an die Generalkassen in Berlin abflossen, ließ sich schnell zu einer Frage der Selbstverwaltung der Finanzen in den Provinzen ausweiten.

Stein hat mit seinen Überlegungen zur Auswertung der Statistiken Grundlagen für seine späteren Berichte über den Zustand der Provinz geschaffen. In der Einleitung zu dem ersten dieser Art vom 10. März 1801 beruft er sich ausdrücklich auf die Aufnahme der Historischen Tabellen.[46]

45 Thomas Malthus, Das Bevölkerungsgesetz [1798], hrsg. und bearbeitet von Christian M. Barth, München 1979.

46 Pertz (wie Anm. 6), S. 196; Botzenhart (wie Anm. 25), S. 503–524, 504; vgl. auch den Bericht vom 20.6.1802, ebd., S. 541–546.

Auch sein bekannter Bericht über den Zustand der Landwirtschaft im Bereich der Mindener Kammer griff auf die statistischen Sammlungen zurück, beschränkte sich aber nicht auf die statistische Abstraktion, sondern bezog lokale Experten ein.[47]

Die weitere Nutzung des Statistik-Materials durch Stein greift aber vor. Wie ging es mit dem vom Generaldirektorium geforderten Zahlenwerk weiter? Berlin mahnte am 11. Februar 1799 erneut die Einlieferung an und tadelte die Kammer in Minden: „Andere Provinzen haben ihre Obliegenheit längst erledigt".[48] Diese antwortete postwendend, man sei unablässig mit den Generaltabellen beschäftigt gewesen. Tatsächlich traten bei der Revision der Zahlen Differenzen auf, die man gegenüber Berlin nicht offenlegen wollte. Das Urmaterial der Revision ist heute noch vorhanden; darin sind Fehler bei der Addition gut nachzuvollziehen.[49] Nach einer weiteren Mahnung des Generaldirektoriums meldete die Kammer endlich am 19. Mai 1799 Vollzug und überreichte die statistisch-historischen Tabellen gemäß Reskript vom 13. März des Vorjahrs.[50] Die Kammer war gewiß, nunmehr „sichre Kenntnis von der Volkszahl, den verschiedenen Gewerben, dem Viehstand, der Acker- und W(eide-)Fläche mit ihren Producten" zu besitzen und deshalb Informationen beschafft zu haben, ohne die die „speculativischen Cameralisten" nicht arbeiten konnten. Sie betonte auch, wie fehlerhaft bisher die Aufnahme der Historischen Tabellen und wie notwendig es gewesen sei, die Statistik zu reformieren. Das 19. Mai 1799 bedeutete noch nicht das glückliche Ende dieser Angelegenheit, denn Berlin entdeckte Differenzen zwischen 1797 und 1786 und nötigte der Mindener Kammer bis zum nächsten Jahr die weitere Suche nach Fehlern auf.

4. Fazit

Der Blick hinter die Kulissen bei der Produktion statistischer Zahlen am Ende des 18. Jahrhunderts ernüchtert. Die vielen Rechenoperationen und

47 Linnemeier (wie Anm. 27), S. 10 f. Weitere Gutachten Steins zur Lage der Bauern in Minden-Ravensberg bei Botzenhart (wie Anm. 25), S. 475–478.

48 LAV NRW W KDK Minden 1209, fol. 154, 157.

49 LAV NRW W KDK Minden 1206.

50 LAV NRW W KDK Minden 1209, fol. 195–197v.

die monatelangen Nachkorrekturen lassen uns den dann tatsächlich nach Berlin gemeldeten und heute in den Akten erhaltenen Zahlen mit einiger Skepsis entgegentreten. Kenner der preußischen Statistik überrascht dies nicht.[51] Eine ernsthafte Alternative zu den vorliegenden Tabellen gibt es aber nicht. Im Unterschied zu den nicht-preußischen Territorien in Westfalen am Ende des Alten Reiches vermitteln sie brauchbare Schätzwerte. Allerdings müssen – das lehrt die Aktion 1798/99 – die Brüche in den Erhebungsmethoden während des 18. Jahrhunderts und danach bei einer regionalen Auswertung ernst genommen werden. Künftige Überlegungen zur Edition einer Historischen Statistik von Minden-Ravensberg im 18. Jahrhundert müssen sie berücksichtigen.[52]

Ein weiterer Aspekt verdient Beachtung. Stein nahm als Kammerpräsident den Impuls zur Modernisierung anläßlich des Thronwechsels ernst und hoffte auch im Bereich der Statistik auf Neuerungen. Sein eigenes, sich abzeichnendes Reformprogramm hat durch die intensive Auseinandersetzung mit den Daten der Ökonomie 1798/99 gewonnen. Um ihn herum war nicht nur Vincke, der gerne wegen seiner späteren Karriere in den Vordergrund rückt, sondern auch weitere junge Beamte, die sich von ähnlichen Überlegungen wie Stein leiten ließen. Schon deshalb verdient die Verwaltung des Fürstentums Minden und der Grafschaft Ravensberg zur Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert weitere Untersuchungen.

51 Vgl. die Einleitung von Kaufhold/Wallbaum (wie Anm. 15); Karl Heinrich Kaufhold, Das Gewerbe in Preußen um 1800, Göttingen 1978, S. 11–16 sowie jüngst Frank Hoffmann: „Ein den thatsächlichen Verhältnissen entsprechendes Bild nicht zu gewinnen". Quellenkritische Untersuchungen zur preußischen Gewerbestatistik zwischen Wiener Kongress und Reichsgründung, Stuttgart 2013.

52 Der ansonsten verdienstvolle Beitrag von Stephanie Reekers, Beiträge zur statistischen Darstellung der gewerblichen Wirtschaft Westfalens um 1800. Teil 2: Minden-Ravensberg, in: Westfälische Forschungen 18 (1965), S. 75–130 berücksichtigt die inneren Brüche in den Erhebungsmethoden nicht.

5. Anhang[53]

ANHANG 1:
Generaldirektorium an Kriegs- und Domänenkammer Minden, Reskript „wegen der anzufertigenden statistischen Tabellen von den Städten und dem platten Lande", Berlin, 13. März 1798[54]
LAV NRW W KDK Minden 1209, fol. 6-8v

Von Gottes Gnaden Friedrich Wilhelm König von Preussen etc. Unsern gnädigen Gruß zuvor. Veste, hochgelahrte Räthe, liebe Getreue! Wir allerhöchstselbst wollen von dem Zustande unserer sämmtlichen Staaten genau unterrichtet seyn und haben daher befohlen, eine genaue Tabelle und Nachweisung darüber einzureichen. Unter andern wichtigen Gegenständen der Staatswirthschaft haben wir allerhöchstselbst auch diese Angelegenheit einer besonders niedergesetzten Commission zum Zweck vorgeschrieben. Schon hieraus werdet Ihr den Werth abnehmen, welchen wir höchstselbst auf richtige, vollständige, getreue Darstellung des Zustandes der verschiedenen Provinzen setzen und hiernach die Sorgfalt selbst abzumessen wissen, welche jener Zweck und Eurer Pflicht in Ansehung der Bearbeitung erfordern. Unserm General-Directorio ist es nicht unbekannt, daß bisher auf die statistischen Tabellen nicht derjenige Fleiß gewendet worden, welchen die Wichtigkeit der Sache erfordern. Dies liegt theils in der zu großen Anzahl der Tabellen, welche sich successive vermehret haben, theils in der Form, welche füglich das Zusammenziehen mehrerer in eine erlaubt, theils in der unrichtigen Vorstellung, welche die Eingeseßenen der Provinz sich von ihrer Verbindlichkeit zu getreuen Angaben, von dem Zweck und dem Nutzen der statistischen Tabellen machen. Was die Form und Zahl der Tabellen betrift, so behält sich unser General-Directorium vor, hierunter eine zweckmäßige Abänderung zu treffen und das Geschäft für die Folge möglichst zu simplicifiren. Um dies vorzuarbeiten, werdet Ihr hiermit angewiesen, Eurem auf dieses Rescript zu erstattenden Bericht eine Nachweisung sämtlicher bisher

53 Der Buchstabenbestand der beiden Texte im Anhang blieb erhalten; die Interpunktation sowie Groß- und Kleinschreibung sind normalisiert. Vorkommende Personen sind oben nachgewiesen. Heute ungebräuchliche Worte werden in den Anmerkungen erklärt.

54 Ein gleichlautendes Reskript erreichte die Kriegs- und Domänenkammer Hamm; LAV NRW W KDK Hamm 57, fol. 80–83v.

in der Provinz aufgenommenen und theils an Euch, theils an Unser General-Directorium gesandten Tabellen ohne Unterschied und ein unausgefülltes Schema von jeder Tabellen einzureichen.

Was die Eingeseßenen betrift, so habt Ihr schon bei Gelegenheit der jetzigen Aufgaben ihnen die Mittheilung einer Abschrift dieses Rescripts durch die vorgesetzte Provinzial-Behörden eröfnen zu laßen, wie es ihnen bei reiflicher Erwegung der Sache nicht entgehen können, daß bei den wichtigsten Angelegenheiten der Staatswirthschaft die Resultate der statistischen Tabellen zum Grunde gelegt werden müßen, mithin durch unrichtige Tabellen die Maaßregeln und Berechnungen der öffentlichen Administration irregeleitet würden. Dies zu verhindern, ist Pflicht eines jeden Unterthans und daraus erwächst die Verbindlichkeit getreuer Angaben, auf die Forderungen der Regierung. Die Land- und Steuerräthe sowie Ihr selbst müßen aber auch diese wichtige Angelegenheit mit mehrerer Aufmerksamkeit als bisher behandeln. Gewöhnlich laßen erstere durch ununterrichtete subalterne Bedienten, Creis-Ausreuter usw. die Tabellen aufnehmen und bei den Cammern geschiehet das Zusammentragen der Specialien nicht selten ohne Prüfung, so das daraus nur ein Product des Schlendrians entstehet. Wir wollen durchaus bei der jetzigen Aufnahme sowie in der Folge, sobald das Geschäft mehr simplicifirt ist, dies vermieden wissen. Vor jetzt tragen wir Euch auf, nach den beiliegenden Entwürfen die Tabellen auf das laufende Jahr aufnehmen zu laßen, und habt Ihr den Land- und Steuerräten zu eröfnen, daß Ihr, wie Ihr es es auch zu thun angewiesen werdet, einzelne Proben machen laßen würdet, um zu erfahren, ob die Tabellen mit Genauigkeit aufgenommen worden und daß derjenige, welcher hierbei nicht seine Pflicht gethan, sich nicht wundern werde, wenn auf seine Kosten der ganze Creis noch einmal aufgenommen wird. Was nun die beiliegende Entwürfe zu den Tabellen betrift, so muß in Ansehung der Bevölkerung auf die beurlaubten Soldaten gesehen und diese Tabelle daher nicht eher, bis alles von der Revue zurück ist, aufgenommen werden.

In Ansehung der Produkten-Tabelle ist der Zweck, den Ertrag jeder Provinz wenigstens ohngefehr berechnen zu können. Da wir allerhöchstselbst jetzt eine Übersicht der Würklichkeit verlangen, die Aussaat aber sowenig wie der Ertrag in jedem Jahr gleich ist, ist die Aufzeichnungen der diesjährigen Aussaat etc. zum Zweck nicht hinlänglich; es müßen vielmehr die Colonnen der Produkten-Tabellen nach einem 6jährigen oder 3jährigen Durchschnitt

ausgefüllt, die Special-Tabellen aber, worauf der Durchschnitt sich gründet, beigelegt und die Jahre bennant werden. Um der Berechnung des Ertrags und der Consumtion näher zu kommen (die Consumtion der Städte wird nach den Accise-Registern controllirt werden), habt Ihr in Eurem Berichte über folgende Fragen bestimmte und wohl überdachte Auskunft zu geben:

Das wievielste Korn wird in jedem Creise der Provinz (welche zu benennen), also das wievielste im Durchschnitt der Provinz von jeder Getreideart (welche zu benennen) geärndtet?

Da die bisherigen Angaben nach den guten, mittelmäßigen oder schlechten Erndten, je relativer dieser Begriff nach Verschiedenheit des Boden ist (da das, was hier gute Erndte bewürkt, anderswo eine schlechte erzeugt), desto unzuverläßiger ausgefallen, so habt Ihr creisweise zu bemerken, wie der Körner-Ertrag sich in nassen Jahren gegen dürre verhalte und wies dies in Verbindung mit dem ohngefehren Flächen-Inhalt der hohen gegen die niedrigen Ländereien der Ertrag der Provinz ändere.

Die durch den Kartoffel-Bau so sehr geänderte Getreide-Consumtion ist noch schwieriger zu bestimmen, indeßen wird sich ohnegefehr angeben lassen, wieviel nach den besonderen Verhältnissen jedes Creises die Consumtion auf jeden Kopf zu schätzen und wieviel das arbeitende Vieh erfordere. Wenn die Präsidenten und Landräthe, wie man voraussetzt, Lust und Eifer haben, in diese Berechnungen zu entriren, so werden sie ihre Bekanntschaft mit eigener oder andrer Eingeseßenen Güthern nutzen können, um aus Wirtschaftsrechnungen Probe-Überschläge zu machen, welche der Wahrheit ziemlich nahe führen.

Ein wichtiger Gegenstand in der Produkten-Tabelle sind noch die Forsten. Je mehr die Versorgung der Provinzen mit Bau- und Brennholz die öffentliche und allgemeine Aufmerksamkeit erregt, desto nötiger ist es zu wißen, auf wieviel hierbei in Ansehung der Privatgüther wird gerechnet werden können. Ein dergleichen auf Wahrheit gegründer Calcül kann nie den Eigenthümern schaden, in mehrerer Rücksicht aber Vortheil bringen. Wie rechnen daher sehr darauf, daß die Guthseigenthümer auch hierin den Wahrheit überall getreu bleiben werden.

Endlich verlangt Unsere allerhöchste Person, über die in den beiliegenden Entwürfen zu den Tabellen bemerkte Gegenstände eine Balance, wie in den alten Provinzen das Verhältniß zwischen dem Jahr 1786 und 1797 gewesen. Ihr habt also auch diese nach den bisher aufgenommenen Tabellen

zu entwerfen. Es kann leicht seyn, daß hiernach eine beträchtliche Differenz gegen die jetzt mit Genauigkeit zu entwerfende Tabelle entstehet. Ihr dürft aber deshalb keine Vorwürfe fürchten, weil wir nur von jetzt an die Tabellen richtig geführt wißen wollen, die sich etwas ergebende Fehler der vorigen aber übersehen werden. Wir empfehlen nun diese wichtige Angelegenheit Euch und Eurem Praesidio und werden wir diejenigen, welche sich dabey auszeichnen, Unserer Allerhöchsten Person besonders benennen. Um die Arbeit zweckmäßig zu machen, wird Euch vom Tage des Empfangs dieses Rescripts drei Monate Zeit gegeben, und habt Ihr Eure desfalsige Berichte zu Erbrechung unseres General-Lieutenants und Geheimen Etats-Ministers Grafen von der Schulenburg zu addressiren.

V(on) Blumenthal; (von der) Schulenburg; Heinitz; v(on) Werder; v(on) Arnim; Struensee; Schroetter.

ANHANG 2:

Kammeroberpräsident Stein an Kriegs- und Domänenkammer Minden zur Revision und zur Auswertung der historisch-statistischen Tabellen, Minden, 4. November 1798

LAV NRW W KDK Minden 1209, fol. 134–135 (Ausfertigung); am Rand Textverluste

Die historisch-statistischen Tabellen des größten Theils der Provinz sind nunmehr bereits eingereicht, und wird es nunmehr erforderlich sein, a) ihre Wahrheit und ihre Uebereinstimmung mit denen vorgeschriebenen Form[en] und Wahrnehmungsart zu prüfen, b) ihre Zusammentragung zu veranstalten und die sich ergebende allgemeine Resultate daraus zu ziehen und aufzustellen. Um aber diese Geschäfte mit der gehörigen Gründlichkeit und Geschwindigkeit zu bearbeiten, wird es nöthig sein, sie unter mehreren, mit denen inneren Provincialverhältnissen bekannte Geschäftsmänner zu vertheilen und würde die Bearbeitung der Provinz Minden und der Generalien des ganzen Tabellengeschäftes dem Herrn Krieges- und Domänenrath Bacmeister und unter ihm dem Herrn Rechnungsrath Pietzcker, der Grafschaft Ravensberg dem Herrn Kriegs- und Domainenrath Hoffbauer und nach dessen Vorschriften und Anweisungen dem Assistenten Stahlknecht, der Grafschaft Lingen und Tecklenburg dem Herrn Assessor von Blomberg

und unter seiner Leitung dem Assistenten Crull aufgetragen und die Beendigung des ganzen Geschäftes binnen sechs Wochen empfohlen werden.

Die nunmehr vorzunehmende Arbeiten wären: a) die Untersuchung der Tabellen in Ansehen der Form und der Uebereinstimmung des dabei beobachteten Verfahrens, mit denen in dem Regulativ-Rescript d(e) d(ato) Berlin, den 13. Maerz 1798 und den Instructionen d(e) d(ato) Minden, den 7. April a(nno) c(urrentis)[55] enthaltenen Vorschriften, b) die Revision in Calculo, c) Veranstaltung von Proben in einzelnen Districten, wozu die H(erren) Landräthe in denen benachbarten Districten, z. B. Herr v(on) Vincke im Korffschen Kreiß, H(err) v(on) Ledebur im Quernheimschen, der Herr v(on) Zimmermann in Herford und Minden oder Petershagen zu brauchen seyn würde. Die Proben in Lingen und im Tecklenburgischen müßte Herr von Blomberg selbst vornehmen, d) die vorbereitenden Arbeiten zu der Zusammentragung und der daraus zu ziehenden Resultate, die Verhältnisse der Production zur Consmtion, der Production zur Aussaat, der Menschenzahl zu den bewohnten Area[56] der Provinz, zu der catastrirten[57] und urbar gem[achten] Fläche, das Verhältniß des zum Ackerbau verwandten Viehs zu der cultivirten Fläche, das Verhältniß der Bewohner des Landes zu denen Städten, der ackerbauenden Classe zu den Handwerckern und Fabricanten,[58] das Verhältniß der Menschenzahl zu den einrangirten Cantonisten,[59] endlich die ganze Masse öffentlicher Abgaben, an Contribution[60] und deren Unterabtheilungen, von Cavalleriegeld, Heuerlingsgeld usw., Accise und Servis,[61] Stempel, Salzregal, Domainen-Praestanda,[62] Forst-Revenuen,[63] Intelligenz-Zettul,[64] Kammer- und Aemtersportuln,[65] Natural-

55 Lateinisch: des laufenden Jahres.

56 Lateinisch: Flächen.

57 Durch ein Kataster erfaßt.

58 Hier im Sinne von Gewerbetreibenden.

59 Dienstverpflichtete beim Militär.

60 Ursprünglich Kriegssteuer; im 18. Jahrhundert Steuer der Landbevölkerung.

61 Servis war eine Abgabe, die städtischen Einwohner zu zahlen hatten, in denen keine Soldaten einquartiert waren.

62 Pflichtleistungen aus den Domänen.

63 Einnahmen der staatlichen Forstbehörden.

64 Amtliche Bekanntmachungen erschienen in Intelligenzblättern oder –zetteln, die zu halten einigen Bevölkerungsgruppen zur Pflicht gemacht wurde und die daher wie eine Steuer wirkten.

65 Sporteln sind Gebühren.

Einquartirung und Naturdienstleistung. Hieraus ergeben sich wieder Vergleichungen der Menschenzahl zu den Abgaben in den einzelnen Provinzen, Aemtern und Städten, Verhältniß zwischen der Totalsumme der Abgaben und der nach den Generalcassen in Berlin gehenden Summe.

Von jede[r] Provinz und Krayß würden die allgemeinen Resultate in die General-Tableau gelangen und die zu dessen und der übrigen Tabellen erforderliche Erläuterungen, Darstellung der Materialien in ein besonderes Promemoria aufgenommen.

Minden, den 4. Nov(em)br(is) 1798

C. Stein

Die „vergessenen" Schwestern – Mathilde und Marie Crüwell

Von Hiltrud Böcker-Lönnendonker

Wenn von der berühmtesten Tochter Bielefelds, der Sängerin und Primadonna Sophie Cruvelli, die Rede ist, gerät ihre Familie, geraten besonders ihre beiden Schwestern Mathilde und Marie nur zu gern in Vergessenheit. Es ist sicher richtig, dass der strahlende Star des Theaters in London, in Paris, dass die wohltätige Vicomtesse in Nizza im Mittelpunkt der Aufmerksamkeit steht, aber der Hintergrund, vor dem dieser Stern erstrahlt, lässt sein Bild deutlicher und fassettenreicher erscheinen. Dies um so mehr, als uns von Sophie Crüwell keine Selbstzeugnisse überliefert sind, wir aber wissen, wie stark sie mit ihrer Familie, besonders mit ihren Schwestern, verbunden war.[1]

Ihr Vater ist der Kaufmann und Tabakfabrikant Gottlieb Heinrich Crüwell aus der Obernstraße 5. Als er im Jahr 1833 mit 52 Jahren in Bielefeld stirbt, hinterlässt er seine 14 Jahre jüngere Frau Christiane Franziska Charlotte und seine sieben noch lebenden Kinder in wohlgeordneten finanziellen Verhältnissen. Die 1817 geborene Mathilde Johanna Louise ist beim Tode des Vaters 16, Carl Otto, der Jüngste, noch nicht einmal vier Jahre alt. Acht Kinder hat Charlotte – so war anscheinend in der Familie ihr Rufname – zur Welt gebracht, Julie, ihre zweite Tochter, ist als kleines Mädchen gestorben. Gottliebs älterer Bruder und Partner Arnold hat das sogenannte „Crüwellhaus" in der Obernstraße 1 gekauft, die Crüwellsche Tabakfabrik hierher verlegt und nach und nach auf den dahinter liegenden Grundstücken erweitert. Cristiane Charlotte, geborene Scherr, ist eine Tochter des Pastors von St. Marien und die Schwester des in Bielefeld hochgeachteten Superintendenten der Grafschaft Ravensberg, Johann Heinrich Arnold Scherr. Nach dem Tod ihres Mannes lässt sie sich seinen recht bedeutenden Anteil an der Firma Gebr. Crüwell auszahlen. Einen Teil ihres Vermögens verwendet sie für die damals durchaus nicht übliche, vorzügliche Ausbildung ihrer Kinder, vor allem im musikalischen Bereich. Damit weiß sie sich durchaus

1 Aufgrund des Mangels an persönlichen Zeugnissen müssen häufig die Periodika ihrer Zeit herangezogen werden. Soweit diese im Internet archiviert sind, sind sie im Folgenden nur mit Namen, Erscheinungsdatum und Seitenzahl angegeben.

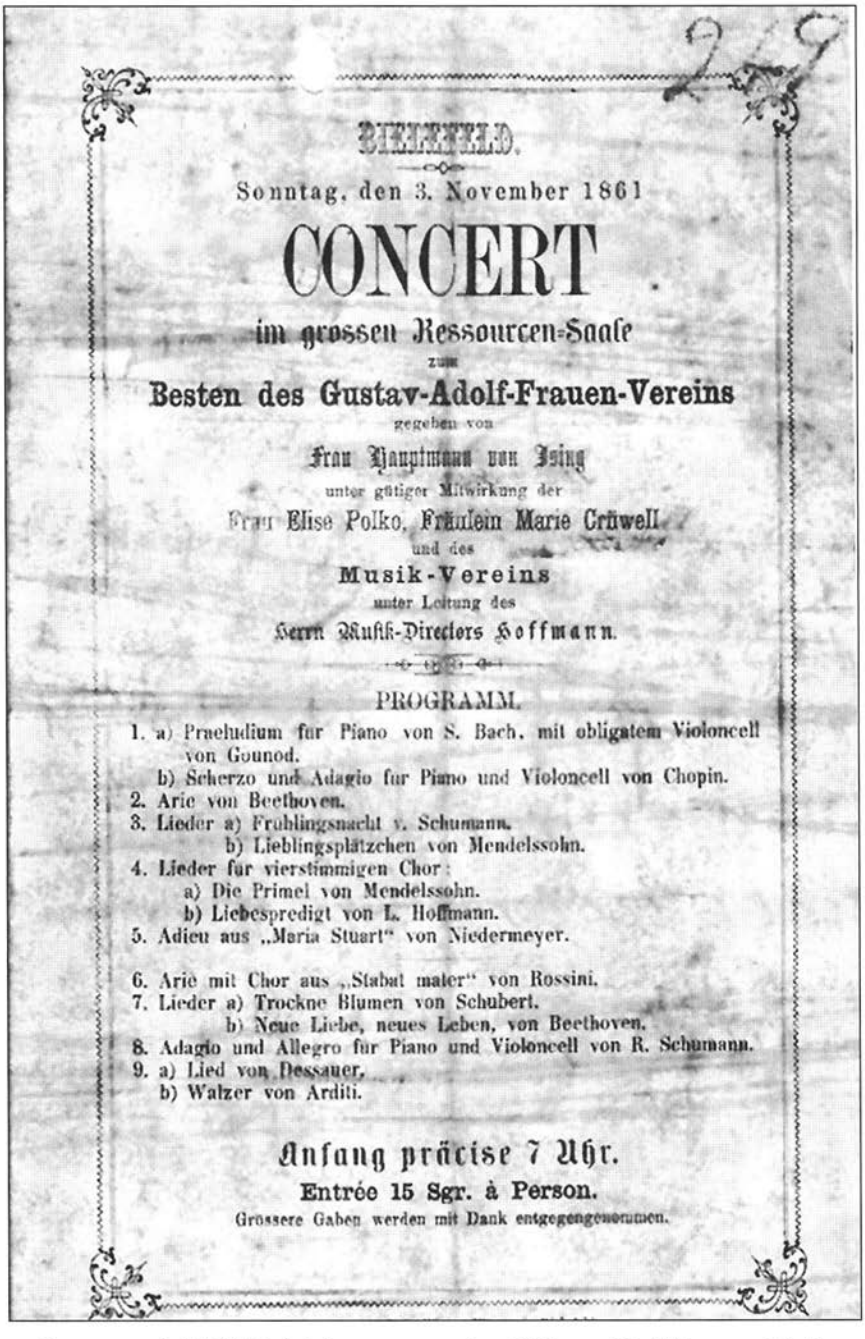
in Übereinstimmung mit ihrem verstorbenen Mann. Gottlieb Crüwell hat, zusammen mit seinem Schwager Johann Scherr und mit der Unterstützung weiterer Familien, denen eine gute Bildung auch für die Mädchen am Herzen liegt, 1828 die erste „Schulanstalt für Töchter des wohlhabenden und gebildeten Standes" in Bielefeld gegründet. Eine der Schülerinnen des ersten Jahrgangs 1828/29 ist seine älteste Tochter Mathilde, und wir dürfen davon ausgehen, dass auch Marie und Sophie hier zur Schule gegangen sind. Der auch „Posaunen-Crüwell" Genannte hat als sehr musikliebend gegolten, und die Hauskonzerte in der Obernstraße 5 sollen berühmt gewesen sein. Alle Kinder spielen beachtlich Klavier, und die drei Töchter Mathilde, Marie und Sophie fallen durch ihre schönen Stimmen auf. Trotz aller beträchtlichen Ausgaben für die Ausbildung der Kinder wirtschaftet Charlotte so sorgsam mit dem Erbe, dass ihnen – wie Gottfried von Ising, der Neffe ihrer ältesten Tochter Mathilde, es beschreibt – „als sie majorenn wurden, noch ein hübsches Kapital" verbleibt.[2]

Gottfried von Ising ist es auch, der in seinen „Familiengeschichten" meint, dass seine Tante Mathilde, die Frau des Halbbruders seines Vaters, „nach dem Urteil vieler die schönste Stimme" der drei Mädchen gehabt haben soll. Zumindest in ihren späteren Jahren, als sie nach dem Tode ihres Mannes nach Bielefeld zurückkehrt und ihr Haus dort zum Ankerpunkt für die Familie wird, lässt Mathilde häufig „ihren herrlichen Sopran bei öffentlichen Gelegenheiten in Wohltätigkeitskonzerten erklingen. Mit Vorliebe trug sie bei kirchlichen Festen geistliche Gesänge vor. Da wußte sie die Herzen ihrer Zuhörer bis ins Innerste zu ergreifen und sie zu Tränen zu rühren. Vom Komponisten Ludwig Hoffmann[3], der Dirigent des Bielefelder Musikvereins war, wurden ihr eine Anzahl geistlicher Lieder zugeeignet … ."[4]

2 Gottfried von Ising, Familiengeschichten, in: 45. Jahresbericht des Historischen Vereins für die Grafschaft Ravensberg zu Bielefeld, 1931, S. 104, (majorenn = volljährig). Gottfried von Ising ist der Neffe Mathildes. Er ist es, der, wohl der Familientradition folgend, die Schwiegermutter seines Onkels immer mit ihrem dritten Taufnamen Charlotte benennt.

3 Unter der Leitung von Musikdirektor Ludwig Hoffmann brachte der Musikverein ab Ende 1858 bedeutende Chorwerke zur Aufführung. Vgl. Jürgen Oberschelp, Das öffentliche Musikleben der Stadt Bielefeld im 19. Jahrhundert, Regensburg 1972, S. 75 f.

4 Ising, (wie Anm. 2), S. 107.



BIELEFELD.

Sonntag, den 3. November 1861

CONCERT

im grossen Ressourcen-Saale

zum

Besten des Gustav-Adolf-Frauen-Vereins

gegeben von

Frau Hauptmann von Ising

unter gütiger Mitwirkung der

Frau Elise Polko, Fräulein Marie Crüwell

und des

Musik-Vereins

unter Leitung des

Herrn Musik-Directors Hoffmann.

PROGRAMM.

1. a) Praeludium für Piano von S. Bach, mit obligatem Violoncell von Gounod.
   b) Scherzo und Adagio für Piano und Violoncell von Chopin.
2. Arie von Beethoven.
3. Lieder a) Frühlingsnacht v. Schumann.
   b) Lieblingsplätzchen von Mendelssohn.
4. Lieder für vierstimmigen Chor:
   a) Die Primel von Mendelssohn.
   b) Liebespredigt von L. Hoffmann.
5. Adieu aus „Maria Stuart" von Niedermeyer.
6. Arie mit Chor aus „Stabat mater" von Rossini.
7. Lieder a) Trockne Blumen von Schubert.
   b) Neue Liebe, neues Leben, von Beethoven.
8. Adagio und Allegro für Piano und Violoncell von R. Schumann.
9. a) Lied von Dessauer.
   b) Walzer von Arditi.

Anfang präcise 7 Uhr.

Entrée 15 Sgr. à Person.

Grössere Gaben werden mit Dank entgegengenommen.

Programm des Wohltätigkeitskonzertes, gegeben 1861 von Mathilde unter Maries Mitwirkung (Stadtarchiv und Landesgeschichtliche Bibliothek Bielefeld)

Dafür, dass ihre beiden jüngeren Schwestern, wie es in einigen Veröffentlichungen erwähnt ist, schon früh bei Louis Spohr in Kassel eine Gesangsausbildung erhielten, lassen sich leider keine Belege finden. Aber als sich 1844 ihre Mutter mit den beiden jüngeren Schwestern, Marie Friederike und Sophie Johanne Charlotte auf den Weg nach Paris macht, um den beiden eine professionelle Ausbildung bei den besten Gesangslehrern ihrer Zeit zu ermöglichen, bleibt die Älteste – Mathilde ist inzwischen 27 Jahre – in Bielefeld zurück. Vielleicht, weil sie seit nunmehr sechs Jahren mit Gustav von Ising verlobt ist. Warum sich diese Verlobung „mit einigen Unterbrechungen" bereits so lange hingezogen hat, erfahren wir leider nicht genau, auch Gottfried von Ising hat hier nur Vermutungen. So meint er, dass beide „etwas launenhafte Künstlernaturen" gewesen seien. Möglicherweise habe auch Gustavs Stolz ihn gehindert, sich finanziell von seiner Frau abhängig zu fühlen.[5] Es kann aber durchaus sein, dass Mathilde sich für eine musikalische Karriere zu alt oder nicht begabt genug fühlt.[6] Jedenfalls wird sie zu Hause gebraucht, um auf ihren erst vierzehnjährigen Bruder Carl Otto zu achten.

Die den Bielefeldern manchmal übertrieben erscheinende Musikliebe der Mutter und der Mädchen ist in der Stadt damals wohl öfter Anlass für gelinden Spott gewesen. Am 13. November 1841 gibt Franz Liszt auf Initiative des Klavierfabrikanten C.W. Volkening in Bielefeld ein Konzert. Volkening inseriert in den Öffentlichen Anzeigen, dass „Herr Franz Liszt, welcher augenblicklich zu Münster anwesend ist, auf dringendes Ersuchen sich … bereitwillig erklärt hat, am bevorstehenden Sonnabende bei seiner Durchreise nach Berlin und Petersburg auch das hiesige musikliebende Publikum in einem Conzerte zu erfreuen, wenn zu demselben vorher 150 Zuhörer subscribieren würden."[7] Selbstverständlich „suscribiert" die Familie Crüwel, und die Begeisterung der Damen ist überschwänglich. Noch 1856 malt die satirische Zeitung *„Münchener Punsch"* sie und die Reaktion der Bielefelder darauf anekdotisch aus: „Als Liszt auf seinen früheren Kunstfahrten nach Bielefeld kam, da enthusiasmirte sich Frau Krübel und ihre Töchter für den

5 Ebd., S. 75.

6 Operissimo (http://www.operissimo.com) berichtet zwar, dass sie mit ihren beiden Schwestern nach Paris gekommen sei, dazu gibt es aber keine näheren Angaben.

7 Oeffentliche Anzeigen der Grafschaft Ravensberg, Nr. 45, vom 10. November 1841, S. 364.

Marie (am Klavier) und Sophie Crüwell, 1851 (Privatbesitz)

Virtuosen und folgten ihm nach mehreren Orten, wo es Conzerte gab, weßhalb man ihr den Spottnamen „Frau Hinterlist" gab.[8]

8 Die Anekdote, in der sich der Verfasser auch über die angeblich mangelnde Bildung der Bielefelder lustig macht, verdanke ich wie viele andere Hinweise der freundlichen Hilfe von Herrn Dr. Hilgenstock, einem Nachfahren von Sophie Crüwell, der an einer Biographie der Künstlerin arbeitet. Der Spottname „Frau Hinterlist" ist später auch für Sophie

Während Mathilde also in Bielefeld bleibt, reisen Charlotte, Marie und Sophie nach Paris. Noch müssen sie zumindest den ersten Teil der Fahrt mit der Postkutsche bewältigen. Denn die Cöln-Mindener Eisenbahn ist noch im Bau, und der Bahnhof, der weit außerhalb der Stadt, wie man es damals empfindet, auf „Crüwells Feld“[9] entsteht, wird erst in drei Jahren fertig sein. In Paris gibt die Mutter die beiden Mädchen in ein Pensionat mit dem schönen Namen *Vergissmeinnicht.* Erstaunlicherweise meint Georges Favre[10], die Schwestern seien ungefähr im Alter von 15 Jahren angekommen, um ihre Studien in Frankreich fortzusetzen, eine Annahme, die wir auch bei Ferries[11] wiederfinden. Wenn das auf ihrem Grab auf dem Père Lachaise in Paris angegebene Geburtsdatum 1829 stimmt, so träfe dies für Sophie zu, wenn aber, wovon auszugehen ist, die in den Familienchroniken angegebenen Geburtsdaten richtig sind, ist Sophie 18 Jahre alt, die 1824 geborene Marie fast 20.[12] Beide Mädchen müssen also aus französischer Sicht sehr jugendlich gewirkt haben.

Ihre Mutter sucht, gemäß ihren Stimmlagen, nun unterschiedliche Lehrer für sie. Marie bekommt in Paris die gleichen Chancen wie Sophie. Sie wird von Gustave Roger[13], einem bedeutenden Tenor ausgebildet. Sophie hat zunächst Unterricht bei Francesco Piermarini, danach bei dem höchst angesehenen Marco Bordogni. Der schätzt Sophies Begabung hoch ein und lässt sie zwei Jahre nur Tonleitern und Solfeggien singen, die er selbst für sie komponiert. Bis Mama Charlotte ungeduldig wird. Mailand ist die nächste

verwendet worden, was ja ebenfalls richtig war.

9 Diese Angabe findet sich bei Andreas Beaugrand, Die Bahn in Bielefeld, in: Jörg Boström, Bernd Hey, Bielefelder Kunstverein (Hg.), Industriearchitektur in Bielefeld, Bielefeld 1986, S. 98–107. 1876 ist Arnold Heinrich Crüwell als Besitzer des gesamten Geländes zwischen der heutigen Herbert-Hinnendahl-Straße und der Bahnhofstraße, also dem Grundstück des heutigen „Leinenmeisterhauses“, ausgewiesen.

10 Georges Favre, Une grande cantatrice Nicoise, La Vicomtesse Vigier (Sophie Cruvelli), 1826–1907, Paris 1979.

11 George Ferries, Great Singers, Second Series, Malibran to Titiens, New York 1881, Sophie Cruvelli, S. 219 f.

12 Alle Kirchenbücher der Altstädter Nicolai Gemeinde aus dem Zeitraum 1819–1944 sind im Zweiten Weltkrieg vernichtet worden. Andere Unterlagen zu den Geburtsdaten sind nicht bekannt.

13 Gustave Roger (1815–1879), war ein an der Opéra-Comique sehr erfolgreicher Tenor. Bei einer seiner späteren Deutschland-Tourneen suchten ihn der Preußische König Friedrich Wilhelm IV. und die Königin hinter der Bühne auf, um ihm zu gratulieren.

Station für Sophie. Nach einem kurzen erschreckenden Stimmverlust lernt sie bei Francesco Lamperti weiter. In dieser Zeit hören wir nichts von Marie.

Anfang 1846 erscheint sie zum ersten Mal gemeinsam mit Sophie in der Öffentlichkeit. Am 18. Januar, einem Sonntag, veranstaltet die Musikzeitschrift Revue et Gazette Musicale in Paris ihr erstes Jahreskonzert. Marie singt ein Duett mit Sophie, die zwei weitere Solos hat. Sophie wird eingehend besprochen, Marie nur als Schwester erwähnt.[14] Obwohl sie sich damit trösten mag, dass eine andere Altistin, ein Fräulein Goldberg, ihr hier den Rang abgelaufen hat, muss das für sie ein enttäuschender Beginn gewesen sein. Beide Schwestern treten hier noch unter dem Namen Cruwell auf, es gibt noch keine italienisierte Form. 1847 tritt der Impresario Benjamin Lumley von Her Majesty's Theatre in London in das Leben der Schwestern. Als er Sophie, von deren „frischer und volltönender Stimme"[15] er entzückt ist, verpflichten möchte, gibt es Einwände aus der Familie, sie sei noch zu jung für das Risiko einer „Feuerprobe" vor dem englischen Publikum. Lumley berichtet nicht, wer diese Bedenken geäußert hat, aber auch nichts von einem Widerspruch der älteren Schwester. Er erzählt nur von den entzückten Ohren, mit denen die jüngere den Vorschlägen lauscht. Jedenfalls kommt der Vertrag zustande, und Sophie wird nach London an das Theater Ihrer Majestät verpflichtet, wo sie in der folgenden Saison sehr erfolgreich ist.

Erst acht Jahre nach der Trennung der Geschwister, am 11. Februar 1852, als Sophie bereits die ersten großen Schritte zur Primadonna Assoluta hinter sich hat, heiratet Mathilde in Bielefeld endlich den Oberleutnant Gustav von Ising. Zur Hochzeit, die im Crüwellschen Haus stattfindet, sind Mutter Charlotte Cristiane und alle Geschwister angereist. Für eine leichte Eintrübung der Stimmung sorgt, dass Mathilde zur Trauung, ganz „nach französischer Sitte", ein schweres, weißes Atlas-Kleid und statt eines Myrtenkranzes künstliche Orangenblüten trägt, beides aus Paris. Die jüngeren Schwestern geben erkennbar den Ton an. Etwas kritisch merkt Gottfried von Ising an: „Französische Sitte und Sprache waren damals überall, besonders auch in der Crüwellschen Familie, eingerissen." Als ein Beispiel hierfür führt er einen „launigen Scherz" Charlottes an. Bei einer größeren Gesellschaft sei sie mit einer brennenden Laterne in alle Ecken des Zimmers gegangen. Auf

14 Revue et gazette musicale de Paris, 18. Januar, S. 17 (Programm) und 25. Januar, S. 29 (Besprechung) 1846.

15 Benjamin Lumley, Reminiscences of the opera, London 1864, S. 204.

die Frage, was sie denn suche, habe sie geantwortet: „O, ich suche nur meine gute, alte deutsche Sprache und kann sie nirgends finden."[16] Anscheinend ist selbst der nun vorwiegend in Paris lebenden Mama das französische „Parlieren" ihrer Kinder ein wenig zu viel geworden.

Nach der Hochzeit zieht Mathilde mit ihrem Mann, der bald darauf zum Hauptmann befördert wird, nach Rheda, wo sein Regiment stationiert ist. Ihrer Ehe ist kein Glück beschieden, sie hat mit 35 Jahren zu spät geheiratet. Ihr erstes Kind, ein Sohn, ist eine Totgeburt, und das zweite, eine kleine Tochter, stirbt mit zehn Wochen. Aber Mathilde kommt kaum dazu, sich dem Schmerz über diesen Verlust hinzugeben. Ihr Bruder Gottlieb, der ebenfalls zu ihrer Hochzeit gekommen war, hatte in Bielefeld die 24jährige Auguste Beckhaus kennen gelernt. Sieben Wochen später fand die zweite Hochzeit in der Familie statt, und bald danach entführte Gottlieb seine junge Frau nach Ceylon, dem heutigen Sri Lanka. Dort hatte er von seinem Erbe gut gehende Kaffeeplantagen gekauft. Als Auguste 1854 schwanger ist, kommt sie nach Bielefeld zurück. Hier stirbt sie im Dezember nach der Geburt einer Tochter im Wochenbett. Mathilde nimmt das Baby zu sich und zieht die kleine Emilie auf.

Kurz zuvor war Mathildes Haus schon einmal Zufluchtsort gewesen. Die berühmte „Flucht der Cruvelli" von 1854, Sophies unentschuldigtes und überraschendes Fehlen an der Oper – vom 9. Oktober und für die folgenden fünf Wochen – wird bis heute als einer der größten Skandale in der Theatergeschichte angesehen und als ein Beweis für ihre Launenhaftigkeit und ihre Unmoral hingestellt.[17] In ganz Europa wird die schöne verschwundene Sängerin gesucht, in London läuft im Strandtheater mit viel Erfolg *Where's Cruvelli?: a farce in one act* von Felix Cooper und William Donne, und Giuseppe Verdi will seinen Vertrag für die Komposition der *Sizilianischen Vesper* mit der Pariser Oper lösen, weil Sophie „nicht zu ersetzen" sei. Dabei ist alles ganz anders, als die Klatschspalten der Zeitungen, die eine „vorgezogene Hochzeitsreise" mit ihrem späteren Ehemann George Vigier vermuten, es wissen wollen. Hören wir am besten Gottfried von Ising dazu: „Da ist es wirklich an der Zeit, endlich einmal damit aufzuräumen", schreibt er, „Bin ich doch in der Lage, zum erstenmal über den hiermit zusammenhängenden

16 Ising (wie Anm. 2), S. 104.

17 Christian Springer, Guiseppe Verdi. Leben, Werke, Interpreten, Berlin 2013, Seitenzahlen nicht angegeben.

Theaterskandal eine wahrheitsgemäße Darstellung zu veröffentlichen. Merkwürdigerweise ist bis heute niemals etwas über die tatsächlichen Vorgänge in die Öffentlichkeit durchgesickert oder hat auch nur das Geringste den Weg in die Zeitungen gefunden."[18] Gerade das letztere ist eigentlich nicht erstaunlich, denn keiner der Beteiligten, weder der Staatsminister Achille Fould noch Kaiser Napoleon III. hatten das geringste Interesse, die Vorgänge, die zu Sophies Verschwinden geführt hatten, publik zu machen. Minister Fould, dem die Oper unterstand, war bekannt dafür, dass er den Sängerinnen, die jung und hübsch waren, nachstellte. Als er versuchte, Sophie in seinem Amtszimmer zu umarmen, versetzte sie ihm eine derartige Ohrfeige, dass sie ihm das Gebiss im Kiefer zerschmetterte, und verschwand. Erstaunlich ist danach eigentlich nur, dass niemand die Sängerin dort vermutete, wohin es sie in schwierigen Situationen immer zog, bei ihrer Familie. Es ist Rheda, wohin Sophie „geflohen" ist. Dort hat Mathilde eine aufgeregte „kleine" Schwester in die Arme zu nehmen.

Von Ising gibt eine anschauliche Schilderung der Zudringlichkeiten Foulds und ihrer Folgen, die mit den teilweise später bekannt gewordenen Anekdoten voll übereinstimmt, und urteilt abschließend: „Ihre Flucht war also ein entrüsteter und berechtigter Protest gegen diese Unverschämtheit." Sophie war in Begleitung ihres Bruders August, der zu dieser Zeit in Paris war, abgereist. Seine Tochter Isabella hat Gottfried von Ising diese Familiengeschichte erzählt. Obwohl Fragmente von Briefen Isabellas in der Literatur über Sophie Crüwell erwähnt werden, will bis heute kaum jemand dieser einfachen und überzeugenden Aufklärung der angeblich so ungeheuerlichen Angelegenheit folgen: Eine launische Diva, die mit ihrem Liebhaber eine vorgezogene Hochzeitsreise an die Riviera unternimmt, ist im Bereich des Theaters eben wesentlich attraktiver als eine selbstbewusste, streng religiös erzogene junge Frau, die bei ihrer Schwester Schutz sucht.

Im Frühjahr 1856 wird Mathildes Mann vorübergehend von Rheda nach Minden versetzt. Aber wo sie auch wohnt, mehr und mehr wird die „Große" zum Mittelpunkt der Familie in Westfalen. Doch nicht einmal ein Jahr wird es dauern, dass neues Unglück in ihr Leben eingreift: Im Januar 1857 verliert sie ihren Ehemann bei einem Schiffsunglück. Ihr jüngerer Bruder August hat beschlossen, dem älteren Gottlieb nach Dambeterne auf Ceylon zu folgen,

18 Ising (wie Anm. 2), S. 111 f.

um dort eine seiner Plantagen zu verwalten. August, der auch musikalisch begabt ist, scheint nach Gottfried von Ising ein wenig der Leichtfuß in der Familie gewesen zu sein. Ising berichtet, er sei schon einige Jahre früher nach Amerika gegangen, um als Liedersänger Karriere zu machen, was ihm jedoch nicht gelungen sei. Das ist sehr kritisch: Immerhin hat das Quartett, in dem er sang, in New York sehr ordentliche Besprechungen bekommen. Nachdem August danach längere Zeit in Agenturgeschäften in Paris wohl auch für Sophie tätig gewesen ist, hat er dort nach ihrer Heirat keine Aufgabe mehr. Also fährt er nach London, um sich nach Ceylon einzuschiffen. Aber er kann sich nicht „zum Antritt der großen und immerhin etwas gefährlichen Reise entschließen." Stattdessen verbraucht er sein Geld in „lustiger Gesellschaft, wo er mit seiner schönen Stimme und seinem glänzenden Klavierspiel"[19] sehr beliebt ist. Seine Schwester Mathilde, die anscheinend nach dem Tod der Mutter die Finanzen verwaltet, bittet deshalb ihren Mann, nach London zu fahren, für ihren Bruder die Passage zu bezahlen und aufzupassen, dass der auch tatsächlich auf das Schiff geht. Hauptmann von Ising schlägt seiner Frau diese Bitte nicht ab. Am 5. Januar versucht er, mit dem englischen Postdampfer *Violet* von Ostende aus nach London zu kommen. Was nun geschieht, malt Ising in den „Familiengeschichten" sehr romantisch aus. Das wehmütige Klavierspiel seines Onkels zum Abschied von den Mitreisenden ist bewegend geschildert. Fakt ist, dass der Kapitän der *Violet* den Passagieren im Warteraum der Schiffsgesellschaft wegen des schlechten Wetters dringend von der Überfahrt abrät. Alle folgen diesem Rat bis auf Hauptmann von Ising, der mit den Worten „Mich ruft die Pflicht" auf der Passage besteht. Auf der Fahrt wird das Schiff bei den gefürchteten Goodwin-Sandbänken in der Nähe Dovers, deren Schrecken für die Schifffahrt der Dichter Fontane so eindrucksvoll schildert[20], untergehen. Weder die Mannschaft,

19 Ising (wie Anm. 2), S. 105.

20 Theodor Fontane, Vom goldnen Überfluss, Leipzig, 1906, S. 142:

Goodwin-Sand
Das sind die Bänke von Goodwin-Sand,
sie sind nicht Meer, sie sind nicht Land,
sie schieben sich, langsam, satt und schwer,
wie eine Schlange hin und her.
Und die Schiffe, die mit dem Sturm gerungen
und die schäumende Wut der Wellen bezwungen,

noch ihr einziger Passagier werden gerettet. Nach dem Tod ihres Mannes heiratet Mathilde nicht wieder. Sie zieht zurück nach Bielefeld, und ihr Haus in der Herforder Straße wird zum Treffpunkt der gesamten Familie. Ihre Geschwister und ihre Nichten und Neffen kommen gern und oft für längere Zeit zu ihr, besonders später auch Sophie, Baronin Vigier, mit ihrem Mann und den beiden Kindern.

Während Mathildes Leben so in ungewöhnlichen, aber letztlich doch westfälischen Bahnen verläuft, hat auch Marie Konzert- und Bühnenerfahrung gesammelt. Als Sophie 1851 in London ihr zweites Engagement am Her Majesty's Theatre antritt, hat auch Marie einen Vertrag bei Lumley. Wir können davon ausgehen, dass es Sophie ist, die darauf bestanden hat, dass ihre Schwester ebenfalls verpflichtet wird, wie sie es später auch an der Pariser Oper getan hat.[21] In London singt Marie bei den Montagskonzerten des Theaters, bei denen alle Stars dieser Bühne beteiligt sind. Auch Sophie singt, aber dieses Mal ist es Marie, die von der Kritik am ausführlichsten besprochen wird. 25 Zeilen widmet ihr The Musical World. Sie findet, dass Fräulein Marie Cruvelli augenscheinlich eine Sängerin von Erfahrung und Meisterschaft ist und alle, die sie nicht gehört haben, eine der brillantesten Darbietungen stimmlicher Gewandtheit verpasst hätten, die man seit langer Zeit in einem Konzertsaal gehört habe. Gelobt wird der außerordentliche Stimmumfang sowohl in den Tiefen wie den Höhen, der noch Ent-

---

und die gefahren über die Welt,
unzertrümmert, unzerschellt,
sie sehen die Heimat, sie sehen das Ziel,
da schiebt sich die Schlange unter den Kiel
und ringelt Schiff und Mannschaft hinab,
zugleich ihr Tod, zugleich ihr Grab.
Die See ist still, die Ebb' ist nah,
Mastspitzen ragen hier und da,
und wo sie ragen in die Luft,
da sind es Kreuze über der Gruft;
ein Kirchhof ist's, halb Meer, halb Land, -
das sind die Bänke von Goodwin-Sand.

21 Das Dictionaire Universel des Contemporains Paris von 1858 weist darauf hin, dass Sophies jüngere (sic) Schwester durch den Einfluss ihrer Schwester an der Opéra engagiert war, S. 457.

wicklungsspielraum biete, und der Überfluss an Fähigkeiten, mit denen die Natur Fräulein Cruvelli ausgestattet habe. Der Applaus sei enthusiastisch gewesen. Man weist auch auf ein vorhergehendes Konzert hin, das ebenfalls günstig beurteilt wurde.[22] Alles steht also zum Besten, und auch Maries Karriere scheint sicher zu sein.

Aber dann folgt ihr erster Bühnenauftritt. Er findet am 3. Juli des Jahres, keine 14 Tage später, statt. In der Eröffnungsvorstellung des Theaters singt sie die Rolle des Pagen Theodomiro, eine kleinere Partie in der Uraufführung der Oper *Florinda oder die Mauren in Spanien* des gefeierten Pianisten Sigismond Thalberg. Hier trifft sie gleich bei ihrem Debüt herbe und wohl auch berechtigte Kritik. Kein Geringerer als Hector Berlioz schickt eine ausführliche Besprechung der Oper nach Paris. Er würdigt das Werk, ist aber über die Inszenierung außerordentlich verärgert. Er merkt an, dass Sophie in einem bedeutenden Moment ihren Einsatz verpasst hat, was aber daher kommen möge, dass die Sängerinnen durch Gruppen von Tänzerinnen gehindert werden, den Dirigenten zu sehen. Einen langen Absatz widmet er Marie. Ihr Debüt habe trotz ihrer schönen Altstimme wenig Aufsehen erregt. Und dann berichtet er verärgert, sie habe sich geweigert, ihre Rolle vollständig zu singen; nur wenige Tage vor der Aufführung habe sie gesagt: „Ich singe bis hier und nicht bis da!", so dass man tatsächlich gezwungen gewesen sei, den Rest ihrer Rolle mit einem Tenor zu besetzen. Wenn sie derartige Launen schon beim ersten Auftritt habe, fragt er, ob Marie dann jemals den Erfolg ihrer Schwester erreichen werde. Man müsse die armen Komponisten beklagen, die auf sie zurückgreifen müssten. Abschließend urteilt er, diese „Gefahr" sei aber nicht sehr groß.[23] Wir kennen die Gründe für Maries Verhalten nicht, aber sie gilt damit jetzt auch, wie es ihrer Schwester schon oft vorgehalten wird, als launenhaft. Anscheinend kehrt sie die Diva heraus, die sie noch gar nicht ist. Das macht, besonders für eine Anfängerin, böses Blut bei den Verantwortlichen. Der große Durchbruch, den Sophie bald darauf mit Beethovens *Fidelio* erreicht, rückt damit für sie in weite Ferne. Für die gleiche Spielzeit berichtet Lumley von einer Aufführung der Oper *Linda di Chamounix* von Gaetano Donizetti, in der wiederum beide Schwestern

22 The Musical World, 21. Juni 1851, S. 393.

23 Hector Berlioz, Feuilleton du Journal des Dèbats, Paris, 29. Juli 1851, S. 2.

gesungen haben, verliert aber kein Wort über Marie, sondern bedauert nur, dass Sophie die Rolle nicht so sehr gelegen habe.

Trotzdem ist Marie nach Ansicht vieler Zeitgenossen weiterhin eine bedeutende Mezzosopranistin. Bevor sie ein weiteres Mal nach London abreist, weist in Paris die Zeitung darauf hin, dass die Schwester der bewundernswürdigen Sophie noch ein Konzert geben wird, das eine Attraktion für alle sein wird, die an familiäres Talent glauben.[24] Nicht nur Gottfried von Ising ist also gut 80 Jahre später dieser Ansicht, wenn er schreibt: So „erregte sie mit ihren vorzüglichen Stimmmitteln eine ganze Zeit lang große Bewunderung und erntete lebhaften Beifall. Doch konnte sie die Gunst der Kritiker und des Publikums nicht dauernd erhalten, zumal ihre Schule nicht ganz den damals bedeutend höheren Ansprüchen als heutzutage genügte."[25] Das ist nicht nur das Lob eines Familienmitglieds, er befindet sich damit in Übereinstimmung mit angesehenen Musikhistorikern. So urteilt der selbst mit der Primadonna Elisabeth Manstein verheiratete Adolph Kohut[26] in seinem Kapitel über Sophie, dass Marie „wegen ihrer schönen Stimmmittel einige Zeit Bewunderung erregte, aber dauernde Erfolge nicht zu erringen vermochte ...".[27]

Sicher muss man im Urteil nicht unbedingt dem einflussreichsten deutschsprachigen Musikkritiker des 19. Jahrhunderts, Eduard Hanslick, folgen. Seine gefürchtete spitze Feder war für seine Opfer oft vernichtend. Richard Wagner, der auch unter ihm zu leiden hatte, wollte eigentlich die Rolle des Beckmessers in den *Meistersingern* nach ihm Hans Lick nennen, wagte diese offene Konfrontation dann aber doch nicht. Für den Verlauf der Wiener Konzertsaison 1853–1854 kritisiert Hanslick den *Tannhäuser* scharf. Noch ätzender als über den Komponisten fällt im gleichen Zeitraum sein Urteil über Marie aus: „Eine Besprechung der Sängerin Maria Cruvelli scheint uns mehr in das Fach des bildenden Künstlers zu gehören. Die schönen statuarischen Züge dieser verjüngten >Bavaria< wußten Erwartungen zu erregen, welchen ihr schwacher Gesang nicht gerecht werden konnte."[28]

24 Revue et gazette musicale de Paris, 21. März 1852, S. 94.

25 Ising (wie Anm. 2), S. 107.

26 Adolph Kohut (10.11.1848–22.10.1917), Kulturhistoriker, österreichischer Kaiserlicher Rat, Die Gesangskönigin nen in den letzten drei Jahrhunderten, Berlin o.J. (1906).

27 Kohut, ebd., S. 88.

28 Eduard Hanslick, Geschichte des Concertwesens in Wien, Bd. 2, Wien 1870, S. 67.

Wir erfahren nicht, was Marie gesungen hat, aber neben den Kollegen, denen Hanslick „halbruinierte Stimme", „Jodlerstil" und „französisches Blut" attestiert, mag sich die Kritik am „schwachen Gesang" noch verhältnismäßig harmlos ausnehmen. Und durchaus nicht alle Pressestimmen sind der gleichen Meinung: Trotz mancherlei Kritik wird oft bedauert, dass diese vielversprechende Sängerin zu selten zu hören sei. Als Marie im Herbst 1853 mit ihrer Schwester in Baden-Baden im großen Konzert unter der Leitung von Hector Berlioz singt, meint The Musical World, sie könne durchaus in die Spitzenklasse aufsteigen, wenn es ihr nur gelänge, ihre Schüchternheit vor dem Publikum zu besiegen.[29] Marie scheint das zu beherzigen. 1854 gelingt es ihr in Wien augenscheinlich, ihre Hemmungen zu überwinden. Die Musical World berichtet von einem Konzert am 26. Februar, die Hauptattraktion sei Fräulein Marie Cruvelli gewesen, deren Gesang eine Sensation war.[30]

Auf dem von Kritik und Publikum umjubelten Höhepunkt ihrer Karriere heiratet ihre Schwester Sophie zu Beginn des Jahres 1856 den Baron Georges Vigier und zieht sich von der Bühne zurück. Mama Charlotte, Marie und Bruder August sind bei der Trauung zugegen, und wir hören, dass die Neuvermählten sogleich nach Deutschland abgereist sind. Ob Charlotte und Marie mitgefahren sind, erfahren wir nicht. Es ist nicht wahrscheinlich, denn Charlotte Crüwells Gesundheit lässt zu wünschen übrig; es wäre das letzte Wiedersehen mit ihrer Heimat gewesen. Schon im Juni des Jahres bringen die Zeitungen die traurige Nachricht, dass sie in ihrem Haus an den Champs-Elysées in Paris, das sie seit der Heirat ihrer Tochter nicht verlassen habe, gestorben sei. Marie, die ihre Mutter nicht einen Augenblick allein gelassen habe, sei so glücklich gewesen, ihren letzten Kuss zu empfangen. Frau Crüwell, berichtet das Blatt, sei eine fromme und würdige Mutter gewesen, die jeden Augenblick ihres Lebens ihren Kindern gewidmet habe.[31] Marie hat also ihre Mutter gepflegt, während Sophie mit ihrem Mann auf Hochzeitsreise in Italien war. Sicher hat dieser Einsatz ihre etwas schwermütige Gemütsart, ihre zur Melancholie neigende Natur eher verstärkt, umso mehr, als Sophie kurze Zeit danach auf Schloss Grandvaux eine kleine Tochter zu Welt bringt und ihr Glück damit vollkommen zu sein scheint.

29 The Musical World, 1. Oktober 1853, S. 623.

30 Ebd., 4. März 1854, S. 153.

31 La France musicale, 15. Juni 1856, S. 195.

Nach dem Rückzug ihrer Schwester ins Privatleben wird es für Marie schwerer, Engagements an den ganz großen Theatern zu erhalten. Sie bleibt aber nicht untätig, sie wartet nicht darauf, dass man sie ruft, sie bemüht sich selbst um Auftrittsmöglichkeiten. Es gibt einen Brief, eins der sehr wenigen überlieferten Originaldokumente, der uns – leider ohne Jahresangabe – ihre Eigeninitiative deutlich vor Augen führt. „Sehr geehrter Herr Direktor!", schreibt sie, „Ich muß bei Ihnen anfragen, ob ich im Laufe des Monats Feruar auf Ihren Bühnen gastieren könnte und zwar in folgenden Rollen Fides, Romeo, Favoritin, Acucena (?), Rosina (?) et. et.. Falls Sie darauf reflectieren ersuche ich Sie mir bald ins Hotel Disch in Köln zu schreiben. Hochachtungsvoll Marie Cruvelli, Cöln den 31. Januar".[32] Die Paraderolle der Fides im *Propheten* von Giaccomo Meyerbeer, die in den fünfziger Jahren des 19. Jahrhunderts außerordentlich bekannt war, muss ihr als eine ihrer erfolgreichsten sehr am Herzen gelegen haben. Sie konkurrierte damit mit Pauline Viardot-Garcia, der berühmtesten Mezzosopranistin dieser Zeit.[33] Um diese Rolle an der Opéra in Paris singen zu dürfen, hatte sie schon zuvor – wahrscheinlich auf Empfehlung ihrer Schwester – direkt beim Komponisten Meyerbeer vorgesungen[34]. Da Marie 1855 an der Münchner Hofoper als Fides, als Rosina in Rossinis *Barbier von Sevilla*, als Romeo in Bellinis *Romeo und Julia* gastiert, darf man annehmen, dass der Brief sich erfolgreich an den Direktor dieses Theaters gewandt hat. Alles, was sie in München singt, sind bedeutende Alt,- beziehungsweise Mezzosopran-Partien. Die Kritik stimmt hier aber leider wieder mit der ersten Einschätzung der Musical World überein: Von der „Befangenheit beim Heraustreten" ist die Rede, es wird ihr geraten, die „hohen Momente der Liebesleidenschaft ... mit mehr Energie zu erfassen" und die „Bescheidenheit der Natur" nicht zu weit zu treiben.[35]

32 Cruvelli, Frèderique Marie: Brief an Unbekannt 31. Januar o.J., (http.//digital.staatsbibliothek-berlin.de).

33 Pauline Viardot-Garcia feierte triumphale Erfolge auf allen Opernbühnen Europas. Ihre Schwester war die „göttliche" Maria Malibran, als deren Inkarnation The Musical World vom 24. Mai 1851 Sophie Crüwell beschrieb. Neben ihrer Karriere als Sängerin trat die Viardot-Garcia, Schülerin von Franz Liszt, als Pianistin hervor.

34 Robert Ignatius Letellier (Hg.), The Diaries of Giacomo Meyerbeer, Vol. 3, 1850–1856, The Years of Celebrity, Loondon 2002, S. 335.

35 Münchener Punsch Nro 17, Sonntag, 29. April 1855, S. 134, zitiert nach Dr. Fritz Hilgenstock, unveröffentlichter Entwurf zu einer Biografie Sophie Crüwells.

Sylvester singt sie ihre Lieblingsrolle dann noch einmal in Frankfurt. Aber die Einschätzung der Zugkraft Maries als Star scheint an den bedeutenden Bühnen geringer zu werden. Wenn 1857 das Gerücht aufkommt, sie werde demnächst am Théâtre Royal de la Monnaie in Brüssel die Fides singen, was sie dann im selben Jahr in Lyon wirklich tut, ist das nicht das Gleiche. Im Sommer 1859 ist sie am Teatro Regio di Torino engagiert, 1861 singt sie, groß angekündigt, in Düsseldorf den Romeo in Bellinis Oper *Romeo und Julia.*

Hauptsächlich aber tritt sie danach in Konzerten auf. Wir finden sie in Paris, in London und in deutschen Städten wie Bad Ems oder Koblenz. Wie bei Sophie, die als Baronin Vigier nun nicht mehr professionell singen darf, sind es häufig Wohltätigkeitskonzerte, so 1858 im März in Paris zugunsten eines Waisenhauses oder im Februar 1864 bei einer großen Soiree, die Sophie im Kaiserlichen Theater von Nizza organisiert hat. Auch hier singt sie im Duett mit ihrer Schwester noch einmal den Romeo. Aber es muss in diesen Jahren gewesen sein, dass sie sich wegen ihrer angegriffenen Gesundheit mehr und mehr nach Bielefeld zurückgezogen hat. Wir wissen nicht, ob ihre gesundheitlichen Probleme direkt mit ihrer Stimme zusammengehangen haben, es scheint eher, als ob es sich um allgemeine Erschöpfung gehandelt hat, denn ihre Stimme wird weiterhin sehr gelobt. Für das Bielefelder Publikum sollen zwei Veranstaltungen in den Jahren 1860 und 1861, in denen Marie sang, „Höhepunkte des Konzertlebens" gewesen sein.[36] Anlässlich der Ausstellung „Musik und Theater an der Riviera", die Anfang 1935 in Nizza stattfindet, erscheint im Bielefelder Generalanzeiger auf Grund eines Berichtes aus Nizza eine Würdigung des Beitrages, den Sophie Crüwell zum Musikleben der Stadt geleistet hat. Hier wird abschließend festgestellt: „Auch Sophies ältere Schwester Marie war eine begabte Sängerin, die Ihren klangvollen, schönen Alt oft in den Dienst ihrer Vaterstadt gestellt hat."[37]

In der Niederrheinischen Musikzeitung erscheint am 17. Februar 1866 die Kritik der Aufführung von Gluck's Oper *Orpheus*[38] vom 6. Februar in

36 Oberschelp (wie Anm. 3), S.76.

37 StadtA Bi, Westermann-Sammlung, 400,1, S. 176.

38 Das Werk von 1762 ist Christoph Willibald Glucks erste Reformoper, mit der er sich vom barocken Ziergesang abwendet, um die Musik als „Sprache der Natur" in den Vordergrund zu stellen. Die Oper wurde im 19. Jahrhundert von Hector Berlioz eigens für Pauline Viardot-Garcia bearbeitet.

Bielefeld. Das Orchester sei von den Hofkapellen zu Detmold und Braunschweig vervollständigt worden und habe bei den schwierigen Verhältnissen „im Ganzen Gutes" geleistet, schreibt der Rezensent, wobei wir hier leider weder erfahren, wo die Aufführung stattfand, noch worin die „schwierigen Verhältnisse" bestanden. Aber: „Von besonderem Interesse war die Besetzung des Orpheus durch Fräulein Marie Cruvelli, Schwester der Baronin Vigier (Sophie Cruvelli), die mit sympathischer Stimme den Orpheus unverkennbar nach dem Musterbilde der Viardot-Garcia gab, deren Leistung sie in Paris zu bewundern häufig Gelegenheit hatte. Auch fügte sie deren Einlage am Schluss des ersten Actes: „Amour, viens rendre à mon âme", zu. Obwohl wir principiel eine Einlage – mit Gluck's Wissen hat eine solche, so berichtet Berlioz, niemals Statt gefunden – nicht billigen können, so mussten wir doch in dem Vortrage einen Glanzpunkt der Gesangsleistung anerkennen. Besonders gelang die höchst originelle Cadenz von der Composition der Garcia. Die Arie: „Ach, ich habe sie verloren", trug Fräulein Cruvelli so wirkungsvoll vor, dass selbst unsere westfälische Zurückhaltung nicht umhin konnte, ein *da capo* ziemlich stürmisch durchzusetzen."[39]

Eine solche Kritik wird Marie als zweischneidig empfunden haben. Bei allem Lob, das ihrer Darbietung gezollt wird – die westfälische Zurückhaltung weicht dem stürmischen Beifall – überwiegen doch distanziertere Töne. Der Kritiker vergleicht die Bielefelderin nicht nur mit der bedeutendsten Darstellerin der Rolle des Orpheus in dieser Zeit, Pauline Viardot-Garcia, mehr noch, er unterstellt ihr, diese in jeder Hinsicht zu kopieren, und spricht ihr damit ihre künstlerische Originalität ab. Etwas erfreulicher ist dann die abschließende Kritik der Veranstaltungen am Ende der Saison. Das gleiche Organ bringt fünf Monate später eine zusammenfassende Wertung des Bielefelder Musiklebens. Unter der Überschrift „Aus Bielefeld" erfahren wir: „Fräulein Marie Cruvelli war bei der Aufführung des *Orpheus* trefflich disponirt und wusste die Partie so gut durchzuführen, dass sie dadurch wesentlich zu dem wirklich überaus grossen Erfolge beitrug, den Gluck's Oper hier errang."[40] Im gleichen Bericht erfahren wir auch, dass ein weiteres Konzert von Marie stattgefunden hat. Hier gefiel: „Fräulein Cruvelli … am meis-

39 Niederrheinische Musik-Zeitung für Kunstfreunde und Künstler, Köln, 17. Februar 1866, S. 56.

40 Ebd., 21. Juli 1866. S. 231.

ten und mit Recht mit Schumann'schen und Schubert'schen Liedern." Aber: „Indem ich diese Thatsache mit ihrer Durchführung der Orpheus-Partie zusammenhalte, kann ich nicht umhin, meine Ansicht dahin auszusprechen, dass die Sängerin richtiger thäte, ihren mit der pariser Luft eingesogenen Geschmack für Arditi[41], Verdi und Meyerbeer ihrer deutschen Abstammung gemäss zu germanisieren."[42] Was immer „germanisieren" bedeuten mag, hier wird eine Forderung erhoben, die nichts mit der musikalischen Qualität der Sängerin zu tun hat. Die Ressentiments gegen alles Fremde, besonders gegen den französischen „Erbfeind", mit dem man doch angeblich, nachdem sich Frankreich im Deutschen Krieg neutral verhalten hatte, zu dieser Zeit noch im Frieden lebt, werden ziemlich unverhüllt ausgesprochen, wenn es heißt, Fräulein Cruvelli täte besser daran, nur Schumann und Schubert zu singen. Typisch für das nationalistisch geprägte Musikverständnis in Deutschland ist, dass der Rezensent geflissentlich außer Acht lässt, dass Meyerbeer Deutscher ist.[43]

Weniger kritisch wird Mathilde beurteilt. „Sie (Marie) trug diesen Winter mit ihrer Schwester, die als Dilettantin eine hervorragende Stellung einnimmt – beide wirkten in zwei bis drei Concerten mit –, zur Bereicherung unseres Musiklebens bei."[44] Anschließend werden die beiden mit der berühmten Schwester Sophie verglichen, indem es heißt, dass deren Eigenschaften auch die Grundlage ihrer Begabung bildeten, nämlich das Talent für große Effekte, künstlerischer Sinn und eine allgemeine musikalische Veranlagung. Im Juli lesen wir auch, was die am Anfang des Jahres erwähnten „widrigen Umstände" gewesen sein könnten. Es wird beklagt, dass es in Bielefeld an einem großen Saale fehle. Es gebe nichts außer der Tonhalle, die im Winter zu unbequem liege. Das ist richtig, denn dieser Konzertsaal[45] liegt tatsächlich auf dem zum Beispiel bei Schnee schlecht erreichbaren Johannis-

41 Gemeint ist Luigi Arditi, Komponist (1822–1903), der durch seine Gesangswalzer populär war.

42 Niederrheinische Musikzeitung (wie Anm. 39), ebd.

43 Giacomo Meyerbeer wurde als Jacob Liebmann Meyer Beer am 5. September 1791 in Tasdorf bei Berlin geboren und gemäß seiner eigenen testamentarischen Verfügung auf dem Jüdischen Friedhof an der Schönhauser Allee begraben. 1842 wurde er vom preußischen König zum Generalmusikdirektor der Berliner Oper ernannt. In Frankreich war Meyerbeer einer der erfolgreichsten Komponisten der Großen Oper.

44 Niederrheinische Musikzeitung (wie Anm. 39), S. 232.

45 Die Tonhalle ist 1858–1860 von der Bielefelder Schützengesellschaft erbaut worden.

Gedenkstele mit Büste für
Marie Crüwell
auf dem Alten Friedhof in Bielefeld, 1933
(Stadtarechiv und Landesgeschichtliche Bibliothek Bielefeld)

berg, und dieser für die Konzertmusik unerfreuliche Zustand bleibt so, bis 64 Jahre später die Rudolf-Oetker-Halle ihre Türen öffnen wird. Das Konzert, welches „Frau Baronin Vigier, geb. Sophie Cruvelli, im Verein mit ihren Schwestern Frau von Ising und Fräulein Marie Cruvelli" drei Wochen nach dem Erscheinen des Berichtes aus Bielefeld, am 15. August „zum Besten der Wittwen und Waisen unserer Krieger" geben wird, findet im großen Saal der Ressource statt. Hier singen alle drei Schwestern zusammen: Sie bringen ein Terzett aus dem Oratorium *Des Heilands letzte Stunden* von Ludwig Spohr. Es mag sein, dass Darbietungen von Kompositionen Spohrs, die wir bei den Schwestern häufig finden, zu der Vermutung geführt haben, sie hätten schon früh bei diesem bedeutenden Musiker Unterricht gehabt.

Als Marie am 26. Juli 1868 mit noch nicht einmal 44 Jahren stirbt, widmet die Wochenzeitung La France musicale ihr bereits in der nächsten Ausgabe einen Nachruf von 11 Zeilen.[46] Aber auch in der ebenso „traurigen wie unerwarteten Neuigkeit" wird sie, wie so oft, wieder mit ihrer Schwester verglichen. Die Sängerin sei musikalisch und physisch die Übersteigerung des Typs gewesen, den ihre Schwester so ideal verkörpert habe. Marie Cruwel, genannt Cruvelli, sei eine Künstlerin gewesen, die tief beeindruckte oder Missfallen erregte, übersteigert schien sie den Tod herauszufordern. Man habe sie in Paris selten gehört, es müsse fünf oder sechs Jahre her sein, dass sie an einem Karfreitag im Zirkus-Napoléon[47] in dem Oratorium *La Rédemption (Die Erlösung)* von Jules Alary an der Seite Tamberlicks[48] zu hören gewesen sei.

Zum Tode Sophies, „einer französischen Sängerin – aus Bielefeld" erwähnt der Generalanzeiger vom 13. November 1907 Maries Namen nicht, aber in einem Leserbrief „von sehr geschätzter Seite aus Bielefeld", der sich mit dem Artikel beschäftigt, wird am Schluss ihrer gedacht: „Marie Crüwell, die unverheiratet gebliebene Schwester der Diva, hat als Sängerin seinerzeit durch ihre großartige Veranlagung als Altistin geglänzt. Sie ist früh gestorben und den Bielefeldern durch die auf ihrem Grabe errichtete gut getroffene

46 La France musicale, 9. August 1868, S. 252.

47 Der Cirque Napoléon, heute Cirque d'Hiver (Winterzirkus), Rue Amelot 110, Paris, wurde 1852 eingeweiht, er fasste ursprünglich 3900 Personen; ab Herbst 1861 fanden hier Konzerte statt.

48 Enrico Tamberli(c)k, berühmter italienischer Tenor. Das Wohltätigkeitskonzert fand am 14. Mai 1863 vor 3000 begeisterten Zuhörern statt.

Marmorbüste in besserer Erinnerung geblieben, als die jetzt gestorbene Frau „Vicomtesse Vigier".[49] Von der „gut getroffene(n) Marmorbüste" ist uns ein Foto des „Gedenkmals für Marie Crüwell" aus dem Jahr 1922 erhalten. Es zeigt uns Marie oder Maria, wie auf der Säule steht, mit dem sogenannten „Tituskopf", einer Frisur mit dichten, kurzen Locken nach dem Vorbild einer Porträtbüste des römischen Kaisers Titus, die zwischen 1799 und 1804 in Frankreich besonders beliebt war. Wenn diese Büste den Bielefeldern gut getroffen erscheint, so müssen wir uns Marie tatsächlich einerseits etwas statuarisch, zum anderen mit ihren kurzen Haaren auch nicht ganz im Einklang mit der Mode ihrer Zeit, die einen „weiblicheren" Stil bevorzugt, vorstellen. Ihr Bild, wie es der Leserbriefschreiber vor Augen hatte, bleibt den Bielefeldern lange erhalten.

Allerdings verändert sich seine Umgebung im Lauf der Zeit stark. Mit dem Bau des „Haus der Technik" am Jahnplatz durch die Stadtwerke wird der Alte Friedhof auf der Seite der damaligen Heeper-, heute Friedrich-Verleger-Straße stark verkleinert. Die drei großen Rotbuchen, die das Grab beschatten, müssen weichen, und die Säule zum Gedächtnis an ihren Onkel Johann Scherr wird umgesetzt. Hierzu schreibt ein Justizrat Dr. Meyer ebenfalls einen Leserbrief voller Empathie: „Die früher im Grün des Altstädter Friedhofs nur von dem Kundigen gefunden wurde, die im Halbdunkel den leider längst vertriebenen Nachtigallen lauschte, wie sie selbst drei Jahrzehnte hindurch mit dem Glanze ihrer Stimme die Welt entzückt hatte, Maria Cruwelli, steht jetzt hervorgezerrt aus ihrer Einsamkeit vier Schritte hinter frischgenageltem Lattenzaune und staunt missmutig über das den Friedhof erdrückende Haus der Technik[50] und ein kleineres Gebäude, das wohl auch ein öffentliches ist. Im sachlichen Ernst gesprochen: Der jetzige Platz ist unwürdig für die größte Tochter Bielefelds. Dazu kommt, dass der Marmor unter der Einwirkung der Schwefelsäure körnig wird. Will man das Bildwerk, das doch nicht nur ortsgeschichtlichen, sondern auch künstlerischen Wert hat, unseren Nachfahren erhalten, so muss es da aufgestellt werden, wohin es nach der jüngsten Entwicklung gehört, in die Vorhalle des Museums. Es

49 StadtA Bi, 400,1, Westermann-Slg., S. 176.

50 Den Alten Friedhof umgab eine 2 ½ Meter hohe Ziegelmauer mit einem monumentalen Eingangsportal, das von 5 Meter hohen Sandsteinpfeilern gehalten wurde. Mauer und Portal sind 1928 dem Bau des am 23.11.1929 eröffneten Hauses der Technik zum Opfer gefallen.

Gedenkstele für Marie Crüwell und Grabmal für Mathilde von Ising inmitten der Gräber ihrer Brüder auf dem Alten Friedhof in Bielefeld (Foto R. Vogelsang)

wird der Stadt sicher nicht schwer fallen, hierzu die Zustimmung der Familie Crüwell zu erhalten."[51] Leider ist die Stadt dieser Anregung nicht gefolgt. Den Zweiten Weltkrieg und die erste Nachkriegszeit hat die Büste unbeschädigt überstanden. Noch 1954 erwähnt sie Franz Halbrock, ein Vetter aus der Nachkommenschaft Adolph Crüwells, in seiner Familienchronik.[52] Heute ist von ihr nur noch ein Photo im Stadtarchiv erhalten.

Vielleicht gibt es aber eine weitere Möglichkeit, sich diese Tochter Bielefelds vorzustellen. Noch 1968 ist im Katalog der Kunsthalle der Stadt Bielefeld eine Porträtbüste abgebildet, die angeblich Sophie darstellen soll. Dies Werk eines Unbekannten ist heute leider ebenfalls verschollen. Die Abbil-

51 StadtA Bi, 400,1, Westermann-Slg., Nr 53, S. 49 vom 30.1.1930, der Name der Zeitung ist nicht vermerkt.

52 Franz Halbrock, Die Familien Crüwell in Bielefeld und Dortmund, o.O., Stand 1954.

dung weist jedoch keinerlei Ähnlichkeit mit der Primadonna auf, was besonders deutlich wird, wenn man sie mit der Abbildung der Büste Sophies von Mégret[53] vergleicht. Sie stellt eher Maries Typ dar. Und so kann man sich gut eine falsche Zuschreibung vorstellen, und sie könnte durchaus ein Bild von Marie wiedergeben.[54]

Das schönste uns erhaltene Portrait ist das von Sophie und Marie am Klavier aus dem Jahre 1851. Es zeigt deutlich die unterschiedlichen Temperamente der Schwestern. Marie sitzt, wie so oft beschrieben, kerzengrade, ein wenig steif und blass da, eine Hand auf den Tasten und wendet sich schwermütigen Blickes vom Betrachter und ihrer Schwester ab. Sophie dagegen, lebhafter und temperamentvoller gezeichnet, legt mit liebevoller Zuwendung den Arm um sie.[55] Wenn bei Maries Tod erzählt wurde, sie sei „an gebrochenem Herzen"[56] gestorben, weil sie es nicht ertragen habe, immer im Schatten der jüngeren Schwester zu stehen, so lässt sich manches davon an diesem Bild ablesen, gleichzeitig zeigt es aber, dass eine gewisse Melancholie schon früh im Wesen der Älteren gelegen hat.

Von Mathilde erfahren wir im Juni 1875, dass ihr Bruder Otto „nach längerem Leiden" verstorben ist, und im Oktober 1892 ist es wiederum ihre traurige Pflicht, den Tod von Georg August „nach langen, mit großer Geduld ertragenen Leiden" in einer Bielefelder Zeitung anzuzeigen.[57] Mathilde wohnt jetzt nicht mehr in Bielefeld, ihre Anschrift ist Henriettenstift, Hannover. Leider ist uns kein Bild der ältesten Schwester überliefert. Sie stirbt am 21. Mai 1893, nach der Familienchronik in Bielefeld. In ihrer Todesanzeige, die Sophie in einer Bielefelder Zeitung veröffentlicht, scheint sie aber im Hospital in Karlsbad „sanft infolge einer Erkältung verschieden"[58] zu sein. Ihre Beerdigung jedenfalls findet, wie die ihrer Schwester Marie auf dem alten Friedhof in Bielefeld statt. Hier ruhen die beiden Schwestern nun nebeneinander und mit ihnen drei ihrer Brüder: Georg August, dessen

53 Louis Nicolas Adolphe Mégret, Vicomtesse Vigier, Musée Masséna, Nice, Abbildung bei Favre, Planche VII. Die Büste muss nach 1868, dem Tod von Sophies Schwiegervater, entstanden sein, da sie nicht mehr als Baronne, sondern als Vicomtesse bezeichnet wird.

54 Katalog Richard Kaselowsky Haus, Kunsthalle der Stadt Bielefeld, Bielefeld 1968, Kat.-Nr. 108, S. 99.

55 Marie und Sophie Crüwell, 1851, Privatbesitz.

56 Hilgenstock, Entwurf (wie Anm. 35).

57 StadtA Bi, 400,1, Westermann-Slg., S. 174.

58 Ebd.

Leichtsinn indirekt zum Tode von Mathildes Mann geführt hat, der 1865 verstorbene Christoph Heinrich und Carl Otto, der Jüngste der Geschwister.

Die H. Upmann Zigarre – Der Bielefelder Hermann Dietrich Upmann und die Schaffung einer Weltmarke

Von Margrit Schulte Beerbühl und Barbara Frey

Bevor er das Handelsembargo gegen Kuba 1962 unterzeichnete, orderte US-Präsident John F. Kennedy noch so viele Zigarren der kubanischen Marke „H. Upmann" wie möglich: 1.200 Stück konnten ihm geliefert werden.[1] Der Genuss der „H. Upmann" Zigarren einte die Staatsmänner entgegengesetzter politischer Systeme: Auch Sir Winston Churchill, Fidel Castro und Che Guevara schätzten die Marke, die der Bielefelder Auswanderer Hermann Dietrich Upmann 1844 in Havanna hatte eintragen lassen.

In Bielefeld wird der Familienname Upmann im Allgemeinen mit dem bis in das Jahr 2005 bestehenden Upmannstift in der gleichnamigen Straße am Nordhang des Johannisbergs in Verbindung gebracht – bei der kubanischen Zigarrenmarke, die im 19. Jahrhundert Weltruhm erlangte und bis heute auf dem Markt ist, denkt hingegen kaum jemand an Bielefeld. Dabei stammte bei Gründung des Upmannstiftes 1876 der größte Teil des Kapitals von Hermann Dietrich Upmann, der als Sohn eines Uhrmachers am [Alten] Markt aufgewachsen und später als Begründer einer Zigarrenmanufaktur in Havanna zum Millionär geworden war.

Zigarrenproduktion und -verkauf in Minden-Ravensberg und Bielefeld

Der Konsum von Tabak (Schnupf- und Kautabak sowie Pfeifenrauchen) war schon seit dem 16. Jahrhundert in Europa verbreitet, die Zigarre dagegen kam erst im 19. Jahrhundert in Mode. Sie war in den 1720er Jahren von Kuba nach Spanien gelangt und fand von dort aus nur allmählich über Europa Verbreitung.

Tabak entwickelte sich im 19. Jahrhundert zu einem der drei wichtigsten Exportartikel Kubas. An erster Stelle stand jedoch der Zucker, gefolgt vom

1 New York Times, 8.2.2012, „50 Years After Kennedy's Ban, Embargo on Cuba Remains"; www.nytimes.com/2012/02/08/world/americas/american-embargo-on-cuba-has-50th-anniversary.html?_r=0 (24.6.2015).

Kaffee. Während der Kaffeeexport im Laufe des Jahrhunderts zurückging, nahm der Anbau und Export von Tabak einen großen und dauerhaften Aufschwung infolge der Öffnung der europäischen und amerikanischen Märkte für kubanischen Tabak und Zigarren.

Die erste deutsche Zigarrenfabrik wurde 1800 in Hamburg errichtet, Bremen folgte kurze Zeit später. Die neue Mode des Zigarrenrauchens verschaffte dieser Industrie einen nachhaltigen Aufschwung. Nicht nur in Bremen wurde die Zigarrenherstellung der wichtigste Gewerbezweig.[2] Im Kreis Minden-Ravensberg setzte die Zigarrenherstellung ab ca.1830 ein. Bedingt durch die geographische Lage, die preußische Zollgesetzgebung sowie die Gründung des Deutschen Zollvereins 1833/34, durch den ein großer zollfreier Absatzmarkt geschaffen wurde, entwickelte sich diese Region zu einem wichtigen Zentrum der Zigarrenherstellung.[3]

Der Wandel der Konsumvorliebe von der Pfeife zur Zigarre trug, so Bernd-Friedrich Thielking, entscheidend zum Aufstieg Minden-Ravensbergs zu einem führenden Fabrikationszentrum für Zigarren bei.[4] Die deutschen Konsumenten schätzten allerdings deutsche Zigarren weniger, sie bevorzugten vor allem Havannas. Sie waren nicht die einzigen, die die kubanischen Produkte vorzogen. Weltweit schätzten Zigarrenliebhaber sie wegen ihres Geschmacks und ihrer sorgfältigen Herstellung.[5] Da das Anbaugebiet begrenzt und die Nachfrage hoch war, erzielten sie zum Teil sehr hohe Preise auf dem Weltmarkt.

Nach den Bremer Einfuhrstatistiken hatte der kubanische Tabak mengenmäßig nur einen vergleichsweise unbedeutenden Anteil am Gesamtumfang der Tabakeinfuhren, wertmäßig lag er aber deutlich über dem nordamerikanischen. 1878 betrug der durchschnittliche Preis für Tabak aus

2 Zu Bremen s. Ludwig Beutin, Drei Jahrhunderte Tabakhandel in Bremen, in: Ders., Gesammelte Schriften zur Wirtschafts- und Sozialgeschichte, hrsg. von Hermann Kellenbenz, Köln 1963, S. 98–130, zur Zigarrenindustrie bes. S. 106 f., 112.

3 S. hierzu ausführlich Bernd-Friedrich Thielking, Die Entstehung und Frühphase der Minden-Ravensberger Zigarrenindustrie (1830–1875), in: Hans-Jürgen Teuteberg (Hg.) Westfalens Wirtschaft am Beginn des „Maschinenzeitalters", Dortmund 1988, S. 171–197.

4 Ebd., S. 175.

5 Michael Zeuske, Kleine Geschichte Kubas, München 2000, S. 88 f.

Haus der Familie Upmann am [Alten] Markt 66 (heute 13) in Bielefeld (Aus: Martha Modersohn-Kramme, Aus Bielefelds vergangenen Tagen, Bielefeld 1929, S. 33)

Havanna 370,60 Mark pro 100 kg, der teuerste nordamerikanische dagegen nur 70,50 Mark.[6]

In Bielefeld gab es im 19. Jahrhundert mehrere kleine Betriebe, die Tabak verarbeiteten und auch Zigarren herstellten; als einzige überdauert hat die Firma Crüwell, die inzwischen als „weltweit älteste Tabakfabrik" gilt – 1705 fand Johann Georg Crüwell in Bielefeld erstmals als Rauchtabakfabrikant Erwähnung. Die Crüwellsche Tabakspinnerei, seit 1813 am [Alten] Markt gelegen, produzierte lange Zeit Roll-, Kau- und Schnupftabak, später auch Rauchtabak.[7] Die Rohware wurde über die Niederlande importiert. Die Bie-

6 Beutin, Drei Jahrhunderte Tabakhandel (wie Anm. 2), S.11.

7 Die Tabakspinnerei von Crüwell war Anfang des 18. Jh. in der Obernstraße Nr. 6 (heute Nr. 12) ansässig, 1813 zog sie in das heute noch so genannte „Crüwellhaus" in der Obernstraße Nr. 1. Die Produktion wurde 1983 eingestellt. Vgl. Arnold Crüwell, Die Bielefelder Tabakindustrie, in: Buch der Stadt, Bielefeld 1926, S. 477 ff., und Blauer

lefelder Arbeiter und Handwerker kauften bei Crüwell – die feineren Bürgersleute hingegen kehrten um die Mitte des 19. Jh. auf der anderen Seite des Rathauses mit Adresse [Alter] Markt Nr. 66 (heute Nr. 13) in das Zigarrengeschäft der Schwestern Dora und Lina Upmann ein: „Die Geschwister verkauften nur Havanna-Import Zigarren und zählten die vornehmen Einwohner der Stadt und der weiteren Umgebung zu ihrer Kundschaft", berichtet die Chronistin Martha Modersohn-Kramme.[8] Sie bezogen die Zigarren direkt von ihren Brüdern Hermann Dietrich und August aus Kuba.

Die Upmanns in Bielefeld

Hermann Dietrich Upmann wurde am 1. Mai 1816, sein Bruder August 1818 in Bielefeld geboren. Sie waren Söhne des aus Halle / Westfalen stammenden Uhrmachers und Kaufmanns Hermann Friedrich Upmann (1767–1840) und seiner Frau Johanne Friederike, geb. Birkemeyer (1775–1840). Die Familie mit neun Kindern – sechs Jungen und drei Mädchen – lebte am [Alten] Markt 66, ein Teil des Hauses[9] war bereits seit 1680 im Besitz der Familie Birkemeyer. 1822 kaufte Hermann Friedrich Upmann für „1200 Taler Gold" das an der Ecke zum [Alten] Markt gelegene nebenstehende Eckhaus gemeinsam mit seinem Schwager, einem Kammmacher (für Webstühle).[10] Nach dem Tod der beiden Eltern Upmann im Jahre 1840 führte einer der Brüder zeitweilig das Uhrmachergeschäft des Vaters im Wohnhaus der Familie fort[11], der Bruder Florenz zog als Kammmacher nach Oerlinghausen, Heinrich betrieb ein kleines Geschäft in Lemgo. Ein weiterer Bruder verstarb kurz nach dem Tod der Eltern an einer Krankheit. Die drei Schwe-

Rauch seit 300 Jahren, www.bielefeld-marketing.de/de/service/bibewegt/meldung.html?dpm=2005-04-27-14.15.34.946444 (4.4.2015)

8 Martha Modersohn-Kramme, Hermann Upmanns Stammhaus, in: Dies., Aus Bielefelds vergangenen Tagen, Bielefeld/Leipzig 1929, S. 32–34, hier S. 34.

9 Zur damaligen Ressourcenstraße hin, heute Altstädter Kirchstraße.

10 Modersohn-Kramme (wie Anm. 8), S. 33.

11 Vermutlich handelt es sich hier um Johann Friedrich Wilhelm Upmann (1811–1854) (vgl. Testament Hermann Dietrich Upmann vom 22.12.1887, Staatsarchiv Bremen 2-Qq.4.c.8.b.4. Nr. 5096). Die Schilderungen von Martha Modersohn-Kramme und Luise Jüngst, die erst Anfang des 20. Jh. die Geschichte der Upmann-Geschwister aufgeschrieben haben, sind in der Vornamengebung nicht eindeutig.

stern Dorothea, Johanna und Caroline[12] blieben unverheiratet und richteten, vermutlich um 1854, ein Kurzwarengeschäft und eine Nähstube in dem Geschäft am [Alten] Markt ein:[13] „Sie hatten sich unten rechts im Hause einen kleinen Verkaufsladen geschaffen, in dem sie Knöpfe, Nadeln und Garn feilboten. Nebenher hatten sie noch eine Strick- und Nähschule für junge Mädchen eingerichtet, und in ihrer freien Zeit nähten sie mit der Hand in die feinen, leinenen Herreneinsätze, die ihnen die Bielefelder Kaufleute in Auftrag gaben, die Falten. Auch strickten sie aus dünner, weißer Baumwolle Aussteuer-Strümpfe für die wohlhabenden Bielefelder Bräute."[14] Zusätzlich lebten sie vom „Verkaufe unter der Hand kleiner Quantitäten der berühmt gewordenen Havanna-Zigarren der Brüder".[15] In späteren Jahren richteten Hermann und August Upmann den Schwestern einen Zigarrenladen ein, „statt Kurzwaren verkauften sie seine Importen an die wohlhabende Bevölkerung von Bielefeld und Umgegend, Strick- und Nähschule wurden aufgegeben."[16] Die Schwestern sollen, so Luise Jüngst, trotz des Angebotes großzügiger Unterstützung der ausgewanderten Brüder stets darauf bestanden haben, selbst für ihren Unterhalt aufzukommen: Sie „wehrten sich gegen den goldenen Segen, der immer bereit war, über sie zu strömen. Sie bestanden auf ihr Wort: ‚Wir leben vom Selbsterwerb!' "[17] 1868 vermieteten sie einen Teil des Hauses an Franz Küch, der dort das „erste und einzige Woll- und Kurzwarengeschäft am Platze" einrichtete.[18] Das Zigarrengeschäft der Fräulein Upmann bestand im gleichen Haus noch bis in das Jahr 1876[19],

12 Dorothea (1803–1877), Johanna (gest. 1860) und Caroline Upmann (gest. 1873 in Bremen).

13 Nach dem Tod des Kammmachers Birkemeyer 1852 und des Uhrmachers Friedrich Wilhelm Upmann 1854.

14 Martha Modersohn-Kramme: Zur Geschichte des Upmannstiftes, in: Zur Feier des 50jährigen Stifungsfestes des Upmannstiftes in Bielefeld am 17. Oktober 1926, S. 8–15, hier S. 9.

15 Im Original unterstrichen. Luise Jüngst, Über die Stiftung des Upmannstiftes zu Bielefeld nebst Anlagen u. d. Trauerrede f. Herrn H. D. Upmann, 1913, StadtA Bi 300,7, Kleine Erwerbungen Nr. 1227. Die Schriftstellerin und Erzieherin Luise Jüngst (1848–1923), Tochter des Bielefelder Lehrers Ludwig Volrath Jüngst, lebte von 1911–1923 im Upmannstift.

16 Modersohn-Kramme, Upmannstift (wie Anm. 14), S. 9.

17 Jüngst (wie Anm. 15), S. 3.

18 Modersohn-Kramme, Aus Bielefelds vergangenen Tagen (wie Anm. 8), S. 34.

19 StadtA Bi, Adressbuch 1876.

in den letzten Jahren wurde es jedoch nicht mehr von den Schwestern persönlich geführt.[20]

Hermann Dietrich und August Upmanns Weg nach Kuba

Hermann Dietrich verließ 1839 seine Heimat zunächst allein[21] und schiffte sich nach Kuba ein, denn nicht nur die USA, sondern auch Kuba versprach wirtschaftliche Aufstiegschancen, die sich ihm, als Sohn einer Handwerkerfamilie, in Bielefeld kaum geboten hätten. Sein Bruder August folgte ihm kurz darauf.

Als Hermann Dietrich Upmann sich nach Kuba aufmachte, war die erste reguläre Dampfschifffahrtslinie über den Atlantik in die USA kurz zuvor eröffnet worden. Dadurch hatte sich die Reisezeit erheblich verkürzt, doch benutzte die Mehrheit noch ein Segelschiff, mit dem die Überfahrt etwa sieben Wochen dauerte. Der Bremer Kaufmann Alexander Friedrich Kleinwort benötigte, als er 1838 nach Kuba reiste, für die Überfahrt 54 Tage. Ähnlich lange wird auch Hermann Dietrich Upmann auf See gewesen sein.[22]

Kuba beeindruckte viele deutsche Landsleute mit der Schönheit des Landes. So schrieb die Hamburger Kaufmannsgattin Tony Godeffroy, die ihrem Mann Adolph Godeffroy Ende der 1830er Jahre nach Kuba folgte: „Man muß es [Kuba] selbst gesehen haben, um bezaubert von einer westindischen Landschaft zu seyn, die endlosen Alleen von Palmen gewähren einen großartigen Anblick…"[23] Ähnlich äußerte sich der Hamburger Kaufmann Alfred Beneke, der wenige Jahre später nach Kuba kam, als die größte Sommerhitze vorbei war. So beeindruckend die Landschaft den Einwanderern erschien, das tropische Klima und Krankheiten setzten den Europäern erheblich zu. Viele starben schon in den ersten Jahren nach ihrer Ankunft an dem gefürchteten Gelbfieber.

20 Modersohn-Kramme, Aus Bielefelds vergangenen Tagen (wie Anm. 18), S. 34.

21 „Upmann, Hermann Dietrich, Kfm., aus 1839 nach Amerika". StadtA Bi, Ein- und Auswanderungen in Bielefeld 1763–1874, 27.3.[18]39.

22 Jehanne Wake, Kleinwort & Benson: The History of Two Families in Banking, Oxford 1997, S. 66. Renate Hauschild-Thiessen (ed.), Ein Hamburger auf Kuba. Briefe und Notizen des Kaufmanns Alfred Beneke 1842–1844, Hambur 1971, S. 15–31.

23 Zit nach Hauschild-Thiessen, ebd., S. 10.

Die Deutschen in Havanna

Hermann Dietrich Upmann war nicht der erste Deutsche in Havanna. Als er Ende der 1830er Jahre in der spanischen Kolonie Kuba ankam, existierte dort bereits eine kleine deutsche Gemeinde. Schon in den 1790er Jahren lassen sich die ersten deutschen Kaufleute auf Kuba nachweisen. Bis 1819 war die Gemeinde so stark angewachsen, dass sie eine „Unterstützungs-Gesellschaft für hülfbedürftige Landsleute" gründete; sie nannte sich später in „Deutscher Verein" um. Nach dem Registro Publico General de Comercio del La Habana von 1833 lebten vierzig Deutsche auf Kuba. Bis 1846 hatte sich ihre Zahl nahezu vervierfacht.[24] Insbesondere in den 1830er Jahren zog die Insel vermehrt deutsche Migranten an, unter ihnen viele Kaufleute aus Hamburg und Bremen. Rudolf Heinrich Ballauf und August Cropp aus Hamburg gründeten bereits 1832 ein Handelsgeschäft auf Kuba, Gustav Wilhelm Soltau aus Hamburg und Christoph Heinrich Röver aus Bremen folgten wenige Jahre später, um nur einige wenige zu nennen. 1846 gab es auf der Karibikinsel 14 hanseatische Handelshäuser.[25] Das steigende wirtschaftliche Interesse an Kuba veranlasste die Hansestädte Hamburg und Bremen, in den 1830er Jahren Konsulate einzurichten.[26] Bei der Mehrheit der deutschen Niederlassungen handelte es sich um Kommissionshäuser, die für Auftraggeber in Europa oder Nordamerika arbeiteten. Angesichts des ungesunden Klimas blieben nur die wenigsten deutschen Kaufleute dauerhaft auf der Insel. Die überwiegende Mehrheit arbeitete dort für einige Jahre oder Jahrzehnte und kehrte dann in die Heimat zurück.

Nach den Briefen des Hamburgers Alfred Beneke von 1842 bildeten die Deutschen keine geschlossene Gemeinde, sondern waren „in einzelne Cliquen getheilt." Die oberste Schicht stellten die Inhaber der deutschen Handelshäuser dar.[27] Sein Eindruck über sie war nicht ungeteilt positiv. „Die Mehrzahl", so bemerkt er, „besteht aus feinen und ordentlichen Leuten",

24 Iglesias Garcia, U. Upmann y Compañia, una empresa alemana en Cuba, in: Michael Zeuske y Ulrike Schmieder (Hg.), Regiones europeas y Latinoamérica (siglos XVIII y XIX), Frankfurt/M. 1999, S. 365–386, hier S. 371 f.

25 Moritz Lindemann, Zur Geschichte der älteren Beziehungen Bremens mit den Vereinigten Staaten von Amerika, in: Bremisches Jahrbuch 10 (1878), S. 124–146, hier S. 146.

26 Einen guten Einblick in die Welt der deutschen Kaufleute auf Kuba findet sich in: Hausschild-Thiessen, Ein Hamburger auf Kuba (wie Anm. 22), S. 65–76.

27 Ebd., S. 62.

Hermann Dietrich Upmann, 1816–1894
(Foto aus: Wilhelm Niemeyer, Fünfundsiebzig Jahre Upmannstift, Bielefeld 1951)

doch setzten sie sich zum Teil auch aus „ziemlich obscure[n], ungebildete[n] Leuten[n] zusammen". Beneke bedauerte in seinen Briefen das Fehlen eines ausgeprägten kulturellen Lebens. Es existiere zwar eine deutsche Lesegesellschaft, in deren Räumen deutsche Klassiker und ausländische Zeitungen auslagen, doch vermisse er insgesamt ein hochstehendes geistiges Leben.

Der Katholizismus war auf Kuba Staatsreligion. Nach Benekes Ansicht nahm man es aber mit der Religion nicht so ernst. Die Frömmsten waren seiner Meinung nach die Schwarzen, während er ansonsten die katholische Kirche auf Kuba für „entartet" hielt, da sie zu Prunk, Verschwendung und Nachlässigkeit neigte.[28] Die Mehrheit der Deutschen waren Protestanten.

28 Ebd., S. 51 f.

Protestantische Kirchen waren jedoch verboten, so dass sie ihre Feiertage nur im Geheimen feiern konnten. Benekes Auffassung nach nahmen die Deutschen es mit der Religion ebenfalls nicht so ernst, vielmehr herrschte nichts anderes als „sinnlicher Genuß und Geldverdienst."[29]

Die Chancen, schnell zu Reichtum zu kommen, waren groß, selbst für unvermögende Neuankömmlinge, wie etwas Friedrich August Cropp[30] aus Hamburg, Alexander Friedrich Kleinwort aus Bremen, der spätere Begründer der Londoner Bank Kleinwort & Benson, oder Hermann Dietrich und August Upmann aus Bielefeld.

Über Hermann Dietrich Upmann

„Seine Gestalt gehört zu den populären in unserer Stadt, wie er so täglich pünktlich und aufrecht seinen Gang that über den Wall und durch die Straßen unserer Stadt, schlicht in seinem Auftreten, freundlich in seiner Art sich zu geben. Er gehörte nicht zu den Leuten, welche das Meiste mit Worten thun, dafür aber hatte er feste Grundsätze, ein deutsches Herz und einen gemeinnützigen Sinn. Mit seinem Namen prangte er nicht gerne auf den Listen, aber er gab; für Schaugepränge und Luxus war er nicht eingenommen, aber er liebte ein gemüthliches Behagen, und im Kreise von Freunden konnte er sogar beredt werden. Aus seinen Zügen sprach Wohlwollen, das erwies er auch in der That."[31]

Die Anfänge des Unternehmens Upmann in Havanna

Über Hermann Dietrichs Anfänge auf Kuba wissen wir nur wenig. Er hatte vor seiner Ausreise eine Kaufmannslehre gemacht und in Havanna, „da er keine Stelle finden konnte, ohne Mittel ein Cigarrengeschäft"[32] begründet.

29 Ebd., S. 60.

30 Er war 1827 mittellos auf Kuba angekommen und verließ ca. 10 Jahre später die Insel als wohlhabender Mann; ebd., S. 66.

31 Rede des Herrn Pastor Schenkel am Sarge des Herrn H.D. Upmann am 2.2.1894, StadtA Bi 102,3/441/47.

32 Zeitungsmeldung über den verstorbenen Millionär Hermann Dietrich Upmann, Kl.Z., 31.1.1894, StadtA Bi, 400,1/19.

Durch die nachbarschaftliche Nähe zur Tabakfabrik Crüwell dürfte ihm die Tabakherstellung nicht ganz fremd gewesen sein; zudem galt die „Fabrikation der Cigarren" als sehr einfach, wie ein Lehrbuch aus dem Jahr 1846 vermittelt.[33] Das Tabakgewerbe verlangte zudem keine großen Kapitalinvestitionen. Mit wenigen Sklaven und gemieteten Räumen war ein leichter Einstieg in die Tabak- und Zigarrenproduktion möglich. Upmann gelang es offensichtlich innerhalb kürzester Zeit, sich einen Namen als Zigarrenhersteller zu schaffen.

Wie viele deutsche Kaufleute war Hermann Dietrich bald nach seiner Ankunft dem Deutschen Verein beigetreten. Dort begegneten sich Alexander Friedrich Kleinwort und Hermann Dietrich Upman zum ersten Mal. Nach Jehanne Wake sollte Upmann in Alexander Kleinworts Karriere eine wichtige Rolle spielen. In den gemeinsamen Jahren auf Kuba arbeiteten sie nicht allein wirtschaftlich eng zusammen, sondern sie schlossen eine lebenslange Freundschaft. Nachdem beide nach Europa zurückgekehrt waren – Kleinwort nach London und Upmann nach Bremen – nutzte Kleinwort seine Aufenthalte in Bremen immer wieder zu Besuchen bei Upmann.

In Havanna hatte Kleinwort zunächst in dem deutschen Handelshaus von Adolf Höber als angestellter Jungkaufmann angefangen. Höber importierte vor allem Bielefelder Leinen. Dieses wurde nach genauen Muster- und Qualitätsvorgaben in Bielefeld geordert. Neben seiner Tätigkeit für Höber durfte er auch auf eigene Rechnung arbeiten. So machte er seine ersten eigenen Gewinne mit dem Verkauf von Bielefelder Hemden und dem Zigarrenhandel, der ihm aus seiner Heimat nicht unbekannt war.[34]

Durch Hermann Dietrich Upmann lernte Kleinwort führende kubanische Zigarrenfabrikanten kennen. Gewinne aus dem Tabakverkauf nutzte er wiederholt dazu, kleinere Summen in Upmanns Fabrik zu investieren. Gemeinsam mischten sie 1843/44 den Markt auf. Als ein großer Engpass bei Qualitätstabak drohte, schlug Kleinwort Upmann vor, Tabak im Wert von $ 10.000 einzukaufen, so lange er billig war. Beide verfügten aber nicht über genügend Vermögen. Einen Kredit erhielten sie von Kleinworts neuem Arbeitgeber, dem englischen Hause Drake & Co auf Kuba, sowie von einem New Yorker Haus. Da Hermann Dietrich zu niedrigen Preisen pro-

33 Heinrich Schlütte, Anleitung zur Fabrikation von Cigarren, Quedlinburg und Leipzig 1846, S. 4.

34 Wake (wie Anm. 22), S. 70 f.

duzierte, zogen sie beträchtliche Gewinne aus diesem Geschäft. Sie erlaubten Upmann sein Geschäft zu erweitern. Neben Tabak soll er auch schon mit Zucker gehandelt haben.[35] In diesen ersten Jahren machten beide, Kleinwort und Upmann, sehr hohe Gewinne, durch die sie den Grundstock für ihren beiderseitigen wirtschaftlichen Aufstieg legten. 1844 ließ Upmann das Markenzeichen seiner Zigarren „H. Upmann" schützen.

Upmann Zigarren stiegen in den nachfolgenden Jahren zu einer der führenden Marken auf dem europäischen und nordamerikanischen Markt auf. Neben Deutschland und Russland wurde England einer der Hauptabnehmer seiner Zigarren.

„Die Beherrscherin aller Männerherzen"

Wie oben erwähnt, hatte Schnupf- und Kautabak seit dem 16. Jahrhundert immer mehr Anhänger in Europa gewonnen; das Tabakrauchen erlebte im 19. Jahrhundert in vielen westlichen Ländern einen rasanten Aufschwung. Das Zigarrerauchen breitete sich vor allem in der gesellschaftlichen Elite aus, welche die Zigarren nicht einfach rauchte, sondern den Konsum zelebrierte. Schon vor dem eigentlichen Rauchgenuss wurde die Vorbereitung des Anzündens zu einem Initiationsritual, das mit exquisiten Accessoires inszeniert wurde. Die neue elitäre Mode ging mit ausgeprägtem Marken- und Qualitätsbewusstsein einher.

Obwohl in Deutschland die Produktion von Zigarren rasch anstieg, galten sie als minderwertig. So schrieb der anonyme Autor über „Luxus und Schönheit des modernen Lebens" 1851, es werde zwar die Fabrikation „mit Eifer und Kunst" betrieben, „dennoch ist man nicht im Stande, selbst aus importierten Havanneserblättern, Cigarren hervorzubringen, welche sich mit den legitimen, der Havannah, sich in allen Stücken messen können".[36] Die europäischen Zigarren, so stellt er fest, hätten zwar teilweise „ein hübsches Aussehen, aber sie leiden an vielen Unarten: die einen sind rohe, erdige Ackerknechte, andere haben einen Fuselgeschmack wie Eckensteher, noch

35 Ebd., S. 73 f.

36 Luxus und Schönheit des modernen Lebens. 1. Der Tabak und die Cigarren der Havannah, in: Die Grenzboten 10 (1851), S. 81–95, hier S. 86.

andere sind süßlich und sentimental wie verkümmerte Fräulein".[37] Ebenso wenig reichten die amerikanischen Tabake an die Qualität der Havanna-Zigarren und Tabake heran. Zu einem ähnlichen Urteil kommt fünfzehn Jahre später der Tabakexperte Blasius Philocapnus. „Die edelsten Cigarren nach Farbe, Geruch und Geschmack erhalten wir aus Havanna. Der feinste Tabak", so fährt er fort, „wird hier in der Vuelta d'Abajo [...] gebaut, welche das Gebiet der kleinen Flüsse umfasst, die von der Sierras de los Organos und del Rosario nach der Südküste hinströmen".[38]

Außer der Herkunft des Tabaks spielen bei der Qualitätszuordnung neben Form, Farbe und Güte die Fabrik- bzw. Fabrikantennamen eine zentrale Rolle, denn die Zigarrenhersteller hatten schon früh damit begonnen, eigene Markennamen zu schaffen. Zu den berühmtesten und teuersten Havanna-Zigarren gehörten die der Firma Cabannas, die, so der anonyme Autor von 1851, auf Jahre im Voraus und stets zu höchsten Preisen verkauft wurden. Zu den besten Herstellern neben Cabannas zählte der Autor die Häuser Cabargas, Ugues und Upmann. Fünfzehn Jahre später standen für Blasius Philocapnus die Upmann Zigarren sogar an erster Stelle noch vor Cabannas.[39]

Die Zeitgenossen verglichen Havanna-Zigarren nicht nur mit den führenden französischen Champagnersorten, sondern sie mythologisierten ihre Herstellung geradezu. So spricht der Autor von „Luxus und Schönheit", auf die Kriege und Kämpfe der Vergangenheit zurückblickend, von der neuen „friedebringenden Gewalt" der Zigarren. Sie seien „das Resultat eines großartigen Verkehrs der Völker unter einander, eine Macht, die sich alles Lebende, die Könige, Banquiers, Fabrikanten und Journalisten unterwirft, und welche sich dem Denker darstellt als der Anfang einer neuen Aera in der Geschichte der Menschheit".[40] Die Herstellung hatte nach ihm „wie die Bereitung des Weins, etwas Unerklärliches, wobei die Göttin Natur selbständig als Bildnerin auftritt, und mitten unter den menschlichen Handarbeitern geheimnisvoll Operationen vornimmt."[41] In ähnlicher Weise äußert

37 Ebd., S. 84.

38 Blasius Philocapnus, Tabakologische Studien I, in: Die Grenzboten 35 (1876), S. 378–392, hier S. 387.

39 Luxus und Schönheit (wie Anm. 36), S. 93 f. Der Autor listet die 19 begehrtesten Zigarrenhersteller auf Kuba auf; s. auch Philocapnus (wie Anm. 38), S. 388.

40 Luxus und Schönheit, S. 83.

41 Ebd., S. 85.

sich auch die Londoner Daily News 1871 über die Upmann Zigarren. Der Zigarrenliebhaber Großbritanniens wisse zwar, dass die Zigarren an einem weit entfernten Ort in der Welt hergestellt würden, aber es seien „unsichtbare Geister, die ihm eines der wichtigsten Elexiere seines Lebens bereiteten." Es gäbe, so fährt der Autor fort, wahrscheinlich keinen Engländer, „who did not believe that he [Upmann] was in possession of a secret unknown to the world."[42] Die Upmann gehöre zu Recht dem esoterischen Zigarrenraucher, deshalb sei sie auch zum Liebling der russischen Aristokratie aufgestiegen. Die Extravaganz St. Petersburgs würde notorisch immer die besten Zigarren, die besten Champagners und besten Tees an sich ziehen.[43] Angesichts der geheimnisvollen Aura, die die Upmann Zigarre umgebe, so heißt es in dem Artikel weiter, sei es für den Zigarrenliebhaber geradezu ernüchternd, eine lebendige Person dahinter zu sehen, und dann noch vor Gericht.

Markenpiraterie

Denn als der Artikel in der Daily News erschien, klagte Upmann nicht zum ersten Mal gegen Produzenten und Händler, die sich das Ansehen seiner Marke zunutze machten, um billigere Produkte unter seinem Namen zu verkaufen. Die Zigarren wurden üblicherweise in Holzkisten zu 25 Stück verkauft, und die führenden Zigarrenhersteller versahen sowohl die Kisten als auch die Bauchbinden der Zigarren mit ihren Namen bzw. Markenzeichen. Da die Anbaugebiete des Qualitätstabaks im Vergleich zur Nachfrage aus Europa recht klein waren, konnten die führenden Hersteller hohe Preise verlangen. Eine Kiste Havanna-Zigarren (25 Stück) von nicht besonderer Qualität kostete in Hamburg 1851 achtzig Mark und im Zollverein 36 Taler. Die höchsten Preise wurden jedoch in England und Russland gezahlt.

Upmann erwarb seit den 1850er Jahre zahlreiche Goldmedaillen für seine Zigarren, die erste schon 1855 in Paris, die zweite sieben Jahre später in London, weitere in Oporto (1866), Moskau (1872), Wien (1873), Chicago (1893) und anderen europäischen und außereuropäischen Großstädten.[44]

42 „...wer glaubte nicht, dass Upmann im Besitz eines der Welt unbekannten Geheimnisses sei" (Übersetzung von M. Schulte Beebühl).

43 Daily News, London, 7. 12. 1871 unter 'Law Intelligence'.

44 Manuel Torres Gemeil, H. Upmann, 170 Jahre danach. Bauchbinden, Anekdoten, Logi-

Hierdurch konnte Upmann sehr hohe Preise verlangen. Nach Philocapnus betrugen die Fabrikpreise für die gebräuchlichsten Cabannas zwischen 120 bis 130 Dollar, „während Upmann seine Preise noch beträchtlich höher als Cabannas normirt."[45]

Angesichts der hohen Preise war Produktpiraterie weit verbreitet. Zigarren aus europäischen Anbaugebieten wurden mit Bauchbinden und Markenzeichen der Havanneser Firmen versehen und als solche verkauft. Das Aussehen der einheimischen Zigarren, bemerkte der anonyme Autor von 1851, zumal der Bremer, sei teilweise so schön, wie das der besten Havanneser: „Da man aber der Zigarre eben so wenig ins Herz sehen kann, wie dem Menschen, so nimmt man dort sehr selten theuren havanneser Tabak zur Einlage, sondern das Blatt von Ciba, Domingo Portorico etc." Selbst Zigarren, die aus Havanna kamen, wären nicht echt, denn, so stellte er fest, „Bremer und Hamburger Häuser senden Millionen nach Havannah, damit sie bei der Rückkehr in den Einfuhrlisten als importierte gelten".[46]

Sein Patent erlaubte Upmann, gegen diese Produktpiraten vorzugehen. In den Akten des Londoner Gerichts, des Chancery Courts, finden sich seit den 1860er Jahren zahlreiche Prozesse, die Upmann gegen solche Fälscher anstrengte. So versah beispielsweise ein englischer Zigarrenhersteller in Manchester die eigenen Produkte mit dem Warenzeichen der Upmannschen Zigarren und verkaufte sie als solche, obwohl diese nicht aus kubanischen, sondern aus deutschen und anderen preiswerten Tabaksorten hergestellt worden waren. Agenten der Upmannschen Firma in England deckten diesen Schwindel auf. Sie strengten 1869 eine Klage vor dem Chancery Court in London gegen die Firma an und gewannen den Prozess.[47] Die Tabakfirma in Manchester wurde zu einer Geldstrafe verurteilt unter Androhung einer Gefängnisstrafe im Wiederholungsfall. Nur zwei Jahre später verklagte Upmann erneut einen englischen Verkäufer, der Zigarren mit seinem Label verkaufte, die aus deutscher Produktion stammten.[48] Umgekehrt musste sich

---

stik und ein bisschen mehr..., Bremen/Havana 2014, S. 38.

45 Die Abgabe der Zigarren ab Fabrik erfolgte in Tausend; Philocapnus (wie Anm. 38), S. 390.

46 Luxus und Schönheit (wie Anm. 36), S. 94.

47 The National Archives Kew, C16/607/U/V26: Upmann v Economides 1869.

48 The Times, 6. 6. 1871, Law Report Upmann v. Elkan.

Die 1892 in Betrieb genommene Upmannsche Zigarrenmanufaktur „La Madama" in Havanna. (Foto: http://havanna-zigarren-blog.delh-upmann-die-manufaktur-lamadamal)

die Firma Upmann in den 1880er Jahren – wenn auch zu Unrecht – vermehrt den Vorwurf der Fälschung von Zigarren von Seiten der Amerikaner vorwerfen lassen.[49]

Die Expansion des Unternehmens

Seit den 1840er Jahren wuchs das Upmannsche Unternehmen offensichtlich stetig. Hermann Dietrich holte nicht allein seinen Bruder August nach Havanna, sondern schon bald nahmen die Brüder einen weiteren Teilhaber in ihr Geschäft auf, den aus Bremen stammenden Kaufmannssohn Johann Heinrich Claussen. Er ging nach Beendigung seiner Lehre 1846 zunächst nach New York und von dort nach Havanna, wo er mehrere Jahre arbeitete und 1853 von Upmann als Teilhaber aufgenommen wurde. Die neue Gesellschaft nutzte Upmann, um eine weitere Tabakmarke, „La flor del Pacifico", zu schaffen. Nach kubanischem Recht durfte damals eine Tabakmanufaktur

49 Garcia (wie Anm. 24), S. 377 f.

nicht mehr als ein Markenzeichen besitzen. Claussen kehrte 1862 in die Heimat zurück.[50] Nachfolger von Claussen im Upmannschen Geschäft wurde Luis Dusenschön. Als Prokurist arbeitete dort bereits ein André Pohlmann.

In den 1880er Jahren ließ das Unternehmen 57 weitere Zigarrenmarken eintragen.[51] Im Jahre 1890 hatte die Produktion soweit zugenommen, dass die Inhaber eine zweite größere Fabrik vor den Toren Havannas bauen ließen. Beide Fabriken beschäftigten um die Jahrhundertwende insgesamt 900 Männer und 300 Frauen.[52] Die wichtigsten Märkte waren an erster Stelle England, gefolgt von den USA und Deutschland.[53]

Seit der Mitte des 19. Jahrhunderts zeichneten sich auf dem kubanischen Tabakmarkt erhebliche Strukturveränderungen ab, zum einen eine starke Unternehmenskonzentration und zum anderen eine Verlagerung der Fertigung der Zigarren in die USA. Als Upmann Anfang der 1840er Jahre begann, gab es überwiegend kleine Tabakmanufakturen, die nur mit wenigen Arbeitskräften und geringem Kapital arbeiteten. Das änderte sich seit der Mitte des Jahrhunderts. 1862 gab es in Havanna immer noch 498 Zigarrenfabriken mit durchschnittlich acht bis zehn Arbeitern; eine Minderheit beschäftigte allerdings schon mehrere Hundert Arbeitskräfte. Aus einem Bericht des New York Herald von 1872 über einen Streik der kubanischen Zigarrenmacher heißt es, dass H Upmann zwischen 200 bis 300 Zigarrenmacher beschäftigte.[54] Kapitalinvestitionen der Amerikaner, die seit den 1840er Jahren versuchten, auf dem kubanischen Markt Fuß zu fassen, verursachten eine Konzentration der Betriebe. Bis 1890 war die Zahl der Arbeitskräfte in den größten Unternehmen auf 1.000 und 2.000 gewachsen.[55]

50 Bremische Biographie des 19. Jahrhunderts, hg. von der Historischen Gesellschaft des Künstlervereins, Bremen 1912; zu Claussen S. 96 f.

51 Garcia (wie Anm. 24), S. 379; das Verbot, mehr als ein Markennamen eintragen zu lassen, war offensichtlich aufgehoben worden.

52 British Library, William Gill (Hg.), Havana Cigars, Havana 1910.

53 Ebd.

54 New York Herald, 24. 5. 1872, "cigar makers strike"; Upmann war einer der ersten, der den Forderungen der Streikenden nachgab und bereit war, ihnen zwischen $ 1.50 und $ 2.00 das Tausend Stück zu zahlen, und damit ein Signal für die übrigen kubanischen Zigarrenfabrikanten setzte.

55 Jean Stubbs, Labour and Economy in Cuban Tobacco 1860–1958, in: Historical Reflections, 12 (1985), S. 449–467, hier S. 457 f.

Schon vor der Abschaffung der Sklaverei auf Kuba 1886 bestand die Arbeiterschaft in den Tabakmanufakturen keineswegs ausschließlich aus Sklaven. Nach einer Statistik von 1836 waren von insgesamt 2.234 Zigarrenmachern 1.622 freie Arbeiter und 612 Sklaven.[56] Die Arbeit der Sklaven in den Zigarrenfabriken unterschied sich dabei grundlegend von denen auf den Zuckerplantagen, denn die Qualität einer Zigarre hing unmittelbar vom Geschick und der Feinfühligkeit der Zigarrenmacher ab. Sie waren eher Handwerker und galten für ihre Zeit als recht gebildet. Seit dem Ende der 1860er Jahre setzte sich die Praxis durch, dass die Zigarrenmacher von ihrem Lohn einen Vorleser bezahlten, der „auf einem hochgestellten Stuhl sitzend, während der Arbeit aus Zeitungen oder Büchern" vorlas.[57] Die Zigarrenmacher gehörten auch zu den ersten Arbeitern, die auf Kuba eigene Gewerkschaften gründeten.[58]

Da die USA seit der Mitte des 19. Jahrhunderts den Zigarrenimport erschwerte, indem sie die Einfuhr von Zigarren hoch besteuerte, jedoch die Einfuhr von Tabakblättern begünstigte, wandelte sich Kuba von einem Exportmarkt für Zigarren zu einem Exportmarkt für Tabakblätter.[59] Die kubanische Zigarrenproduktion verlagerte sich in der Folge nach Florida, und mit ihr verließen viele Tabakmacher die Insel.

Da in den 1860er und 1870er Jahren die Nachfrage nach kubanischen Tabakblättern aus den Vereinigten Staaten erheblich zunahm, begannen amerikanischen Monopolgesellschaften wie die American Tobacco Company (ATC), in großem Umfang in Kuba zu investieren, und verdrängten in den nachfolgenden Jahrzehnten etablierte spanische, deutsche und britische Firmen vom Markt. Alte Unternehmen, wie die von Henry Clay & Bock, Cabannas und Partagas, wurden nach dem zweiten Unabhängigkeitskrieg (1895–1898) von den Amerikanern übernommen.[60]

56 Ebd., S. 463.

57 In: Michael Zeuske/Max Zeuske, Kuba 1492–1902. Kolonialgeschichte, Unabhängigkeitskriege und erste Okkupation durch die USA, Leipzig, 1998, S. 265; vgl. auch Fernando Ortiz, Tabak und Zucker. Ein Kubanischer Disput, Frankfurt am Main 1987, S. 144 ff.

58 Ortiz, ebd.

59 Stubbs (wie Anm. 55), S. 449; Zeuske (wie Anm. 5), S. 89.

60 Stubbs (wie Anm. 55), S. 451 f.

Die Rückkehr der Upmann-Brüder nach Europa

Hermann Dietrich Upmann, der Begründer des Zigarrenunternehmens, hatte im November 1848 Wilhelmine Amalie Gravenhorst (1825–1849) in Bremen geheiratet. Sie folgte ihm nach Kuba und starb bereits ein Dreivierteljahr später im Alter von 24 Jahren in Havanna am Gelbfieber. Danach hielt es Hermann Dietrich nicht mehr allzu lange auf Kuba, spätestens 1852 kehrte er endgültig nach Europa zurück und ließ sich in Bremen nieder.

Er stieg als Kompagnon in das Handelshaus von Gudewill ein. Sein Eintritt erfolgte im Zuge eines Generationswechsels. Der Firmengründer August Friedrich Heinrich Gudewill war Anfang der 1850er Jahre gestorben und der Sohn, Friedrich Wilhelm, hatte die Nachfolge angetreten. Mit der neuen Gesellschaft Gudewill & Upmann, die ab 1852 im Bremer Adressbuch verzeichnet ist, setzte eine Expansion ein.

Als Hermann Dietrich Upmann mit Gudewill assoziierte, war er noch nicht lange in Bremen, denn als seine erste Privatadresse gibt das Bremer Adressbuch das Hilmann Hotel Heerdenthorsteinweg an. Ein Jahr später vermerkt das Adressbuch als seine Privatadresse Contrescarpe 53.[61] Der Geschäftssitz blieb auf dem angestammten Platz der Gudewills in der Martinistraße.

Friedrich Wilhelm Gudewill besaß zwei Schiffe, die Orion und den Patriot. Sie liefen in seinem Namen unter bremischer Flagge. Nach dem Einstieg Hermann Dietrichs Upmanns firmierte als Eigentümer der Schiffe Gudewill & Upmann.[62] 1854 wurde der Patriot durch das Schiff Johanne Louise ersetzt, und ein drittes, die Marie, kam hinzu.[63] Die Schiffe fuhren im Atlantikhandel über New York durch die Karibik bis nach Brasilien.[64] Neben ihren eigenen Segelschiffen nutzten Gudewill & Upmann auch schon die ersten Dampfschiffe für den Tabaktransport.[65] Hermann Dietrich wurde

61 Bremer Adressbücher 1852/53.

62 Verzeichnis der unter bremischer Flagge laufenden Schiffe im Bremer Adressbuch 1850 und 1852.

63 Die Schiffe waren *Johanne Louise*, Kapitän C. Osterloh; *Marie*, Kapitän F. Schwartje und *Orion*, Kapitän J. Kück (Bremer Adressbuch 1854).

64 S. hierzu und dem folgenden Hermann Wätjen, Die Hansestädte und Brasilien 1820 bis 1870. Eine wirtschaftsgeschichtliche Studie, in: Weltwirtschaftliches Archiv 22 (1925), S. 221–250, hier bes. S. 247 ff.

65 The Sun (Baltimore), 1. Mai 1868; nach der Zeitung brachte das Dampfschiff Cuba

später Mitgesellschafter des Norddeutschen Lloyd in Havanna, der monatliche Verbindungen zwischen Bremen, Le Havre, New Orleans und Havanna unterhielt.[66]

Kurz nach dem Tod von Gudewill (1859) wurde Upmann Alleininhaber des Geschäfts, obwohl es noch eine Zeitlang unter dem Namen Gudewill & Upmann firmierte. Nach dem Tod von Gudewill erscheinen im Bremer Adressbuch die Segelschiffe nicht mehr als unter Bremer Flagge laufend. Ob Hermann Dietrich alle Schiffe behalten hat, ist nicht festzustellen. Zumindest in einem Fall ist nachweisbar, dass er ein Segelschiff unter neuem Namen und möglicherweise anderer Flagge laufen ließ. Denn nach einer Notiz im New York Herald wurde im September eine Bark mit dem Namen H. Upmann von Hong Kong in New York erwartet. Ein halbes Jahr später, Anfang März, meldete die gleiche Zeitung die Ankunft der Bark H. Upmann, aus Bremen kommend, in New York, mit dem Kapitän Schwartje, offensichtlich der gleiche Kapitän, der zuvor die Orion und Bark Marie geführt hatte. Spätestens bei der Liquidation der Firma 1871/72 wird Hermann Dietrich die Segelschiffe verkauft haben.[67]

Im gleichen Jahr wurde eine neue Gesellschaft unter dem Namen Herm. Upmann & Co. mit dem Neffen Hermann Friedrich Upmann und Wilhelm Frahm als Gesellschafter gegründet.[68] In welchem Umfang Hermann Dietrich nach der Neugründung der Gesellschaft Teilhaber blieb bzw. sich aus dem aktiven Geschäft zurückzog, ist nicht bekannt. August Upmann war einige Jahre nach seinem Bruder ebenfalls nach Deutschland zurückgekehrt. Er ließ sich in Dresden nieder. Im Adressbuch wird er dort erstmals 1862 als „rentier" aufgeführt.[69] August reiste 1870, durch seine Freundschaft mit der Bielefelder/Hamburger Kaufmanns- und Reederfamilie Woermann inspiriert, nach Westafrika, wo er vergeblich versuchte, Havannesischen Tabak anzupflanzen.[70]

---

neunzig Ballen kubanischen Tabak für Gudewill & Upmann in Bremen, die in Baltimore auf das Schiff Berlin umgeladen wurden.

66 Torres Gemeil, H. Upmann (wie Anm. 44), S. 119 f.

67 New York Herald, 24.11.1869; 15. 3. 1810.

68 Bremer Adressbuch 1872.

69 Adreß- und Geschäfts=Handbuch der königlichen Haupt- und Residenzstadt Dresden 1862: Upmann Augustin, Rentier, Räcknitzstr. 3.

70 1888 gehörten Hermann Friedrich Upmann, Bremen, und Heinrich Upmann, Hamburg, zu den Hauptteilhabern der neugegründeten „Tabakbau-Gesellschaft Kamerun"

Die Zweite Upmann-Generation

Beide Brüder hatten keine Kinder. Die Söhne des Bruders Wilhelm – er hatte drei Söhne und eine Tochter – übernahmen ab den 1860er Jahren die Leitung der Zigarrenfabrik in Havanna. Die zweite Generation trug in den nachfolgenden Jahrzehnten erheblich zur Expansion und Diversifizierung des Unternehmens bei. Wilhelms Sohn Carl (1844–1922) ließ sich in New York nieder. Er eröffnete dort eine Zigarrenhandlung und eine Fabrik. Sie befand sich über vierzig Jahre lang auf der 404 East Fifty-Ninth Street.

New York war seit dem 18. Jahrhundert zum Finanzzentrum und Warenumschlagplatz für den Handel mit den karibischen Inseln aufgestiegen. In den Anfangsjahren des Upmannschen Zigarrenunternehmens, als Hermann Dietrich mit Alexander Friedrich Kleinwort kooperierte, war das Handelshaus der Gebrüder Ferdinand Karck in New York Anlaufstelle, Kreditgeber und Warenumschlagplatz für beide Jungunternehmer gewesen.[71] Durch die Zusammenarbeit mit dem New Yorker Haus hatten sie beide Erfahrungen auf dem amerikanischen Markt gemacht. Carls Niederlassung in New York wurde in den nachfolgenden Jahren von strategischer Bedeutung für das Expansionsstreben der Upmanns – nicht nur als Warenumschlagplatz, sondern auch als Finanzplatz.

Einen Streik der US-amerikanischen Zigarrenmacher, über den dortige Zeitungen berichten, bietet einen interessanten Einblick in die Arbeitsbedingungen und -verhältnisse der New Yorker Fabrik von Carl Upmann. Mitte der 1880er Jahre erfasste die USA eine große Streikwelle. Die Internationale Gewerkschaft der Zigarrenmacher rief ebenfalls zur Arbeitsniederlegung auf. Mehr als 10.000 Zigarrenmacher legten die Arbeit nieder. Carl Upmann, der 400 Zigarrenmacher beschäftigte, gehörte zu den ersten Unternehmern, die den Forderungen der Gewerkschaft nachgaben und damit ein Signal für viele andere Arbeitgeber gaben. Zu den Arbeitsbedingungen

(vgl. Helmuth Stoecker, Kamerun unter Deutscher Kolonialherrschaft, Berlin 1960, S. 162); Heinrich Upmann gehörte auch der 1899 gegründeten Moliwe-Pflanzungsgesellschaft (Kamerun) an (ebd., S. 164, Fn 12). Beide werden zudem um 1900 im Aufsichtsrat der Westafrikanischen Pflanzungs-Gesellschaft Bibundi (Kamerun) aufgeführt, die sich auch im Tabakanbau engagierte (vgl. Rudolf Fitzner, Deutsches Kolonial-Handbuch: Ergänzungsband, 1903, Nachdruck Bremen 2011, S. 34, und Recueil des Sociétés Coloniales et Maritimes (Vol. 4), 1903. London: Forgotten Books, S. 275 f.).

71 Wake (wie Anm. 22), S. 71.

in der Upmannschen Fabrik bemerkte die Zeitung New Haven Register im März 1886, dass Upmann, im Gegensatz zu vielen anderen Fabrikanten, keinen „cheap floor" habe – eine Abteilung, in der minderwertige Zigarren von billigen Arbeitskräften hergestellt wurden –, vielmehr würde die Mehrheit der Arbeiter bei ihm gute Löhne erhalten und das ganze Jahr über beschäftigt sein.[72] Da ein wachsender Anteil der kubanischen Zigarren in Florida von kubanischen Arbeitskräften hergestellt wurde, entschloss sich Carl, die Zigarrenproduktion zum Teil dorthin zu verlagern.

Sein Bruder Heinrich (1842–1914) verließ 1864 seine Heimat und ging nach Kuba. Mit ihm fand eine weitere Diversifikation des Upmannschen Unternehmens statt. Er eröffnete eine Bank in Havanna unter dem Namen Upmann & Co. Von den 220.000 Pesos Gründungskapital kamen 90% von Hermann Dietrich,[73] die übrigen 10% teilten sich Heinrich Upmann und Guillermo (Wilhelm) Rocholl. Rocholl stammte aus einer weitverzweigten Kaufmanns- und Fabrikantenfamilie, die in Minden eine große Tabak- und Zigarrenfabrik besaß.[74] Er war schon seit 1860 in Havanna. Heinrich Upmann und Guillermo Rocholl wurden als Geschäftsführer bestellt und Hermann Dietrich Kommanditist.[75] Nach dem Ausscheiden von Rocholl stiegen als neue Gesellschafter Johann Runken und Friedrich Remmer in die Bank ein. Beide stammten aus Bremen. Heinrich Upmann kehrte in seinen späteren Jahren nach Europa zurück und ließ sich in Hamburg nieder, wo er 1914 starb.

Einen aufschlussreichen Einblick in die Bedeutung des Upmannschen Bankgeschäfts findet sich in der Darstellung des Kriegsberichterstatters Joseph Herrings, der in den 1890er Jahren über den spanisch-amerikanischen

72 New Haven, Register 12. März 1886 p. 1 [From the New York Journal to-day).

73 In der Literatur wird immer von Hermann Upmann gesprochen. Es wird sich jedoch kaum um den Neffen von Hermann Dietrich gehandelt haben, der das Gesellschafterkapital in Höhe von 200.000 Pesos zur Verfügung stellte. Hinsichtlich der Generationenfolge der Upmanns ist die vorhandene Literatur insgesamt sehr ungenau.

74 Thielking (wie Anm. 3), S. 176; Richard Rocholl, Die Räder Rocholl. Geschichte des Geschlechts Rocholl aus Radevormwald, Berlin 1938, S. 108. Der Kaufmann Theodor Rocholl (1797–1851) gilt als der erste Kaufmann der in Minden 1826 eine Zigarrenfabrik eröffnete (s. hierzu Thielking, S. 176 f.). Ein anderes Mitglied der Familie, Georg Karl Ferdinand Rocholl (1814–1887) war Zigarrenfabrikant in Kassel (Rocholl, S. 99).

75 Raul M. Alvarez et al., Der kubanische Tabak und die Deutschen, Kirchheim 2013, Kap.: Der Niedergang der Vorherrschaft der Upmanns im Tabak- und Bankgeschäft (o. Seitenzahl).

Krieg um Kuba berichtete. Danach spielte der Zigarrenhandel gegenüber dem Bankgeschäft in den 1890er Jahren nur noch eine untergeordnete Rolle. Er bezeichnete die Upmannsche Bank als die „bedeutendste Bankfirma auf Kuba, vielleicht in ganz Westindien." Während der Blockade der Amerikaner war die spanische Regierung zur Finanzierung des Krieges auf die Upmannsche Bank angewiesen, wobei die Bank, die zu dem Zeitpunkt von den Brüdern H. und G. Runken geleitet wurde, durch den Ankauf Madrider Wechsel große Gewinne gemacht hatte.[76] Schon zu Beginn des Unabhängigkeitskriegs im August 1895 hatte Upmann der Regierung einen Kredit über $ 500.000 bewilligt. Angesichts der Unruhen auf Kuba und der Sorge über die weitere politische Entwicklung der Insel begannen viele Bankiers bereits Anfang 1896, ihr Geld von Kuba abzuziehen, unter anderem verschiffte H. Upmann & Co als Repräsentant der Rothschilds sowie anderer Großkunden große Mengen Silber und Gold nach New York. Noch verschiedentlich brachte er in den nachfolgenden Jahren Geld dorthin. Er exportierte kurz vor dem Ende des Unabhängigkeitskrieges noch einmal eine Million Dollar in die USA.[77] Als Repräsentant der Rothschilds nahm H. Upmann auch an geheimen Verhandlungen mit den Aufständischen und Regierungsvertretern teil.[78]

Mit der Loslösung Kubas von Spanien 1898 geriet die Insel unter die Herrschaft der Amerikaner. Von der amerikanischen Regierung als Sonderkommissar für Kuba eingesetzt, legte Robert Porter 1899 einen Bericht vor, der zwei Stellungnahmen enthält, die von H. Upmann unterzeichnet sind. Zu diesen gehört eine Stellungnahme der kubanischen Tabakanbauer und -fabrikanten, die sich gegen die von Washington geplanten Zolltarife auf den freizügigen Import von mittelamerikanischem Tabak nach Kuba zum Schaden vieler kleiner Farmer und Fabrikanten wendet, sowie die Forderung nach Aufhebung der Exportzölle. Sie wurde von H. Upmann, Carvajal und vielen anderen Tabakfabrikanten unterschrieben.[79] Ferner enthält der

76 Joseph Herrings, Kuba und der Krieg, New York 1899, S. 165.

77 Wheeling Register (West Virginia), 27. 8. 1895, Aberdeen Daily News, 29.1.1896, Duluth News Tribune (Minnesota), 23. 4. 1898.

78 Age-Herald (Alabama), 31. 1. 1897.

79 Robert Porter, Industrial Cuba, Appendix to the Report on the Commercial and Industrial Condition of Cuba, June 15, 1899, S. 83 f. „Statement of Havana tobacco growers, manufacturers, merchants etc.", Havana, September 28, 1898.

Bericht eine lange Stellungnahme von H. Upmann zu den Plänen der amerikanischen Regierung, anstelle der alten spanischen Gold- und Silberdollars eine kubanische Währung einzuführen. Hierin wandte sich H. Upmann zum einen gegen die Einführung von Banknoten mit dem Argument, die Kubaner hätten in der Vergangenheit schlechte Erfahrungen mit Papiergeld gemacht und misstrauten selbst der Einführung amerikanischer Banknoten. Zum anderen äußerte er in dieser Stellungnahme noch einmal explizit seine Enttäuschung über die Einführung der geplanten Zölle durch die US-Regierung, die seiner Meinung nach der Fälschung von kubanischen Zigarren Tür und Tor öffnen würden.[80]

Nach der Liquidierung der Firma Gudewill & Upmann gründete der dritte Bruder, Hermann Friedrich (1846–1910), mit Wilhelm Frahm in Bremen die Gesellschaft Herm. Upmann & Co. Wilhelm Frahm hatte zuvor schon bei Hermann Dietrich als Prokurist gearbeitet. Privat wohnte Hermann Dietrich in Bremen an der Contrescarpe 16.[81]

Eine größere Veränderung trat danach erst wieder nach dem Tod des Firmengründers Hermann Dietrich im Jahre 1894 ein, als Johann Christian Adolf Runken neben den langjährigen Teilhabern Wilhelm Frahm und Friedrich Upmann die Gesellschaft übernahmen. Ab 1898 verzeichnet das Adressbuch neben dem Handels- und Kommissionsgeschäft eine Zigarrenfabrik in der St. Paulistraße 51, und ab 1902 firmierte das Upmannsche Unternehmen auch als Bank.[82] Nach dem Tod von Hermann Friedrich Upmann (1910) fand ein Umzug des Handels- und Bankhauses zur Langestr. 33/34 statt. Als persönlich haftender Gesellschafter vermerkte das Bremer Adressbuch 1914 J.C.A. Runken.[83]

Die Gründung des Upmannstiftes in Bielefeld

Zu den in ihrer Heimatstadt Bielefeld lebenden Schwestern und Freunden hatten die Brüder Hermann Dietrich und August Upmann zeitlebens engen Kontakt. Schon die Eltern Upmann, so die Chronistin Jüngst, hätten ein

80 Ebd., „Statement of H. Upmann & Co, Havana", Havana, October 10, 1898.

81 Bremer Adressbuch 1871, 1872 und 1874.

82 Ebd., 1898 und 1902.

83 Ebd., 1914.

Das Upmannstift in Bielefeld
(Foto: Stadtarchiv Bielefeld)

Herz für die notleidende Bevölkerung gehabt. Als Hermann und August Upmann in Havanna gewinnbringend „die Früchte ihrer redlichen Arbeit, ihrer Tüchtigkeit" ernteten und „Gut auf Gut" sammelten, „bis dieses zum Reichtum herauswuchs", ließen sie auch Verwandte und Freunde in Bielefeld daran teilhaben: „Ungezählt sind die Summen, die dem Erbarmen für Notleidende geopfert sind, unbemessen die Hälfte, die alten Freunden in der Heimat zufloß!"[84] Nachdem Hermann Dietrich Upmann seinen Lebensmittelpunkt nach Bremen verlagert hatte, kam er oftmals nach Bielefeld. Bei einem Besuch um 1874 habe er seinem Freund, dem Gastwirt Karl Modersohn[85] gegenüber geäußert, dass er in seiner „Vaterstadt etwas Gutes schaffen" möchte, um seine „Heimat- und Nächstenliebe zu bekunden". Er habe „viel Glück im Leben gehabt" und „auf allem Guten, was ich an meinen Mitmenschen getan habe, hat dreifacher Segen geruht". Er wolle, „ein Damenstift" gründen, „in dem alleinstehende ältere, zunächst

84 Jüngst (wie Anm. 15), S. 3.

85 Gastwirtschaft Modersohn am Alten Markt; Schwiegervater der Chronistin Martha Modersohn-Kramme.

Bielefelder Damen in Liebe und Fürsorge betreut würden, um ihren Lebensabend sorglos zu verbringen."[86] Unverheiratete Frauen „der besseren Stände" stünden im Alter oft mittellos da, nachdem sie lange Jahre Eltern, Geschwister und andere Verwandte gepflegt hätten. Dieses Vorhaben beruhte, nach Darstellung von Luise Jüngst, auf der Initiative seiner Schwestern Dora und Lina Upmann. Sie, die sich viele Jahre auch um die Erziehung der Kinder ihrer verstorbenen Brüder gekümmert hatten[87], überlegten, angeregt durch einen Fall in der näheren Bekanntschaft, „ob man nicht eine kleine Anzahl [mittelloser älterer Damen] im Hause selbst aufnehmen könnte". Hermann und August Upmann, in die Überlegungen eingeweiht, waren bereit, Kapital beizusteuern: „Und sofort zeichneten die Brüder 20.000 M, die bald zu 120.000 heranwuchsen."[88] Das Haus am [Alten] Markt erschien zu klein, „doch besaßen sie in der Niederung dem Kesselbrinke, jetzt Kaiser Wilhelmplatz, zu, einen ausgedehnten Gemüsegarten, sowie es damals Sitte war. Prüfend wurde das Eigentum betrachtet, erwogen und verworfen, denn in seiner nächsten Nähe erhob sich eine stattliche Fabrik. Und die Tanten [Schwestern Upmann] schüttelten den Kopf. ‚Unsre Damen sollen fern von allem Fabrikgetriebe wohnen, sollen freie, gute Luft genießen und sich in einem schönen, ruhigen Garten ergehen können.'"[89] Schließlich wurde ein Obstgarten am Hang des Johannisbergs erworben[90] – „Und nicht genug, Hermann Upmann kaufte einen Nachbargarten nach dem anderen dazu, denn die Damen sollten nicht von Nachbarn belästigt werden, ruhig und unbeobachtet sollten sie sich in der schönen freien Luft ergehen können." Ein weiterer Garten wurde im Hinblick auf eine evtl. spätere Vergrößerung des Stiftes zusätzlich angekauft. [91] Der Grundstein für das Stift wurde im Jahre 1874 gelegt, mit der Ausfertigung und Errichtung wurden Architekt Bredehorst aus Bremen[92] und Baumeister Meyer aus Bielefeld beauftragt.

86 Modersohn-Kramme, Upmannstift (wie Anm. 14) S. 10.

87 Um Marie (1844–1908), Tochter des Kammmachers Florenz, und Hermine (1841–1912), Tochter des Uhrmachers.

88 Jüngst (wie Anm. 15), S. 8 f.

89 Ebd., S. 9. Mit der Fabrik ist die 1855–57 errichtete Ravensberger Spinnerei gemeint.

90 Karl Modersohn kaufte den Garten für Upmann an, StadtA Bi 102.3/441/3.

91 Jüngst (wie Anm. 15), S. 9 f.

92 Vermutlich H. Bredehorst. Bei Luise Jüngst heißt er Bredekort, Modersohn-Kramme, Upmannstift (wie Anm. 14), S. 11, erinnert, dass dem Bremer Architekten und Maurermeister August Gravenstein der Bau übertragen worden war.

Der Zugang zum Grundstück war seinerzeit mühsam, die Sandsteine zum Fundament des Hauses wurden aus dem Ummelmannschen Steinbruch an der Dornberger Straße herangeschafft. Beim Bauen stellte sich heraus, dass „die Räumlichkeiten kleiner wurden, als man gewollt hatte und wie es für damalige Verhältnisse passend erschien. Der Architekt hatte bei seinen Zeichnungen die Höhen und Größe nach dem Hamburger Maß angegeben, das aber in Preußen nicht gebräuchlich war."[93]

Anfänglich für ca. 20 Damen gebaut, standen jeder zwei Zimmer von ca. 20 m^2 zur Verfügung – in späteren Jahren für ca. 30 Frauen je ein Zimmer von 8–12 m^2. Als am 6. Oktober 1876, dem Geburtstag von Dorothea Upmann, das Gebäude, ein „klassizistischer, schlossartiger Dreiflügelbau"[94], feierlich eingeweiht wurde[95], zogen Wilhelmine Engelmann, Hermine Meyer, Luise Springmann und Auguste Potthoff als erste Bewohnerinnen im Stift ein.[96] Eine Interessentin musste laut Gründungsstatuten mehrere Bedingungen erfüllen: „mindestens 50 Jahre alt sein, einen unbescholtenen Ruf haben und – bevorzugt evangelisch – getauft sein. Sie hatte ein jährliches Einkommen von mindestens 450 und höchstens 900 Mark vorzuweisen."[97] Die Einweihung des Stiftes erlebten von der Geschwisterschar Upmann nur noch Hermann Dietrich und Dorothea.

Das Stift wurde im Jahre 1884 als selbständige Stiftung anerkannt, „Haus- und Grundbesitz gingen an die Stiftung als Eigentum über." Die Zinsen des von Hermann Dietrich Upmann „dem Stifte übergebenen Kapitals von 120.000 Mark reichten mit den sonstigen Einnahmen von etwa 1.000 Mark jährlich damals aus, um die Instandsetzung am Gebäude und den Gartenanlagen, sowie die Ausgaben für den Unterhalt von 18 Damen

93 Modersohn-Kramme, ebd., S. 11.

94 Universität Bielefeld, Wohnen im Wandel. Architekturbeispiele aus Bielefeld von 1850 bis in die 1920er Jahre, Upmannstif;, http://www.uni-bielefeld.de/geschichte/studium/gb/downloads/Wohnen-im-Wandel_Tafeln.pdf (7.6.2015).

95 Das Upmannstift, in: Bielefelder Sonntagsblatt, 15.10.1876, Abschrift, StadtA Bi, 102,3/441/1.

96 Modersohn-Kramme, Upmannstift (wie Anm. 14), S. 15.

97 Katharina Schicke, Altersvorsorge lediger Bielefelderinnen am Beispiel der Upmannstiftsdamen 1876–1930, in: Ravensberger Blätter, Bielefeld 2000, S. 16–23, hier S. 19. 150 Mark kostete es, sich in die Anwärterinnenliste aufnehmen zu lassen. Später musste noch einmal „ein Eintrittsgeld von 750 Mark" entrichtet werden. Das jährliche Pensionsgeld bestand dann jedoch nur noch aus 150 Mark jährlich, ein tägliches warmes Mittagessen inbegriffen.

zu bestreiten."[98] Dem Gründungsvorstand gehörten neben Hermann Dietrich Upmann und Karl Modersohn u.a. auch die Bielefelder Kaufleute Hermann Gante und Albrecht Delius an.[99] Nach dem Tod Hermann Dietrich Upmanns saß der jeweilige Oberbürgermeister bzw. Oberstadtdirektor dem Vorstand vor. Die Familie Upmann blieb auch in den kommenden Jahrzehnten dem Stift verbunden – nicht nur konnten zwei Zimmer im Obergeschoss von Mitgliedern der Familie bei Aufenthalten in Bielefeld genutzt werden, auch gehörten durchgängig Nachkommen der Geschwister von Hermann Dietrich und Dorothea Upmann dem jeweiligen Vorstand an.[100] Darüber hinaus bedachten die Nachfahren Upmann das Stift immer wieder mit großzügigen finanziellen Zuwendungen.[101]

Das Erbe der Gründungsväter

August Upmann, der mit Hermann Dietrich nach Havanna gegangen war, starb schon 1873 in Bremen, als er seinen Bruder besuchte. Er war unverheiratet geblieben und vermachte sein Vermögen zu je einem Fünftel seinen drei noch lebenden Geschwistern, den beiden Schwestern Dorothea und Caroline Upmann[102] in Bielefeld sowie Hermann Dietrich Upmann in Bremen.[103] Der Rest seines Vermögens ging zu gleichen Teilen an seine Neffen

98 Wilhelm Niemeyer, Fünfundsiebzig Jahre Upmannstift, Bielefeld 1951, S. 8.

99 Im Vorstand engagierten sich später Bielefelder Persönlichkeiten wie Dr. August Oetker, Lina Oetker, Kaufmann F. Gläntzer, Fabrikant Herbert Delius, Klara Delius, Verleger W. Ernst Bertelsmann und Dr. Maria Stemme, aber auch Pastoren, Eisenbahnassistenten und Arbeiter. Siehe ebd., S. 14 f.

100 Ebd., Marie Upmann, geb. Upmann, Wiesbaden (bis 1908); Hermine Wermuth, geb. Upmann, Bremen (1908–1912) und deren Tochter Lily von Pustau, geb. Wermuth, Bremen (1912–1948), Rechtsanwalt Dr. Heinrich Wilhelm Upmann, Bremen (1924–1947), Marie Simon, geb. Upmann, Bremen (1948–1951) und Schwester Liesel Upmann, Bielefeld (seit 1951).

101 Z.B. Erbe Marie Upmann 1908: 15.000 Mark, Erbe Hermine Wermuth 1912: 10.000 Mark, Erbe Hermann Friedrich Upmann 1914: 100.000 Mark, Carl Upmann (1920–22) 300.000 Mark und Vermächtnis 1922 $ 20.000, StadtA Bi 102,3/443.

102 Caroline Upmann starb keine zwei Monate nach ihrem Bruder August, ebenfalls bei einem Besuch in Bremen.

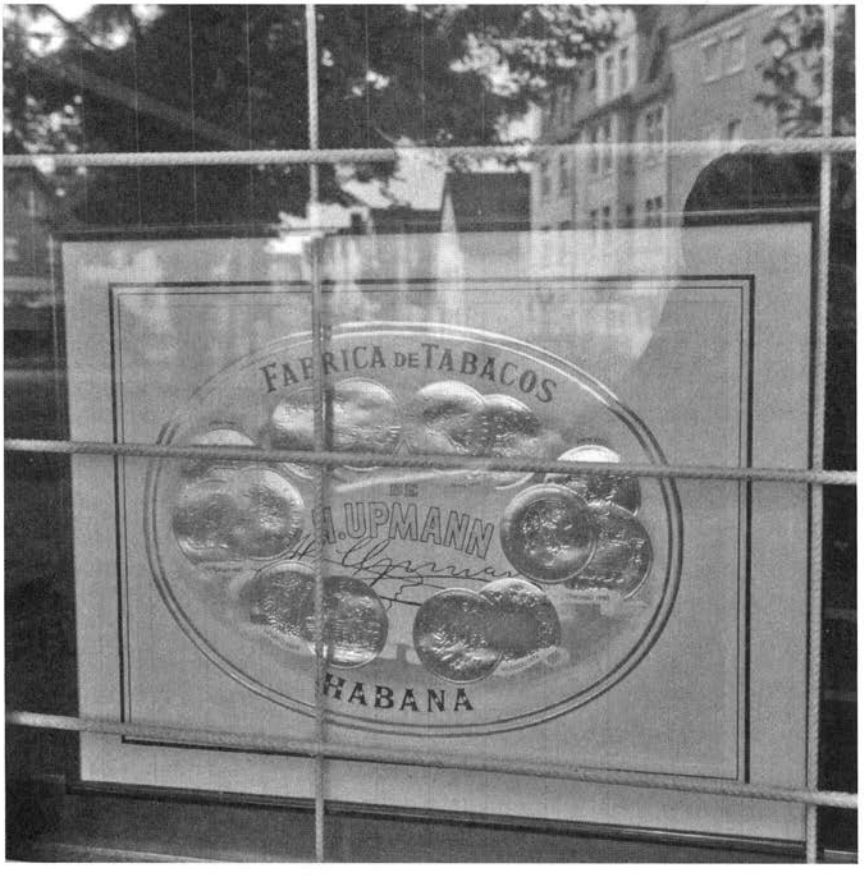
103 Dorothea verzichtete auf ihren Anteil zugunsten der Upmann-Stiftung; vgl. Jüngst (wie Anm. 15), S. 11.

und Nichten: Emil Wermuth, Witwer von Hermine, geborene Upmann, Marie Upmann, der Tochter seines Bruder Florenz, Heinrich Upmann, der zu diesem Zeitpunkt in Havanna weilte, und Hermann F. Upmann in Bremen. Da große Teile seines Vermögens noch im Geschäft steckten und der Vertrag mit seinem Bruder Hermann Dietrich noch nicht ausgelaufen war, sollte dieses erst später ausgezahlt werden.[104]

Hermann Dietrich starb in Bremen am 29.1.1894 als mehrfacher Millionär. Als seine Erben setzte er zu gleichen Teilen die Söhne seines verstorbenen Bruders Wilhelm, die oben genannten Heinrich Upmann in Hamburg, Carl in New York und Hermann in Bremen, seine Nichte Hermine und seine Nichte Marie ein. Hermann und Heinrich sollten dabei die Kommanditeinlage der Firma H. Upmann & Co. in Havanna sowie der Herm. Upmann & Co in Bremen auf ihr Erbe angerechnet werden. Einen Kredit, den Carl vom Verstorbenen erhalten hatte, sollte auf dessen Erbteil angerechnet werden. Aus dem Testament geht ferner hervor, dass das auf die beiden Nichten als Erbteil entfallende Kapital im Bremer Haus nicht aus der Gesellschaft abgezogen, sondern ihnen zunächst nur die Zinsen in Höhe von vier Prozent pro Jahr ausgezahlt werden sollten. Dieser Regelung folgte eine lange Liste von Legaten über eine Gesamthöhe von 265.500 Mark neben weiteren 34.500 Mark, die die Testamentsvollstrecker nach ihrer Wahl verteilen sollten. An Sozialeinrichtungen in Bremen und Bielefeld gingen insgesamt 64.000 Mark.[105] Er bedachte den Magistrat der Stadt Bielefeld mit nicht unerheblichen Summen: Von den anfänglich 30.000 Mark, die er im Testament von 22.12.1887 verfügte und die er in einer Beilage vom 8.6.1891 um die Hälfte erhöhte – also 45.000 Mark – sollte die Stadt Bielefeld je

104 Staatsarchiv Bremen 2-Qq.4.c.8.b.4. Nr. 3107; August Upmann verfügte außerdem in seinem Testament, dass die Kinder seines Vetters Louis Upmann in Jöllenbeck 4.000 Taler erhalten sollten. Die gleiche Summe ging an seinen Vetter Julius Upmann in Birkenfeld. Den Schwestern seiner Mutter in Bielefeld und Dortmund vermachte er je 1.000 Taler, August Erdmann, dem Sohn seines Freundes Diederich Erdmann in Havanna, vermachte er sogar 6.000 Taler, wobei die Zinsen aus diesem Erbe dem Vater Diederich Erdmann und seiner Ehefrau als lebenslängliche Rente gewährt werden sollten. 3.000 Taler gingen an einen Freund in Dresden. Der Frau Pastorin Hermine Meyer, geborene Topp, aus Braunschweig vermachte er eine lebenslängliche Rente aus den Einkünften eines Kapitals von 2.000 Taler.

105 Staatsarchiv Bremen 2-Qq.4.c.3.b.4.Nr 5096.



Upmann Zigarrenwerbung im Schaufenster eines Zigarrenladens in Bielefeld, Mühlenstraße 49. Im Hintergrund in der Spiegelung Häuser der Oststraße (Foto: Jörg Schaaber)

3.000 (4.500) Mark für Kinderbewahranstalten, für das Marienstift und für das Wilhelm-Augusta-Stift verwenden.[106] 6.000 (9.000) Mark sollten möglichst sicher angelegt werden und die Zinsen „Wittwen [sic!] verstorbener Lehrer der Volksschulen Bielefeld" zur Verfügung gestellt werden.[107] Weitere 15.000 (22.500) Mark sollte der Magistrat in seine Verwaltung nehmen, si-

106 Das 1879 gegründete Wilhelm-Augusta Stift war ein Asyl für arbeitsunfähige, alleinstehende Männer in der Lützow-Straße (heute Karl-Eilers Straße). Vgl. Universität Bielefeld (wie Anm. 94), Wilhelm-Augusta Stift.

107 Vgl. StadtA Bi 107,2/331, Schulverwaltungsamt.

cher anlegen und „die erzielten jährlichen Zinsen für sogenannte verschämte Arme der Stadt Bielefeld nach seinem besten Ermessen verwenden."[108]

Das Ende des kubanischen Unternehmens

Nach der Jahrhundertwende vollzogen sich mehrere Wechsel in der Leitung des Upmannschen Unternehmens in Havanna. Neben der dritten Generation der Upmanns, vertreten durch Albert Heinrich Upmann und Hermann Albert Upmann, traten auch bei den anderen Teilhabern Guillermo und Juan Runken die Söhne Heinrich und Gustav Adolf Runken die Nachfolge an.

Im Jahre 1910 veröffentliche William Gill eine Darstellung der großen und angesehenen Zigarrenfabrikanten auf Kuba. Danach war die Upmannsche Zigarrenfabrik mit einer Produktion von 25 Millionen Zigarren jährlich die größte in Havanna. Ihre Fabrikpreise rangierten von $ 40 bis $ 1.500 das Tausend. Die wichtigsten Absatzmärkte waren England, USA und Deutschland, gefolgt von mehreren südamerikanischen Ländern, Spanien und Südafrika. Nach Gills Auffassung war die Nachfrage nach Upmann Zigarren so hoch, dass die Bestrebungen vieler Regierungen, ihre heimische Produktion gegen Havanna Zigarren zu schützen, wirkungslos sei: „The reputation of the ‚H.UPMANN' cigar is too solidly established and too much of a favourite all over the world to be much affected by any prohibition of tariff walls".[109]

Nach dem Ausbruch des Ersten Weltkriegs brachen für das Unternehmen schwere Zeiten an. Mit dem Eintritt der USA in den Krieg 1917 gerieten 27 deutsche Firmen auf Kuba auf die Schwarze Liste der Amerikaner. Die Evening News (9. März 1918) startete eine Hetzkampagne gegen die Upmann-Bank, die dazu führte, dass Hermann und Albert unter Hausarrest gestellt wurden.[110]

Während des Krieges waren mit amerikanischem Kapital moderne Zukkerverarbeitungsbetriebe und große Latifundien auf Kuba entstanden, die

108 Abschrift des Testaments StadtA Bi, 101,7/048. Vgl. auch ebd. 100, 2/5182.

109 William Gill, Havana Cigars 1910: „Der Ruf der H.Upmann sei so gefestigt, und zu sehr in der ganzen Welt beliebt, als dass irgendwelche Zollschranken ihm etwas anhaben könnten." (Übersetzung M. Schulte Beerbühl).

110 Garcia (wie Anm. 24), S. 383.

von den nordamerikanischen Companies kontrolliert wurden.[111] Nicht nur die Zuckerproduktion nahm erheblich zu, gleichzeitig verzeichnete Zucker einen starken Preisanstieg, der kurz nach dem Ende des Ersten Weltkriegs ein wildes Spekulationsfieber auslöste. Die Blase platzte im Herbst 1920 und führte zur Zahlungsunfähigkeit und Schließung fast aller kubanischen Banken. Anfang 1921 setzte die Regierung eine Kommission zur Liquidierung der Banken ein. Nach dem Bericht der Londoner Times war die Upmann-Bank von dem Run auf die Banken zunächst kaum betroffen. Erst als die Krise fast schon vorüber war, sah sie sich schließlich doch gezwungen, ihre Zahlungen am 1. Mai 1922 einzustellen.[112]

Den Veröffentlichungen in zahlreichen amerikanischen Zeitungen zufolge wurde das Vermögen der Bank auf über 12 Millionen Dollar geschätzt. Dazu gehörten Anteile in Höhe von 2,4 Millionen Dollar an der Norman Oil Company in Mexiko. Zahlreiche Anteile besaß die Bank auch bei der Baragun Sugar Company, der Havanna Dock Corporation, einer Standard Ship Building Association sowie umfangreiche Aktienpakete kubanischer Zucker-Gesellschaften, öffentlicher Dienstleistungseinrichtungen und amerikanischer Eisenbahngesellschaften.[113] Dem gegenüber standen Verbindlichkeiten in Höhe von über neun Millionen Dollar.[114] „Mr. Mister Upmann", so berichtet die Londoner Times, hatte zunächst angeboten, die unmittelbar fälligen Verbindlichkeiten aus seinem privaten Vermögen zu bedienen, und große Einleger hatten zunächst einem Moratorium von sechs Monaten zugestimmt.[115] Der Versuch, auf seine Sicherheiten bei der Deutschen Bank in London zurückzugreifen, um die Schulden zu tilgen, schlug jedoch fehl, da die britische Regierung alle Werte im Besitz deutscher Staatsbürger konfisziert hatte, so dass den Eigentümern nichts anderes übrig blieb, als die Bank zu schließen.[116] Von einer Anklage wegen betrügerischen Konkurses und Beiseiteschaffung von Werten wurden Hermann und Albert Upmann im Oktober 1922 freigesprochen. Mit der Löschung aus dem Handelsregister am 6. Juni 1922 endete die Geschichte des Familienunternehmens Upmann

111 Zeuske (wie Anm. 5), S. 165.
112 The Times, 4. Mai 1922 „H. Upmann And Co".
113 Miami Herald, 21. Mai 1922 „Claims of Upman Company outlined".
114 Philaldelphia Inquirer, 3. Mai 1922; Miami Herald, 3. und 13. 5. 1922.
115 The Times. 5. 5. 1922.
116 Garcia (wie Anm. 24). S. 384.

in Havanna.[117] Das Markenzeichen der Upmann-Zigarre wurde aufgekauft und gilt bis heute als eine der führenden Marken mit weltweiter Verbreitung. Die Fabrik H. Upmann existiert noch heute in Havanna, allerdings unter einem anderen Eigentümer.

Die Bremer Niederlassung musste 1916 infolge der Handelsblockade der Alliierten den Betrieb einstellen. Dank des Vermögens des nach New York ausgewanderten Carl Upmann, der 1922 in den USA unverheiratet starb, gelang dem Bremer Zweig der Familie nach der Inflation von 1923 ein Neuanfang.[118] Auch in Bremen gibt es die Firma noch heute. Die Upmann & Co GmbH ist im Besitz von Heinrich Dietrich Carl Upmann.

Fortbestand und Ende des Upmannstifts in Bielefeld

Durch das Erbe von Carl Upmann wurde auch die Auflösung des Upmannstifts in Bielefeld verhindert, das durch die Inflation von 1923 erneut in finanzielle Schwierigkeiten geraten war. Carl Upmann hatte das Stift bereits in den Jahren 1920–1922 mit Zuwendungen von insgesamt 300.000 Mark unterstützt. In seinem Testament setzte er „eine Summe von 20.000 Dollar zur Erhaltung des Stiftes aus, von denen der Stadt ein Darlehen von 80.000 Goldmark gewährt wurde". Ebenfalls stiftete eine New Yorker Bekannte von Carl Upmann, Frau M. Brechtefeld aus Brooklyn, 40.000 Mark.[119]

Aber nicht nur Familienmitglieder, auch Lina Oetker bedachte das Stift mit großzügigen Spenden: 1926 schenkte sie aus Anlass des 50jährigen Bestehens 3.000 Mark, 1936 erhielten das Kindermann- und das Upmannstift von ihr je 50.000 Reichsmark.[120] Ohne die vielen großzügigen Privatspenden hätte das Stift spätestens während des Ersten Weltkrieges geschlossen

117 Das Unternehmen wurde von der britischen Firma J. Frankau S.A. aufgekauft. Joseph Frankau, der Begründer der britischen Firma, stammte aus Deutschland. Er war 1837 nach Großbritannien ausgewandert und hatte dort eine Importfirma gegründet. Frankau war langjähriger Agent von H. Upmann in Großbritannien gewesen und hatte zeitweise ein Verkaufsmonopol für Upmann-Zigarren besessen; www.uk-cigars.co.uk/archives/hupmannship.html (1.7.2015)

118 Diese Information verdanken wir Herrn Heinrich Dietrich Carl Upmann, Bremen.

119 Niemeyer, 75 Jahre (wie Anm. 98), S. 8, und Gedicht zu Ehren von Frau Brechtefeld, in: Modersohn-Kramme, Upmannstift (wie Anm. 14), S. 14.

120 StadtA Bi 102,3/443/300 und 339.

Familiengrab Upmann auf dem Johannisfriedhof (Foto: R. Vogelsang)

werden müssen. 1949 schloss sich das Stift dem Deutschen Paritätischen Wohlfahrtsverband, Landesverband Nordrhein-Westfalen, an[121] und wurde als „Pflegeeinrichtung unter der Verwaltung der Stadt Bielefeld" weiter geführt. Zum 1. Januar 1997 übernahm das evangelische Johanneswerk die Verwaltungsaufgaben, ein Jahr später die Geschäftsführung und im Jahr 2000 die Trägerschaft.[122] 2005 musste das Upmannstift, dem bei seiner Eröffnung 1876 „Solidität, sorgfältige Berücksichtigung aller Bedürfnisse, Bequemlichkeit und selbst Eleganz vom Keller bis zum Boden auf Schritt und Tritt" bescheinigt worden waren[123], aufgrund nicht finanzierbarer Auflagen von Heimaufsicht, Feuerwehr und Denkmalschutz als Pflegeheim geschlossen werden.[124] Heute befinden sich in dem Gebäude Eigentumswohnungen.

121 Niemeyer (wie Anm. 98), S. 12.

122 Vertrag der Upmannstiftung (Vorstandsvorsitzender Stadtdirektor Dr. Johannes Kramer) mit Ev. Johanneswerk, 1996. Auskunft von Bärbel Thau, Ev. Johanneswerk.

123 Bielefelder Sonntagsblatt, 15.10.1874 (wie Anm. 95).

124 Upmannstift schließt im März. Seniorenheim seit 1876, in: Neue Westfälische,

An die Familie Upmann erinnert in Bielefeld, über das ehemalige Stiftsgebäude hinaus, noch der Straßenname sowie eine auffällige Grabstätte im Eingangsbereich des Johannisfriedhofs.[125]

15./16.1.2005 und Evangelisches Johanneswerk, Abschied von einem Schmuckstück, 13.1.2005; http://Johanneswerk.de/de/kommunikation/aktuelles/archiv/news/article/abschied-von-einem-schuckstueck.html (7.6.2015). Das Gebäude war 1985 in die Denkmalliste der Stadt aufgenommenn worden; http://www.bielefeld01./de/fachdaten/hplan_online/2_1_5100_2_1500_text_s.pdf (7.6.2015).

125 Grabstätte von Julius Upmann und Marie Upmann, geb. Upmann, Johannisfriedhof Abt.1. Auf dem Alten Friedhof am Jahnplatz befindet sich auf der einstigen Grabstätte der Familie Upmann noch ein (unbeschrifteter) Sarkophag. Die Grabstätte der Brüder Hermann Dietrich und August sowie weiterer Mitglieder der Familie Upmann liegt auf dem Friedhof Riensberg in Bremen; http://grabsteine.genealogy.net/tomb.php?cem=135&tomb=U(25.6.2015).

Nähmaschinen – Fahrräder – Werkzeuge: Anmerkungen zur Entwicklung der metallverarbeitenden Industrie als Führungssektor der Bielefelder Wirtschaft

Von Harald Wixforth

1. Einleitung

Der „Aufbruch ins Maschinenzeitalter" und der Durchbruch der Industrialisierung in Bielefeld und seinem Umland vollzogen sich entlang des „Leinenfadens." Auf der Basis einer langen Tradition im Leinengewerbe in vorindustrieller Zeit etablierten sich nach der Krise von 1848 mit ihren Verwerfungen in Politik und Wirtschaft in den 1850er Jahren eine Reihe von bedeutenden Spinnereien und Webereien, die nicht nur in der Region um Bielefeld, sondern in ganz Deutschland schnell einen hohen Marktanteil erreichten. Die Spinnerei „Vorwärts", die Ravensberger Spinnerei oder die Mechanische Weberei erlangten mit ihren Produkten rasch eine bedeutende Position in der deutschen Textilindustrie und prägten zusammen mit kleineren Textilbetrieben für lange Zeit die wirtschaftliche Entwicklung Bielefelds und seines Umlands.[1]

Diese Sichtweise hat der Forschung offenbar den Blick für die Entwicklung anderer Branchen verstellt, die für die wirtschaftliche Entwicklung Bielefelds während der Industrialisierung und im 20. Jahrhundert längerfristig sogar von größerer Bedeutung waren. So wurden durch diese Perspektive vielfältige Koppelungseffekte in der wirtschaftlichen Entwicklung Bielefelds zu einem

1 Zur Entwicklung der Textilindustrie in vorindustrieller Zeit: Hans Domeyer, Soziale und wirtschaftliche Bemühungen in der Krisenzeit des Ravensberger Leinengewerbes, Bielefeld 1972; Axel Flügel, Kaufleute und Manufakturen in Bielefeld. Sozialer Wandel und wirtschaftliche Entwicklung im proto-industriellen Leinengewerbe von 1680 bis 1850, Bielefeld 1993. Zum Durchbruch der Industrialisierung und der wirtschaftlichen Entwicklung ab 1850: Karl Ditt, Industrialisierung, Arbeiterschaft und Arbeiterbewegung in Bielefeld, Dortmund 1982, S. 59–78; ders., Wirtschaftlicher Wandel in Textilregionen während des 19. und 20. Jahrhunderts. Die Industrialisierung Minden-Ravensbergs und des Westmünsterlandes im Vergleich, in: Westfälische Forschungen Jg. 50/2000, S. 293–331; Günter Kettermann, Kleine Geschichte der Bielefelder Wirtschaft, Bielefeld 1985, S. 10–32; Sonja Beinlich, Tristan Graefen u. Daniela Osterholt, „Routinisierung und Motivation" – Zur Bildung der Industriearbeiterschaft im Bielefelder Textilgewerbe, 1850–1870, in: Ravensberger Blätter Jg. 2014, Heft 2, S. 44–59.

großen Teil ausgeblendet, wie in der Literatur häufig geschehen. Zu den zentralen Branchen mit immenser Prägekraft für die Bielefelder Wirtschaft zählten sicherlich die metallverarbeitende Industrie und der Maschinenbau. Während zur Entwicklung der Textilindustrie bereits einige größere Studien vorliegen, ist die Forschungslage zu diesem Sektor der Bielefelder Wirtschaft weiterhin problematisch. Bis auf wenige Ausnahmen fehlen detaillierte Studien zu dieser Branche ebenso wie zu den wichtigsten Unternehmen und ihren Besitzern, etwa den Dürkopp-Werken und ihrem Gründer Nikolaus Dürkopp. [2]

Dabei waren es gerade diese Koppelungseffekte zwischen der Textilindustrie auf der einen sowie der metallverarbeitenden Industrie und dem Maschinenbau auf der anderen Seite, die der Industrialisierung in Bielefeld eine besondere Dynamik verliehen. Als Charakteristikum der wirtschaftlichen Entwicklung bildeten sie zudem einen der Garanten für den wirtschaftlichen Strukturwandel in der Stadt während des 20. Jahrhunderts, allen temporären Krisen zum Trotz.[3] Das Produktivitätsniveau und das Innovationspotenzial von Firmen des Bielefelder Maschinenbaus war dabei vielfach höher als in den Unternehmen der Textilindustrie, was ihnen in Krisenzeiten eher die Existenz sicherte, als dies in der Textilwirtschaft der Fall war. Auch aus diesem Grund sind Forschungen zur Unternehmensstrategie und zum Wettbewerbsverhalten der metallverarbeitenden Industrie dringend notwendig. Schließlich gibt es einen weiteren Grund für Studien zu Unternehmen aus dieser Branche: Ihre Inhaber waren in der Regel hochrangige Mitglieder des Bielefelder Wirtschaftsbürgertums, auch wenn sie nicht zu den Familien aus dem frühen Leinen- und Textilpatriziat gehörten. Ihre Netzwerkbeziehungen in der Bielefelder Stadtgesellschaft, ihre soziale Position, aber auch ihr politisches Engagement über die großen Zäsuren

2 Vgl. etwa Andreas Beaugrand und Regine Krull, Nikolaus Dürkopp (1842–1918), in: Jürgen Kocka u. Reinhard Vogelsang (Hg.), Bielefelder Unternehmer des 18. bis 20. Jahrhundert. Westfälische Wirtschaftsbiographien, Bd. 18, Münster 1991, S. 308–312; Rüdiger Schmidt, Dürkopps Expansion – eine Auseinandersetzung mit Baupolizei und Gewerbeaufsicht, in: Ravensberger Blätter, Jg. 2004, Heft 2, S. 11–25.

3 Vgl. dazu Kettermann, Kleine Geschichte (wie Anm. 1), S. 73–91, sowie einzelne Beiträge in: Wolfram Elsner und Siegfried Katterle (Hg.), Strukturwandel in der Region. Eine Untersuchung der Region Ostwestfalen-Lippe, Opladen 1989. Unlängst erschienen: Karl Ditt, Bielefeld im 19. und frühen 20. Jahrhundert – Die Industrialisierung einer Textilstadt im europäischen Vergleich, in: Bärbel Sunderbrink u. Jürgen Büschenfeld (Hg.), Bielefeld und die Welt. Prägungen und Impulse, Bielefeld 2014, S. 247–265.

des 19. und 20. Jahrhunderts hinweg bedürfen ebenfalls noch einer intensiven Aufarbeitung.[4]

Die folgenden Ausführungen setzen sich nicht das Ziel, eine komprimierte Geschichte der metallverarbeitenden Industrie und des Maschinenbaus in Bielefeld vom Durchbruch der Industrialisierung bis zur Jahrtausendwende zu liefern. Vielmehr sollen eher schlaglichtartig wesentliche Etappen in der Geschichte dieser Branche beleuchtet und gleichzeitig weitere Forschungen dazu angeregt werden. Die Bedeutung des Industriezweigs für die wirtschaftliche Entwicklung Bielefelds wird dennoch evident. Zudem lässt sich ermessen, warum einige Unternehmen der Branche bis heute eine gute internationale Wettbewerbsposition vorweisen können, während die großen Firmen aus der Textilindustrie längst Geschichte sind.

2. Die metallverarbeitende Industrie und der Maschinenbau von der Industrialisierung bis zum Ersten Weltkrieg

Die Fabrikgründungen in der Textilindustrie gaben vielfach den Anstoß für die Errichtung von größeren Unternehmen in anderen Branchen der Bielefelder Wirtschaft. Die Mechanisierung der Flachsgarn- und der Leinenindustrie ermöglichte nicht nur die Produktion von Leinwand in großen Mengen, sondern schuf auch die Voraussetzung für die Weiterverarbeitung des Leinens am gleichen Ort und im großen Stil. Die Nachfrage nach Maschinen und anderen Erzeugnissen aus der metallverarbeitenden Industrie stieg daher schnell an. Während der in den Bielefelder Textilunternehmen anfangs aufgestellte Maschinenpark noch aus anderen deutschen Städten und Gewerberegionen gekauft werden musste, konnte die Handelskammer zu Bielefeld im Jahre 1860 berichten, dass der größte Teil der in Bielefeld benutzten Nähmaschinen bereits aus heimischer Produktion stamme.[5]

4 Vgl. Kocka/Vogelsang (wie Anm. 2), S. 5–11; Friedrich Wilhelm Bratvogel, Stadtentwicklung und Wohnverhältnisse in Bielefeld unter dem Einfluss der Industrialisierung im 19. Jahrhundert, Dortmund 1989.

5 Bericht der Handelskammer zu Bielefeld von 1860, S. 8; Ditt, Industrialisierung (wie Anm. 1), S. 73 f.; Paul Tittel, Die Wäscheindustrie in Bielefeld und Herford unter besonderer Berücksichtigung von Organisation und Betrieb, Bielefeld 1914, S. 6–10.

Der Aufschwung der Textilindustrie in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts bildete somit die Basis für die Errichtung zahlreicher Firmen in einer Branche, die für die Wirtschaftsstruktur Bielefelds und seines Umlands rasch an Bedeutung gewann: die Metallverarbeitung und die Nähmaschinenproduktion. Zwei Merkmale waren für diesen Wirtschaftszweig charakteristisch. Zum einen entstand dieser Gewerbezweig zunächst aus verhältnismäßig kleinen, eher handwerklichen Betrieben, die sich im Laufe der Jahre zu Fabriken entwickelten, zum anderen waren die hier erfolgreichen Unternehmer in der Regel keine geborenen Bielefelder, sondern hatten sich erst vor kurzer Zeit als Zugezogene in der Stadt niedergelassen. 1861 gründeten etwa Carl Baer und Heinrich Koch, zwei Mechaniker, die aus Mecklenburg bzw. Brandenburg nach Bielefeld gezogen waren, die erste einheimische Nähmaschinenfabrik.[6] 1865 trennten sich die beiden Geschäftspartner, um mit anderen Teilhabern und Kapitalgebern neue Firmen ins Leben zu rufen. Während Baer mit seinem Schwiegervater, dem bekannten Bielefelder Kaufmann und Politiker Rudolf Rempel, die Nähmaschinenfabrik Baer & Rempel ins Leben rief, errichteten Koch und seine Kapitalgeber zur gleichen Zeit die Kochs Adler Nähmaschinenfabrik. Eine besondere Rolle spielte dabei der zu dieser Zeit wichtigste Privatbankier am Finanzplatz Bielefeld, Hermann Paderstein, der mit seiner Bankfirma nicht nur das notwendige Kapital bereitstellte, sondern auch als Vorsitzender des Aufsichtsrats eine der maßgeblichen Entscheidungsträger bei der Kochs Adler Nähmaschinenfabrik wurde.[7]

In diesem Unternehmen waren zunächst auch Nikolaus Dürkopp und Carl Schmidt als Mechaniker angestellt. Dürkopp hatte seinen beruflichen Werdegang bei einem Bielefelder Uhrmachermeister begonnen, jedoch frühzeitig

6 Ditt, Industrialisierung (wie Anm. 1), S. 76; Erich Gläntzer, Die Entstehung der Nähmaschinen-Industrie in Bielefeld, in: Ravensberger Blätter, Jg. 1959, S. 255–260; Franz Lepper, Die Entwicklung und die Lage der Bielefelder Nähmaschinen- und Fahrradindustrie bis zum Jahre 1914, ihre Stellung innerhalb der deutschen Fachindustrie unter besonderer Berücksichtigung der Konjunktur, Bielefeld 1920, S. 9; Wilhelm Köhler, Die deutsche Nähmaschinenindustrie, München 1913, S. 24 f.

7 Lepper, Bielefelder Nähmaschinen- und Fahrradindustrie, S. 22–25; Köhler, Deutsche Nähmaschinenindustrie, S. 67–69; Ditt, Industrialisierung, S. 77. Zu Rudolf Rempel: Reinhard Vogelsang und Heinrich Wiethüchter, Rudolf Rempel (1815–1868), in: Jürgen Kocka/Vogelsang (wie Anm. 2), S. 145–161. Zur Rolle Padersteins: Harald Wixforth, Der Bankier für Bielefeld – Hermann Paderstein und das Bankhaus Paderstein in Bielefeld, in: 94. Jahresbericht des Historischen Vereins für die Grafschaft Bielefeld, Jg. 2009, S. 210 f.

die Bedeutung der Nähmaschine für die rasch wachsende Textilproduktion erkannt. Schon als Mechaniker bei Kochs Adler begann er mit der Konstruktion eigener Nähmaschinen mit dem Ziel, deren Leistungsfähigkeit zu verbessern. Seine Ideen und seine Vorstellungen wollte er bald in einem eigenen Unternehmen verwirklichen. Daher verließ er seinen alten Arbeitgeber und gründete zusammen mit Carl Schmidt im Oktober 1867 die Nähmaschinenfabrik Dürkopp & Schmidt. Die beiden Jungunternehmer begannen mit der Reparatur von amerikanischen Nähmaschinen, fertigten aber auch bald eigene Erzeugnisse vor allem für die heimische Textilindustrie sowie spezielle Typen für Sattler und Schumacher. Gut drei Jahre nach ihrer Gründung waren in der jungen Firma bereits 44 Mitarbeiter beschäftigt, in den folgenden Jahren stieg ihre Zahl weiter deutlich an, Es spricht für Dürkopps unternehmerische Weitsicht, dass er den „Boom" in der Wäscheindustrie, ausgelöst durch die große Nachfrage und die überschäumende Konjunktur nach der Gründung des Deutschen Kaiserreichs, richtig einschätzte und darauf drängte, die Produktionskapazitäten zu erweitern. Diese Pläne erhielten jedoch durch die im Herbst 1873 einsetzende Gründerkrise mit ihrem scharfen konjunkturellen Einbruch einen schweren Dämpfer.[8]

Erst 1876 konnte er seine Ideen für eine eigene Fabrik umsetzen. Dürkopp lag dabei mit seiner Beurteilung der kommenden Entwicklung des Markts für Nähmaschinen und für andere Erzeugnisse aus der metallverarbeitenden Industrie erneut richtig. Gegen Ende der 1870er Jahre hatte das Deutsche Kaiserreich die Rezession fast überwunden. Im nachfolgenden konjunkturellen Aufschwung nahm der Konsum der privaten Haushalte deutlich zu, wovon auch die Wäscheindustrie profitierte. Die rasch steigende Nachfrage nach Konfektionswaren führte zur Errichtung zahlreicher neuer Wäschefabriken, vor allem zur Mechanisierung der Wäscheherstellung. Es entstand ein wachsender Markt für Nähmaschinen und für andere Geräte, die für die Wäscheproduktion notwendig waren. Die Koppelungseffekte zwischen Textilindustrie sowie metallverarbeitender Industrie und dem Maschinenbau traten damit deutlich zutage. Von dieser Entwicklung wollte auch Dürkopp profitieren. Sein Ziel war es, eine eigene moderne Fabrik mit zeitgenäßen Produktionsstätten zu errichten. Dafür brauchte er jedoch Kapitalgeber. Dürkopp gelang es, Ferdinand Kaselowsky, den langjährigen Direktor der Ravensberger Spinnerei und

8 Dürkopp-Werke AG, Materialien zur Firmengeschichte; O. V, 60 Jahre Dürkopp-Werke, Bielefeld 1927, S. 10–12. Beaugrand/Krull, Nikolaus Dürkopp (wie Anm. 2), S. 310 f.

zu dieser Zeit einen der wohlhabendsten Industriellen in Bielefeld als Investor für seine Nähmaschinenfabrikation zu gewinnen. Kaselowskys Neffe Richard sollte zudem in die Firmenleitung eintreten, aus der Carl Schmidt ausschied. Mit der Auflösung der alten Firma entstand 1876 nicht nur das Nachfolgeunternehmen „Dürkopp & Co.", sondern auch der Nähmaschinenproduzent in Bielefeld mit dem modernsten Maschinenpark und der größten Kapitalbasis. Während der guten Konjunktur der 1880er Jahre entwickelte er sich zu einem der führenden Anbieter für Nähmaschinen in ganz Deutschland. Als Erfolgsgarant erwies sich dabei neben den modernen Produktionsbedingungen das kontinuierliche Bemühen Dürkopps um die technische Verbesserung von Nähmaschinen, vor allem aber um die Entwicklung neuer Fabrikate. Auf der verbreiterten Kapitalbasis wusste er seine Innovationsfähigkeit voll auszuspielen. Kaum ein anderer Bielefelder Unternehmer des Kaiserreichs konnte eine solche Fülle von Patenten und Produktinnovationen für sich reklamieren wie Dürkopp. Ihm gelang es, eine Reihe von neuen Nähmaschinen zu entwickeln und zur Produktionsreife zu bringen.[9]

Dürkopps ehemaliger Compagnon Carl Schmidt errichtete dagegen mit seinem neuen Partner Hugo Hengstenberg wenige Jahre nach Gründung der Dürkopp-Werke in der Rohrteichstraße eine Fabrik, aus der die späteren Anker-Werke AG entstanden. Die Entwicklung dieses Unternehmens verweist ebenfalls auf ein hohes Maß an Innovationsbereitschaft. Indem man die Produktpalette beständig diversifizierte und neue Fabrikate auf dem Markt platzieren konnte, wurde aus dem ehemaligen reinen Nähmaschinenproduzenten an der Schwelle zum 20. Jahrhundert einer der führenden Hersteller von Registrierkassen mit einem hohen Marktanteil weltweit.[10]

Die von Dürkopp sowie von Schmidt und seinem Geschäftspartner verfolgte Strategie war auch für andere Firmen der Branchen das Erfolgsrezept. Trotz des konjunkturellen Einbruchs 1873 wurden 1874 in allen Bielefelder Nähmaschinenfabriken bereits mehr als 15.000 Nähmaschinen und damit fast das Doppelte wie vor zehn Jahren hergestellt. In den Unternehmensleitungen und damit für deren „corporate governance" hatte sich ein bestimmtes Charak-

9 Beaugrand/Krull, ebd., S. 309–311; 60 Jahre Dürkopp-Werke, S. 11. Zu Ferdinand Kaselowsky: Peter Lundgreen, Ferdinand Kaselowsky (1816–1877), in: Kocka/Vogelsang (wie Anm. 2), S. 163–188.

10 Beaugrand/Krull, ebd., S. 309–311; 60 Jahre Dürkopp-Werke, S. 11; Lepper, Bielefelder Nähmaschinen- und Fahrradindustrie (wie Anm. 6), S. 21–33.

teristikum herausgeschält. Die Verbindung eines Technikers mit einem vermögenden Kaufmann als Kapitalgeber – im Falle Baers Rudolf Rempel, im Falle Dürkopps Richard Kaselowsky – hatte sich als besonders günstig erwiesen, ermöglichte sie doch den eigentlichen Firmengründern, ihren Betrieb zu einem großen, auch international konkurrenzfähigen Unternehmen auszubauen. Bielefelder Nähmaschinen wurden zu einem Markenzeichen der heimischen Wirtschaft und nicht nur in ganz Deutschland, sondern auch auf dem Balkan, in Russland, in Skandinavien und in Südeuropa verkauft.[11]

Kennzeichnend für den enormen Aufschwung in der Bielefelder Metallindustrie seit den 1860er Jahren war auch die Vielseitigkeit der Produktion. In etwa zeitgleich mit den Anfängen der Nähmaschinenindustrie, zudem stimuliert durch den Bedarf der Textilunternehmen an Werkzeugen und Metallgeräten entstanden in Bielefeld metallerzeugende und metallverarbeitende Firmen. Zu den ältesten Bielefelder Unternehmen dieser Branche zählte die Feilenhauerei Peter Wilhelm Dickertmann. 1858 errichtete dieses Unternehmen in der Nähe des Bahnhofs neue Produktionsstätten, in denen die industrielle Fertigung von Metallerzeugnissen aufgenommen wurde. 1869 begann das Unternehmen mit der Herstellung von mechanischen Winden und schuf damit die Basis für die weitere Entwicklung zu einem der führenden Produzenten für Hebewerkzeuge und für hydraulische Geräte.[12] Aus Pommern über die Zwischenstation Berlin zog Theodor Calow nach Bielefeld. 1863 eröffnete er in der Bahnhofstraße zusammen mit seinem Teilhaber Johann Epping eine Eisengießerei und Maschinenfabrik. Dieses Unternehmen partizipierte ebenfalls an der steigenden Nachfrage nach Metallerzeugnissen durch Firmen anderer Branchen und konnte schnell seine Produktpalette diversifizieren. In den folgenden Jahrzehnten entwickelte es sich zu einem der führenden Hersteller von Werkzeugmaschinen, aber auch Dampfmaschinen, -kesseln und -pumpen sowie Armaturen und Pressen. Calow belieferte vor allem die großen Textilun-

11 Ditt, Industrialisierung (wie Anm. 1), S. 77; Lepper (wie Anm. 6), S. 21–23. An dieser Stelle kann nicht näher auf den „corporate governance" Ansatz eingegangen werden, der aktuell in der modernen Wirtschafts- und Unternehmensgeschichte zur Erklärung von unterschiedlichen Leitungs- und Führungsstrukturen in Unternehmen diskutiert wird. Siehe dazu exemplarisch: Carsten Berrar, Die Entwicklung der corporate governance in Deutschland im internationalen Vergleich, Baden-Baden 2001; sowie der „locus classicus": Ronald C. Coase, The nature of the firm, in: Economica, New Series, Vol. 4, 1937, S. 365–405.

12 Ditt, Industrialisierung (wie Anm. 1), S. 77.

ternehmen aus Bielefeld, konnte aber auch rasch neue Kunden für seine Produkte in ganz Deutschland akquirieren. Als Vorteil erwies sich dabei, dass seine Firma nicht nur hochwertige Erzeugnisse lieferte, sondern diese bei Bedarf auch wartete und reparierte. Dieser „Komplettservice" verschaffte ihm vielfach einen Wettbewerbsvorteil gegenüber Konkurrenten. Auf dieser Grundlage ließen sich auch in den konjunkturell schwierigen Jahren Großaufträge nicht nur für Bielefelder Firmen, sondern im ganzen Kaiserreich ausführen.[13]

Ein Jahr später als Calow errichtete Friedrich Gildemeister einen Betrieb zur Reparatur von Landmaschinen, bevor er 1870 die Firma Gildemeister & Comp. gründete, die sich zunächst auf die Fertigung von Werkzeugmaschinen für den Nähmaschinenbau spezialisierte, ehe sie ihre Produktpalette erheblich ausweitete und zu einem der bis heute wichtigsten Hersteller von Werkzeugmaschinen wurde.[14] Nach der Überwindung der Gründerkrise von 1873 und den nachfolgenden sechs Jahren der wirtschaftlichen Depression kam es sowohl in der Bielefelder Textilindustrie als auch im Maschinenbau und in der Metallverarbeitung zu einem deutlichen Aufschwung. Die günstige Ertragslage in der Textilindustrie war dabei einer der Garanten für eine stetige Nachfrage nach Erzeugnissen der metallverarbeitenden Unternehmen. Darüber hinaus nutzten viele Unternehmer der Branche die günstige Entwicklung, um ihre Betriebe zu modernisieren und die Produktpalette ihrer Erzeugnisse auszuweiten, um neue Märkte und Kundenkreise zu erschließen. Diese Strategie erwies sich bis zum Ausbruch des Ersten Weltkriegs als richtig, ließen sich dadurch doch die Wettbewerbsposition der Bielefelder Metallverarbeitung verbessern und damit wachsende Marktanteile erobern.[15]

Der steigende Wohlstand in vielen Haushalten des Kaiserreichs sorgte dafür, dass in immer mehr Bereichen des täglichen Lebens moderne Maschi-

13 Gustav Engel u. Ursula Niemann, 100 Jahre Theodor Calow & Co., Bielefeld 1963, S. 45–52; Friedrich W. Bratvogel, Theodor Calow (1828–1906), in: Kocka/Vogelsang (wie Anm. 2), S. 238–248; Kettermann, Bielefelder Wirtschaft (wie Anm. 1), S. 62. Auch in der Firma Calows findet sich das Modell, dass neben dem Techniker und Firmeninhaber mit Johannes Epping ein Kaufmann als Kapitalgeber und als Compagnon aufgenommen wurde.

14 Ditt, Industrialisierung (wie Anm. 1), S. 72 f.; Kettermann, Bielefelder Wirtschaft, S. 63.

15 Siehe dazu: Berichte der Handelskammer zu Bielefeld von 1874 bis 1882; sowie Udo Schlicht, Maschinen, made in Bielefeld. Der Weg des Maschinenbaus an die Spitze der Bielefelder Industrie, in: Andreas Beaugrand (Hg.), Stadtbuch Bielefeld. Tradition und Fortschritt in der ostwestfälischen Metropole, Bielefeld 1996, S. 572–577.

nen und neue technische Apparate eingesetzt wurden. Dies galt nicht nur für die Haushalte selber, sondern auch für neu entstandene Einrichtungen wie Elektrizitäts- und Gaswerke, Krankenhäuser oder Bahnhöfe. Vor diesem Hintergrund lässt sich für die Bielefelder metallverarbeitende Industrie bis zum Ausbruch des Ersten Weltkriegs eine kontinuierliche Aufwärtsentwicklung und die Gründung neuer Firmen konstatieren. Zu erwähnen sind in diesem Zusammenhang die Maschinenfabrik von Droop & Rein, die Fabrik von Hillenkötter & Ronsiek, die spätere Kompressorenfabrik von Otto Boge sowie die Maschinen- und Armaturenfabrik von Heinrich Welland und Adolf Tuxhorn in Brackwede.[16]

Während des Kaiserreiches konnte die Nähmaschinenindustrie ihre Position als wichtigstes Segment der metallverarbeitenden Industrie in Bielefeld verteidigen. Die steigende Nachfrage nach Nähmaschinen beflügelte zunächst die Entwicklung der gesamten Branche, die jedoch ab Mitte der 1880er Jahre unter Konkurrenzdruck geriet, weil ausländische Anbieter wie die Singer Company aus den USA versuchten, zunehmend Marktanteile zu erobern. Durch die Diversifizierung der Produktpalette und durch die Erschließung neuer Märkte gelang es jedoch den großen Firmen der Branche, sich der wachsenden Konkurrenz aus dem Ausland zu erwehren. Dies galt sowohl für die Bielefelder Maschinenfabrik vorm. Dürkopp & Co., die Nähmaschinenfabrik und Eisengießerei vorm. Koch & Co. (Kochs Adler) als auch für die Nähmaschinenfabrik Phoenix (vorm. Baer & Rempel) und die Anker-Werke. Während in den letzten beiden Jahrzehnten vor der Jahrhundertwende die Textilindustrie Schritt für Schritt ihre Stellung als „leading sector" und „Fortschrittsmotor" für die Bielefelder Wirtschaft verlor, konnten diese vier Unternehmen ihre Wettbewerbsposition und Markstellung aufgrund von erfolgreichen Produktinnovationen ausbauen. Daher war es zunehmend die metallverarbeitende Industrie und der Maschinenbau, der die erforderlichen Wachstumsimpulse für die Bielefelder Wirtschaft vermittelte. Gerade Unternehmer wie Nikolaus Dürkopp hatten deutlich erkannt, dass man neue Produkte entwickeln und auf den zu-

16 Siehe dazu die Berichte der Handelskammer zu Bielefeld für die Jahre 1880 bis 1896; Schlicht, Maschinen, made in Bielefeld. S. 572–577. Zu Theodor Droop und Ernst Rein siehe Dagmar Kerschbäumer u. Johannes Großewinkelmann, Theodor Droop (1849–1906) und Ernst Rein 1858–1953), in: Kocka/Vogelsang (wie Anm. 2), S. 333–355. Zu Otto Boge und zur Kompressorenfabrik Boge siehe Jürgen Büschenfeld, Boge – ein Familienunternehmen aus Bielefeld, Bielefeld 2007.

nehmend verflochtenen Märkten platzieren musste, wollte man sich gegenüber der Konkurrenz behaupten. Eine der wichtigen neuen Produktsparten, die von den großen Bielefelder Nähmaschinenproduzenten ausgebaut wurde, war die Fertigung von Fahrrädern. Dieses Fortbewegungsmittel erfreute sich seit Beginn der 1880er Jahre einer wachsenden Beliebtheit in immer größeren Kreisen der Bevölkerung, so dass die Aufnahme der Fahrradproduktion eine sinnvolle Entscheidung war, um sich von der Erzeugung von Nähmaschinen unabhängiger zu machen. Erneut zeigte sich die große Erfindungs- und Innovationskraft Nikolaus Dürkopps. In seinem Unternehmen entwickelte er zahlreiche neue Typen von Fahrrädern, die sich erfolgreich am Markt absetzen ließen. Bielefeld wurde zu einem Zentrum der Fahrradproduktion in ganz Deutschland.[17]

Um die Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert zeigte sich jedoch, dass der Fahrradmarkt eine erste Sättigung gefunden hatte, so dass die Nachfrage nach Fahrrädern stagnierte und die Preise deutlich sanken. Den großen Unternehmen der Bielefelder metallverarbeitenden Industrie gelang es jedoch, durch weitere Produktinnovationen dieser Entwicklung zu begegnen. Während die Anker-Werke zum Beispiel mit der Fertigung von Motorrädern begannen, setzte man bei den Dürkopp-Werken auf die Produktion von Motoren und Automobilen. Die Leitung beider Unternehmen musste jedoch nach kurzer Zeit feststellen, dass die Kosten für die Herstellung der neuen Produkte ausuferten, so dass sich damit kaum Gewinne erzielen ließen. Bei aller Begeisterung für die „Motorisierung" und bei allem Optimismus aufgrund steigender Verkaufszahlen offenbarte gerade die Automobilfertigung Schwachstellen in der Unternehmensstrategie Dürkopps, mit denen auch andere Pioniere der Autobranche wie Gottlieb Daimler oder die Brüder Max und Reinhard Mannesmann zu kämpfen hatten. Sie hielten zu lange an der handwerklichen und daher teuren Produktionsweise fest. Die zukunftsweisende Serien- und Fließbandfertigung lehnten sie jedoch ab. Gerade diese Produktionsform sorgte in den USA dafür, dass sich Autos zunehmend billiger herstellen und dadurch neue Absatzmärkte erschließen ließen. Dürkopp und andere frühe deutsche Automobilproduzenten blieben bei ihrer Fertigungsmethode mit der Folge, dass ihre Autos zu

17 Wilhelm Matthies, Vom Veloziped zum Einspurauto, in: Beaugrand, Stadtbuch Bielefeld (wie Anm. 15), S. 565; Beaugrand/Krull, Nikolaus Dürkopp (wie Anm. 2), S. 315–317; Kettermann, Bielefelder Wirtschaft (wie Anm. 1), S. 82.

teuer waren und sich immer weniger verkaufen ließen. Für Dürkopp hatte diese Entwicklung ausgesprochen negative Konsequenzen: Die hohen Kosten in der Automobilproduktion fraßen auch die Gewinne anderer Sparten auf, etwa der Fahrradherstellung. Das Unternehmen geriet vor Ausbruch des Ersten Weltkriegs sogar in eine finanzielle Schieflage und musste Bankkredite in Anspruch nehmen. Im Ergebnis erwies sich die Automobilproduktion daher nicht als Wachstumsbranche der Zukunft für die Bielefelder Wirtschaft. Nach dem Ende des Ersten Weltkriegs wurde sie schrittweise wieder aufgegeben.[18]

Zukunftsweisender schien eher die Strategie zu sein, die Nähmaschinenproduktion durch die Fertigung von Registrierkassen zu ergänzen. Diese Option wählten vor allem die Anker-Werke, die sich das Patent für die Herstellung von Kassen für ganz Deutschland gesichert hatten und schon bald von der schnell steigenden Nachfrage nach diesem Produkt sowohl aus dem Einzelhandel als auch aus Verwaltungseinrichtungen profitierten. Diese Konstellation verschaffte den Anker-Werken nicht nur die Position als Marktführer für Registrierkassen in Deutschland, sondern auch als schärfster Konkurrent des weltweit größten Anbieters, des Konzerns NCR (National Cash Register) aus den USA. Auf dieser Grundlage konnten sich die Anker-Werke in Bielefeld nicht nur zu einem der bedeutenden Hersteller von Büromaschinen und anderen feinmechanischen Produkten entwickeln, sondern auch zu einem der

18 Matthies, Vom Veloziped zum Einspurauto (wie Amm. 17), S. 565; Beaugrand/Krull, Nikolaus Dürkopp (wie Anm. 15), S. 315–317; Kettermann, Bielefelder Wirtschaft (wie Anm. 1), S. 82. Zur Diskussion über die neuen Fertigungsmethoden in der Automobilproduktion und ihrer Einführung in Deutschland siehe Rainer Flik, Von Ford lernen? Automobilbau und Motorisierung in Deutschland bis 1933, Köln 2001; bis heute lässt sich nicht eindeutig klären, ob die Deutsche Bank den Dürkopp-Werken vor Beginn des Ersten Weltkriegs einen Kredit verweigerten, der dazu dienen sollte, die Automobilproduktion auf die Fließbandfertigung umzustellen. Dadurch hätte sich die Wettbewerbsposition des Unternehmens auf den Märkten sicherlich deutlich verbessern lassen. Ob die Kreditvergabe scheiterte, weil die Deutsche Bank die Zukunftsaussichten der Autoherstellung in Bielefeld skeptisch beurteilte, oder weil sie nur wenig von Dürkopss Unternehmensstrategie und patriarchalischem Führungsstil überzeugt war, lässt sich aufgrund des Quellenmangels nicht eindeutig klären. Vgl. Robert Cohnen, Dürkopp-Autos damals und heute, in: Ravensberger Blätter, Jg. 2004, Heft 2, S. 52. Zur Rolle der Deutschen Bank am Finanzplatz Bielefeld: Harald Wixforth, Die Bielefelder Kreditwirtschaft von der Industrialisierung bis in die Gegenwart, in: Andreas Beaugrand (Hg.), Stadtbuch Bielefeld 1214–2014, Bielefeld 2013, S. 280–287.

größten Unternehmen der metallverarbeitenden Industrie während des Kaiserreichs und der Weimarer Republik.[19]

Kurz vor dem Ausbruch des Ersten Weltkriegs konnte die metallverarbeitende Industrie für sich in Anspruch nehmen, ein hoch diversifizierter, aber auch ein innovativer Industriezweig der Bielefelder Wirtschaft zu sein. Aus zum Teil bescheidenen und handwerklichen Anfängen waren einige moderne Großunternehmen entstanden, die zu den Marktführern in ganz Deutschland und Europa gehörten. Darüber hinaus hatte sich eine Reihe von mittelständischen Firmen etabliert, die mit Spezialerzeugnissen die Produktpalette der Bielefelder metallverarbeitenden Industrie diversifizierten und damit die Wettbewerbsfähigkeit der gesamten Branche erhöhten. Zudem war die metallverarbeitende Industrie während des Kaiserreichs zum wichtigsten Arbeitgeber in Bielefeld geworden. Bei Dürkopp arbeiteten 1910 allein 3.525 Personen, so viel wie in keinem anderen Bielefelder Unternehmen. Vor diesem Hintergrund kann es kaum überraschen, dass 1913 allein 15 Prozent aller in Deutschland gefertigten Nähmaschinen aus Bielefeld stammten. Während des Kaiserreichs hatte sich die metallverarbeitende Industrie in Bielefeld zu einem der wichtigsten Zentren dieser Branche in ganz Deutschland entwickelt.[20]

3. Die metallverarbeitende Industrie und der Maschinenbau vom Ersten Weltkrieg bis zur Weltwirtschaftskrise

Der Ausbruch des Ersten Weltkriegs veränderte die Rahmenbedingungen für die Bielefelder metallverarbeitende Industrie erheblich. Zahlreiche Gesetze und Verordnungen regelten die Umstellung von der Friedens- auf die Kriegsproduktion, die vor allem 1916 nach dem Anlaufen des sogenannten „Hindenburg-Programms" (benannt nach dem Oberbefehlshaber des Heers, Paul

19 Ketterman, Bielefelder Wirtschaft (wie Anm. 1), S. 83; Ditt, Industrialisierung (wie Anm. 1), S. 178. Vgl. auch Berichte der Handelskammer Bielefeld für die Jahre 1910 bis 1914, sowie Udo Schlicht, Maschinenbau in Bielefeld – Produktionsmittel für die Industrie, in: Andreas Beaugrand (Hg.), Stadtbuch Bielefeld 1214–2014, Bielefeld 2013, S. 334–339.

20 Ditt, Industrialisierung (wie Anm. 1), S. 174; Kettermann, Bielefelder Wirtschaft (wie Anm. 1), S. 84; Matthies, Veloziped (wie Anm. 17), S. 565; Schlicht, Maschinenbau in Bielefeld (wie Anm. 18), S. 336 f.

von Hindenburg) deutlich forciert wurde.[21] Eine Reihe von Betrieben aus der metallverarbeitenden Industrie aus Bielefeld und aus dem Umland profitierte von dieser Konstellation. Die steigende Nachfrage der Heeresverwaltung nach Kriegsmaterial ließ bei ihnen Produktion und Absatz deutlich steigen. Unternehmen wie die Dürkopp-Werke stellten große Teile ihrer Fertigung auf die Anforderungen der Kriegswirtschaft um. Dies erwies sich kurzfristig als die richtige Strategie. Die Gewinne stiegen wieder an, und die finanziellen Engpässe ließen sich beheben. Die gute Ertragslage in der metallverarbeitenden Industrie war jedoch nur von kurzer Dauer. Im Verlauf des Jahres 1917 verschlechterte sich die Versorgung mit Rohstoffen erheblich. Ein harter Winter ließ zudem die Brennstoffversorgung zusammenbrechen und die Lebensmittelpreise in die Höhe schnellen. 1918 kam es zu erheblichen Einschränkungen der Produktion, bei den Dürkopp-Werken außerdem zu Streiks und bewaffneten Unruhen unter der Arbeiterschaft. Das Kriegsende im November 1918 bedeutete daher für die meisten Unternehmen der metallverarbeitenden Industrie sowohl eine einschneidende Zäsur für ihre Erzeugung als auch die Hoffnung auf eine Verbesserung der prekären Produktionsverhältnisse.[22]

Nach dem Ende des Ersten Weltkriegs bildeten außer der schlechten Rohstoffversorgung die infolge des zunehmenden Währungsverfalls schnell steigenden Betriebskosten und Löhne ein schwerwiegendes Problem. Viele Unternehmen litten unter einem Mangel an Kapital, um die Produktion aufrechterhalten und die Belegschaft bezahlen zu können. Unternehmen in der Rechtsform einer Aktiengesellschaft fanden jedoch bald einen Weg, dieses Problem zu lösen. Die zunehmende Geldflüssigkeit auf dem Kapitalmarkt

21 Gerald D. Feldman, Die sozialen und politischen Grundlagen der wirtschaftlichen Mobilisierung Deutschlands, in: ders., (Hg.), Vom Weltkrieg zur Weltwirtschaftskrise, Göttingen 1984, S. 15–20; Stefanie van de Kerkhof, Von der Friedens- zur Kriegswirtschaft, Essen 2006; dies., Public private Partnership im Ersten Weltkrieg. Kriegsgesellschaften in der schwerindustriellen Kriegswirtschaft des Deutschen Reichs, in: Hartmut Berghoff, Jürgen Kocka und Dieter Ziegler (Hg.), Wirtschaft und Gesellschaft im Zeitalter der Extreme. Beiträge zur Unternehmensgeschichte Österreichs und Deutschlands. Im Gedenken an Gerald D. Feldman, München 2010, S. 106–132; Harald Wixforth, Die Gründung und Finanzierung von Kriegsgesellschaften während des Ersten Weltkriegs, in: ebd., S. 81–104.

22 Reinhard Vogelsang, Geschichte der Stadt Bielefeld, Bd. 2: Von der Mitte des 19. Jahrhunderts bis zum Ende des Ersten Weltkriegs, Bielefeld 1988, S. 266; Wilhelm Matthies, Zwischen Burgfrieden und Revolution, in: Beaugrand, Stadtbuch Bielefeld (wie Anm. 15), S. 73.

aufgrund der Inflation erlaubte es ihnen, sich ihr Betriebskapital durch die Emission neuer Aktien zu beschaffen. Auch einige Firmen der Bielefelder metallverarbeitenden Industrie gingen diesen Weg. Mehr noch: Die Leichtigkeit, mit der man sich auf dem Kapitalmarkt während der Jahre 1920 bis 1922 Geld beschaffen konnte, ermunterte offenbar einige waghalsige Personen dazu, in dieser Zeit eigene Unternehmen zu errichten. Die Bielefelder Metallindustrie erlebte bis 1922 eine regelrechte Welle von Firmengründungen, die meisten davon jedoch nicht solide finanziert. Nach dem Ende der Inflation im November 1923, als der „Schleier der Scheingewinne" zerrissen war, zeigte sich in aller Deutlichkeit, dass die Bielefelder metallverarbeitende Industrie mit einer Reihe von unsoliden und unrentablen Betrieben „übersetzt" war. Aber selbst große und alteingesessene Firmen hatten inflationsbedingt den Überblick über die tatsächliche Markt- und Ertragslage verloren, wirtschafteten mit einem aufgeblähten Eigenkapital, dafür aber mit zu hohen Betriebskosten und rapide schrumpfenden Gewinnmargen.[23]

Die Einführung der Rentenmark im November 1923 bzw. der Reichsmark im Frühjahr 1924 verursachte in der Bielefelder Wirtschaft – wie fast überall in Deutschland – eine schmerzhafte Anpassungskrise. Bei der Erstellung der Goldmarkeröffnungsbilanz per 1. Januar 1924, zu der alle Unternehmen durch Gesetz verpflichtet wurden, mussten auch die Firmen der metallverarbeitenden Industrie erkennen, wie sehr ihre innere Substanz durch den Währungsverfall von 1919 bis 1923 ausgehöhlt worden war. Der Produktionsapparat war teilweise veraltet und überbeansprucht, zudem belasteten zahlreiche Fehlinvestitionen die Rentabilität. Die Anpassungskrise der Jahres 1924 mit ihren hohen Zinssätzen auf dem Geld- und Kapitalmarkt – zeitweilig mussten für Diskontkredite 10 % und für Lombardkredite 12 % an Zinsen gezahlt werden[24] – führte zu einer Reihe von Konkursen oder „finanzieller Schieflagen"

23 Siehe dazu vor allem: Westfälisches Wirtschaftsarchiv Dortmund (Im Folgenden WWA), K 3, Nr. 1002, Die Lage der Wirtschaft in Bielefeld 1921 und 1922, sowie Kettermann, Bielefelder Wirtschaft (wie Anm. 1), S. 136–141. Allgemein zum Verlauf und zu den Ursachen der Inflation: Carl-Ludwig Holtfrerich, Die deutsche Inflation 1914–1923, Ursachen und Folgen in internationaler Perspektive, Berlin/New York 1980, vor allem S. 64–71; Gerald D. Feldman, The Great Disorder, Economics and Politics in Germany 1914–1923, New York 2001.

24 Angaben nach Deutsche Bundesbank (Hg.), Deutsches Geld und Bankwesen in Zahlen 1876–1975, Frankfurt 1976, S. 278, Tab. 2.01.

selbst renommierter Firmen.[25] Große Unternehmen wie Dürkopp, die Anker-Werke oder Kochs Adler hatten ebenso mit Problemen wie Absatzmangel, Produktionseinschränkungen und einer schlechten Ertragslage zu kämpfen wie die zahlreichen mittelständischen Betriebe der Branche. Die Folgen eines großen Streiks, der Anfang 1925 ausbrach und die Produktion in fast allen Betrieben der metallverarbeitenden Industrie für mehr als ein halbes Jahr zum Erliegen brachte, belasteten die Rentabilität zusätzlich. Viele Betriebe mussten Teile der Belegschaft entlassen. Im Frühjahr 1925 schien es, als sei die metallverarbeitende Industrie in Bielefeld und seinem Umland in die schwerste Krise seit langem geraten.[26]

Gut ein Jahr später zeigten sich jedoch die ersten Vorboten eines konjunkturellen Aufschwungs. Die Nachfrage nach Erzeugnissen der deutschen Wirtschaft stieg deutlich an, nicht zuletzt hervorgerufen durch die Folgen eines Bergarbeiterstreiks in Großbritannien, der Industrie und Handel auf den britischen Inseln für fast ein Jahr lahm legte. Von dieser Konstellation profitierten vor allem die großen Unternehmen aus der Nähmaschinen- und Fahrradproduktion, deren Ertragslage sich rasch durchgreifend verbesserte. Durch umfangreiche Modernisierungsinvestitionen und die Einführung neuer Produkte konnten sie ihre Wettbewerbsfähigkeit auch in den folgenden Jahren kontinuierlich verbessern. Dennoch waren Umstrukturierungen im Betriebsablauf und in der Geschäftstätigkeit erforderlich: Die Anker-Werke und die Kochs Adler Nähmaschinenfabrik schränkten ihre Fahrradproduktion zum Beispiel erheblich ein. Die Anker-Werke konzentrierten sich vor allem auf die Herstellung von Büromaschinen, während Kochs Adler die Sparte Industrienähmaschinen erheblich ausbaute. Die beiden anderen großen Unternehmen der Bielefelder

25 WWA Dortmund, K 3, Nr. 1078; Stadtarchiv Bielefeld (im Folgenden Stadt A Bi), GS I Nr. 127.3, Schreiben des Magistrats der Stadt an die IHK zu Bielefeld vom 18. September 1924; generell zur „Stabilisierung der Mark" und der Wirtschaftskrise 1924: Hans-Otto Schötz, Der Kampf um die Mark 1923/24, Berlin 1987; Albrecht Ritschl, Deutschlands Krise und Konjunktur 1924–1934. Binnenkonjunktur, Auslandsverschuldung und Reparationsproblem zwischen Dawes-Plan und Transfer-Sperre, Berlin 2002, S. 16–18, S. 33–36, sowie als ältere Studie: Klaus Netzband und Hans-Peter Widmaier, Währungs- und Finanzpolitik der Ära Luther 1923–1925, Tübingen 1964.

26 StadtA Bi, Geschäftsbericht der Dürkopp-Werke AG für das Jahr 1925. Vgl. auch Kettermann, Bielefelder Wirtschaft (wie Anm. 1), S. 178 f.; vgl. auch Ritschl, Deutschlands Krise (wie Anm. 25), S. 33–38; Gerd Hardach, Weltmarktorientierung und relative Stagnation. Währungspolitik in Deutschland 1924–1931, Berlin 1976.

Metallindustrie, Dürkopp und Phoenix, hielten jedoch an der Fahrradherstellung fest. Dennoch lässt sich nicht verkennen, dass sich durch den Wegfall dieser Sparte bei den Anker-Werken und bei Kochs Adler Marktchancen für neue Betriebe in der Fahrradherstellung eröffneten, die auch genutzt wurden. In Bielefeld konnte etwa die Firma Rabeneick einen steigenden Marktanteil erobern. Andere Firmen aus der metallverarbeitenden Industrie aus verschiedenen Wirtschaftsregionen Deutschland versuchten ebenfalls, mit der Fertigung von Fahrrädern ihre Wettbewerbsposition zu verbessern.[27]

Die Aufwärtsentwicklung in der Nähmaschinenindustrie und in Teilen des Maschinenbaus verstärkte sich im Jahr 1927 weiter. Die großen Firmen der Branche berichteten von steigender Produktion und erhöhtem Auftragsvolumen. Im Maschinenbau konnte Gildemeister durch eine Straffung der Produktpalette, den Ausbau der Serienfertigung und durch einige Produktinnovationen zuvor verlorene Marktanteile zurückerobern und bis 1929 eine steigende Beschäftigung und eine volle Auslastung der Produktionskapazitäten vermelden. Nicht alle Betriebe des Bielefelder Maschinenbaus verzeichneten eine solche zufriedenstellende Entwicklung. Die kleineren Firmen mussten infolge Kapitalmangels oft auf durchgreifende Modernisierungsinvestitionen verzichten, so dass ihre Produktivität im Vergleich zu den großen Konkurrenten niedrig blieb und sie Marktanteile einbüßten. Damit standen sie vor dem gleichen Problem wie mittelständische Betriebe an anderen deutschen Industriestandorten: Der Kapitalmangel des Mittelstands und die fehlenden Möglichkeiten, sich über den Kapitalmarkt zu finanzieren, gehörten zu den permanenten Klageliedern in der deutschen Wirtschaft auch während der „Weimarer Konjunktur" von 1926 bis 1929. Dennoch: Die Bielefelder metallverarbeitende Industrie blickte selbst 1929 noch mit Optimismus in die Zukunft, als sich die ersten Anzeichen einer erneuten Krise bemerkbar machten.[28]

27 StadtA Bi, Geschäftsberichte der Dürkopp-Werke für die Jahre 1926 und 1927. Vgl Matthies, Veloziped (wie Anm. 17), S. 566: Pryor Dodge, Faszination Fahrrad. Geschichte, Technik, Entwicklung, Bielefeld 2007, S. 115–126. Allgemein zur Rationalisierung in der deutschen Wirtschaft in der zweiten Hälfte der 1920er Jahre: Christian Kleinschmidt, Rationalisierung als Unternehmensstrategie. Die Eisen- und Stahlindustrie des Ruhrgebiets zwischen Jahrhundertwende und Weltwirtschaftskrise, Essen 1993, vor allem S. 194–284.

28 StadtA Bi, Geschäftsberichte der Dürkopp-Werke für die Jahre 1928 und 1929. Vgl. auch Erich Hülsman, Struktur und Verflechtung Bielefelds als Wirtschaftsraum, Bleicherode 1938, S. 84–89.

Der Zusammenbruch der Kurse an der New Yorker Börse im Oktober 1929 leitete die bis dahin größte Krise der modernen Wirtschaft ein.[29] Auch die Bielefelder Wirtschaft wurde davon hart getroffen. Zahlreiche Unternehmen in fast allen Branchen litten unter Absatzmangel, finanziellen Schwierigkeiten und massiven Einschränkungen der Produktion. In allen Wirtschaftszweigen mussten Firmen aufgrund von Stillegung der Fertigung einen großen Teil der Belegschaft entlassen. Auch in Bielefeld wuchs die Arbeitslosigkeit immens an. Die Unternehmen, die in den Jahren zuvor umfangreiche Rationalisierungs- und Modernisierungsinvestitionen durchgeführt hatten, konnten die Krise jedoch vergleichsweise gut meistern. Dies galt für die großen Nähmaschinenhersteller, vor allem aber für die Firmen der metallverarbeitenden Industrie, die an der Fahrradproduktion festgehalten hatten. Das Fahrrad wurde – aus der Not geboren – in der Weltwirtschaftkrise zum beliebtesten Fortbewegungsmittel der deutschen Bevölkerung, so dass die Fahrradproduktion für die meisten Hersteller während dieser Zeit ein lohnendes Geschäft war. Sie konnten auf steigende Umsätze und sogar auf zunehmende Gewinne verweisen. Sicher ist, dass ihre gute Ertragslage in den Krisenjahren auch manchen anderen Unternehmer dazu veranlasste, sich der Herstellung von Fahrrädern zuzuwenden.[30]

Dieser Sachverhalt kann jedoch nicht darüber hinwegtäuschen, dass die Weimarer Republik für den größten Teil der metallverarbeitenden Industrie in Bielefeld Krisenjahre waren. Nur die Unternehmen, die sich rechtzeitig veränderten Marktbedingungen nach dem Ende der Inflation angepasst hatten, zudem umfangreiche Rationalisierungs- und Modernisierungsinvestitionen durchgeführt hatten, konnten allen konjunkturellen Schwierigkeiten trotzen. Dies galt vor allem für die großen Nähmaschinen- und Fahrradhersteller, aber auch für einige Unternehmen des Maschinenbaus mit einer spezifischen Pro-

29 Siehe dazu Harold James, Deutschland in der Weltwirtschaftskrise, Stuttgart 1988, S. 18–27; Werner Plumpe, Wirtschaftskrisen. Geschichte und Gegenwart, München 2010, S. 81–89. Auf die in den letzten Jahren angeschwollene Literatur zu den Ursachen und zum Verlauf von Wirtschaftskrisen kann hier im Einzelnen nicht näher eingegangen werden. Vgl. exemplarisch: Carmen M. Reinhart u. Kenneth S. Rogoff, Dieses Mal ist alles anders. Acht Jahrhunderte Finanzkrisen, München 2010.

30 StadtA Bi, Geschäftsberichte der Dürkopp-Werke für die Jahre 1929 und 1930. Kettermann, Bielefelder Wirtschaft (wie Anm. 1), S. 179; Matthies, Veloziped (wie Anm. 17), S. 566; Regine Krull, Die Bielefelder Fahrrad- und Nähmaschinenindustrie während der Weltwirtschaftskrise, in: 56. Jahresbericht des Historischen Vereins für die Grafschaft Ravensberg, 1984/85, S. 189–216; Dodge, Faszination Fahrrad (wie Anm. 27), S. 125 f.

duktpalette. Gerade diese Firmen sorgten dafür, dass die metallverarbeitende Industrie auch während der Weimarer Republik ihre Position als Führungssektor der Bielefelder Wirtschaft verteidigen konnte.[31]

4. Während des NS-Regimes

Nach der sogenannten „Machtergreifung" durch die Nationalsozialisten am 30. Januar 1933 sahen sich auch die Firmen der Bielefelder metallverarbeitenden Industrie schrittweise mit anderen politischen und wirtschaftlichen Rahmenbedingungen konfrontiert als während der Weimarer Republik. Vor allem die wachsende Verbindung zwischen ihrer Ertragslage und dem Ausmaß an Aufträgen, welche ihnen von staatlichen oder parteinahen Organisationen erteilt wurden, war für sie eine neue Erfahrung. Gravierender war jedoch die „Gleichschaltung" fast aller Bereiche der Wirtschaft und die Einpassung von Industrie, Handel und Gewerbe in ein neues, ständisch orientiertes Wirtschaftssystem. Dadurch wurden erheblich andere Wettbewerbsbedingungen geschaffen; Produktion und Warenabsatz hatten sich nun nach den Zielvorgaben der neuen Machthaber zu richten. Wie überall in Deutschland besaßen auch die Firmen in Bielefeld kaum Handlungsspielräume, sich dagegen zur Wehr zu setzen. Sie passten sich an und hofften, im System der „neuen Wirtschaft" möglichst bald wieder rentabel wirtschaften zu können.[32]

31 Ebd., S. 200–212; Matthies, Veloziped S. 566 (wie Anm. 17); Schlicht, Maschinenbau in Bielefeld (wie Anm. 19), S. 337.

32 Vgl. etwa das Beispiel der Firma Oetker. Dazu: Jürgen Finger, Sven Keller und Andreas Wirsching, Dr. Oetker und der Nationalsozialismus. Geschichte eines Familienunternehmens, 1933–1945, München 2013. Die Geschichte der Bielefelder Wirtschaft und ihre bedeutenden Firmen während des NS-Regimes ist bisher nur in Ansätzen untersucht worden. So fehlen bisher noch immer quellengestützte Studien zu den großen Firmen der Textilindustrie oder der metallverarbeitenden Industrie, ebenso zur Verdrängung der Juden aus der Wirtschaft und zur „Arisierung." Hier ist zudem nicht die Debatte zu führen, inwieweit das NS-Wirtschaftssystem noch ein marktwirtschaftliches oder ein staatlich-dirigistisches war. Siehe dazu: Christoph Buchheim und Jonas Scherner, Anmerkungen zum Wirtschaftssystem des „Dritten Reichs" in: Werner Abelshauser u. a. (Hg.), Wirtschaftsordnung, Staat und Unternehmen. Neuere Forschungen zur Wirtschaftsgeschichte des Nationalsozialismus Essen 2010, S. 81–97, aber auch Jörg Osterloh und Harald Wixforth, Einleitung, in: dies (Hg.), Unternehmer und NS-Verbrechen. Wirtschaftseliten im „Dritten Reich" und in der Bundesrepublik Deutschland, Frankfurt 2014, vor allem

Ab 1934 sorgten die neuen Rahmenbedingungen jedoch für eine Ausweitung der Produktion und eine Verbesserung der Ertragslage. Vor allem die Firmen der Nähmaschinenherstellung und der Fahrradproduktion berichteten von steigender Nachfrage und wachsendem Absatz. Durch Ehestandsdarlehen konnten sich junge Familien schneller als in den Krisenjahren zuvor mit langlebigen Verbrauchsgütern eindecken, darunter auch Nähmaschinen, während der Abbau der Arbeitslosigkeit und steigende Einkommen auch die Nachfrage nach Fahrrädern beflügelte. Die Rentabilität bei den Herstellern von Registrierkassen oder von Produkten des Maschinenbaus blieb auch nach 1933 eher unbefriedigend. Durch die neuen Zielsetzungen in der Wirtschaftspolitik der Nationalsozialisten mit ihrer Stärkung der Autarkiewirtschaft wurden die Exportmöglichkeiten für die deutsche Industrie erheblich eingeschränkt. Diese Konstellation belastete die Firmen der metallverarbeitenden Industrie aus Bielefeld, die wie die Betriebe des Maschinenbaus, der Kassenherstellung oder der Landmaschinenfertigung auch auf den Export angewiesen waren.[33]

Ab 1935 wurde immer offenkundiger, dass die generelle Aufwärtsentwicklung in der Bielefelder metallverarbeitenden Industrie durch ein zunehmendes Maß an staatlichen Eingriffen und Zielvorgaben erkauft wurde. Die Nachfrage nach vielen Produkten wurde immer mehr von rüstungswirtschaftlichen Direktiven abhängig. Außer Frage steht dabei, dass sich diese Konstellation für eine Reihe von Firmen positiv auswirkte, da sie ihre Ertragslage weiter verbessern und ihre Produktionskapazitäten ausweiten konnten. Die Fahrrad- und die Nähmaschinenhersteller, selbst die Landmaschinenproduzenten berichteten ab Mitte 1935 von vollen Auftragsbüchern. Die einen profitierten vom weiter steigenden Realeinkommen, die anderen von staatlichen Hilfen zur Unterstützung der Landwirtschaft.[34]

S. 10–17.

33 WWA Dortmund, K 3, Nr. 1002, Bericht der Industrie- und Handelskammer zu Bielefeld über die Wirtschaftslage für die Jahre 1933 und 1934; Industrie und Handel im Gebiet der Handelskammer Ostwestfalen zu Bielefeld im ersten Halbjahr 1934. Beilage zu den Mitteilungen der Industrie- und Handelskammer Ostwestfalen Nr. 5/6, Bielefeld vom 25. Juni 1934; Rede des Kammerpräsidenten Heinrich Oberschelp vom April 1938: „Die wirtschaftliche Entwicklung im östlichen Westfalen", in: WWA Dortmund, K 3, Nr. 1044.

34 WWA Dortmund, K 3, 1002, Bericht der Industrie- und Handelskammer Ostwestfalen zu Bielefeld über die Berichtsjahre 1934 und 1935; Bericht über die Berichtsjahre 1935 und 1936. Vgl. auch Kettermann, Bielefelder Wirtschaft (wie Anm. 1), S. 198–200;

Die mit der Verkündung des Vierjahresplans im Herbst 1936 verstärkten Anstrengungen zum Ausbau der Rüstungswirtschaft führten dazu, dass sich auch in Bielefeld ein „rüstungswirtschaftlicher Komplex" in der metallverarbeitenden Industrie herausschälte, der erheblich von den Kriegsvorbereitungen profitierte. Gerade in der metallverarbeitenden Industrie lässt sich ab 1936 die Strategie feststellen, vom Staat gewährte Steuererleichterungen und von ihm erteilte Aufträge zu nutzen. Unternehmen wie die Dürkopp-Werke, Phoenix, Gildemeister oder die Benteler-Werke stellten ihre Produktion Schritt für Schritt auf die Erfordernisse der Rüstungswirtschaft um. Als Rüstungsbetrieb par excellence erwiesen sich dabei die Dürkopp-Werke. 1927 beschäftigte das Unternehmen 5.500 Mitarbeiter, 1932, auf dem Höhepunkt der Weltwirtschaftskrise, nur noch 774. Anfang 1945 war die Belegschaft wieder auf 5.594 gestiegen, darunter jedoch ca. 2.000 Zwangsarbeiter. Die Erweiterung der Produktion und die Aufstockung der Belegschaft lassen sich unmittelbar auf die Beteiligung des Unternehmens an Rüstungsprogrammen zurückführen. Zwischen 1936 und 1939 investierte Dürkopp in den Neubau von Fabrikanlagen ca. 6 Millionen RM. In den neu errichteten Hallen in Künsebeck wurden vor allem Maschinengewehre, Flakgeschütze sowie Munition und Granaten gefertigt. Nach der Zerstörung des Kugelfischer-Werkes in Schweinfurt durch Bombentreffer entwickelte sich Dürkopp zum führenden Unternehmen von Wälzlagern, wie sie bei Gleiskettenfahrzeugen und Panzern Verwendung fanden. Angesichts dieser massiven Verstrickung in die nationalsozialistische Rüstungswirtschaft kann es nicht überraschen, dass die Dürkopp-Werke am 1. Mai 1941 zum nationalsozialistischen Musterbetrieb ernannt und mit der „Goldenen Fahne" als Signum eines solchen Betriebs ausgezeichnet wurden.[35]

Die Konzentration von verschiedenen Segmenten von Unternehmen aus der Metallverarbeitung erwies sich für Bielefeld in gewisser Weise als ein „Standortvorteil", ließen sich doch hier verschiedene Sparten der Rüstungswirtschaft gut miteinander verbinden. Zudem zog diese Konstellation auch Betriebe der militärischen Logistik an, wie zum Beispiel das ab 1938 errichtete Luftwaffenbekleidungsamt, in dem zeitweilig bis zu 2.500 Beschäftigte arbeiteten. Zwar wäre es übertrieben, Bielefeld als eines der Zentren der deutschen

Büschenfeld, Boge (wie Anm. 16), S. 37–43.

35 WWA Dortmund, K 3, 1002, Bericht der Industrie- und Handelskammer Ostwestfalen zu Bielefeld über die Berichtsjahre 1936 und 1937; StadtA Bi, Geschäftsberichte der Dürkopp-Werke für 1936 und 1937.

Rüstungsproduktion zu bezeichnen, doch lässt sich nicht leugnen, dass viele Betriebe, vor allem aus der metallverarbeitenden Industrie und dem Maschinenbau, von der Kriegsrüstung enorm profitierten.[36]

Mit dem vom NS-Regime ab dem 1. September 1939 entfesselten Zweiten Weltkrieg erhöhte sich die Rüstungsproduktion in der Bielefelder metallverarbeitenden Industrie noch einmal deutlich. Ab 1940 wurde ein immer größerer Teil der hier beschäftigten Männer an die Front einberufen, so dass zunehmend Frauen in der Produktion eingesetzt wurden, um die steigenden Anforderungen der Berliner Rüstungsplaner zu erfüllen. Ab 1942 gingen die meisten Betriebe jedoch dazu über, Zwangsarbeiter für die Fertigung von Rüstungsgütern einzusetzen. Diese Männer stammten vor allem aus den vom NS-Regime in Mittel- und Osteuropa okkupierten Ländern, aus Polen, aus der Ukraine und aus Weißrussland. Viele von ihnen kamen aus der Landwirtschaft und waren an die Fertigungsabläufe in der metallverarbeitenden Industrie nicht gewöhnt. Die Produktion in vielen Rüstungsbetrieben, in denen Zwangsarbeiter eingesetzt wurden, musste daher vereinfacht und automatisiert werden. Im Ergebnis ist jedoch festzustellen, dass die Produktivität vieler Betriebe durch den Einsatz von Zwangsarbeitern sank. Dennoch waren immer mehr Firmen auf sie angewiesen, um die Ziele der Rüstungsplaner zu erfüllen. Insgesamt gab es in Bielefeld und seinem Umland im Sommer 1944, dem Höhepunkt des Zwangsarbeitereinsatzes, 206 Lager mit ca. 20.000 Insassen, 10.000 von ihnen wurden allein in der Rüstungsproduktion der Bielefelder metallverarbeitenden Industrie beschäftigt. Die Lebensbedingungen in den Lagern waren häufig prekär. Die Ernährung war schlecht, die hygienischen Verhältnisse waren vielfach unzureichend. Durch Krankheiten und Mangelernährung waren viele Zwangsarbeiter geschwächt, so dass ihre Arbeitsproduktivität auch aus diesem Grund niedrig war. Inwieweit die Firmenleitungen in der Metallindustrie von diesen Lebensbedingungen wussten, ob sie diese guthießen und akzeptierten

36 Burkhard Lüpke, Rüsten für den Krieg. Rüstungsproduktion und Widerstand in Bielefeld, in: Beaugrand, Stadtbuch Bielefeld (wie Anm. 15), S. 86-89; Hinrich Paul, Zur Geschichte eines Bielefelder Industrieunternehmens während der Nazizeit. Das Beispiel Dürkopp, in: Wolfgang Emer u. a. (Hg.), Provinz unterm Hakenkreuz. Diktatur und Widerstand in Ostwestfalen-Lippe, Bielefeld 1984, S. 125–152. Allgemein zum Wirtschaftssystem des Nationalsozialismus: Avraham Barkai, Das Wirtschaftssystem des Nationalsozialismus, Frankfurt 1988; Adam Tooze, Ökonomie der Zerstörung. Die Geschichte der Wirtschaft im Nationalsozialismus, München 2007.

oder ob sie es wagten, bei den verantwortlichen Stellen dagegen zu protestieren, lässt sich nicht immer exakt feststellen.[37]

Ab 1943 wurde auch in einer Reihe von Firmen der Branche die Fertigung zunehmend von Bombenschäden beeinträchtigt. Seit dieser Zeit war Bielefeld immer wieder das Ziel von Luftangriffen, wodurch außer zahlreichen Häusern auch ein großer Teil der Produktionsanlagen schwer in Mitleidenschaft gezogen wurde. Dennoch hielt man in den meisten Betrieben die Fertigung bis zum Kriegsende aufrecht, teilweise wurde sie während des Jahres 1944 sogar noch einmal unter Einsatz von Zwangsmaßnahmen und aller verfügbaren Ressourcen ausgeweitet. Dennoch: Am Ende des Zweiten Weltkriegs musste auch die Bielefelder metallverarbeitende Industrie einen zum großen Teil zerstörten Produktionsapparat und ein erheblich auf die Anforderungen der Rüstungswirtschaft ausgerichtetes Produktionsprogramm konstatieren. Was die Zukunft bringen würde, wusste auch in dieser Branche niemand so recht.[38]

5. Die metallverarbeitende Industrie und der Maschinenbau im „Wirtschaftswunder"

Nach den schlimmen Jahren des Zusammenbruchs glaubte man in der Bielefelder metallverarbeitenden Industrie nach der Währungsreform, der Verankerung der Sozialen Marktwirtschaft als neuem ordnungspolitischen Rahmen in der Wirtschaftspolitik und der Gründung der Bundesrepublik Deutschland jedoch wieder an eine Zukunft. Spätesten seit 1949 stieg die Nachfrage nach Produkten wie Nähmaschinen und Fahrrädern sprunghaft an. Fast alle Betriebe der Branche berichteten daher Anfang der 1950er Jahre von prall gefüllten

37 Lüpke, Rüsten für den Krieg (wie Anm. 36), S. 87; Hans-Jörg Kühne; Kriegsbeute Arbeit, Der „Fremdarbeitereinsatz" in der Bielefelder Wirtschaft 1939 bis 1945, Bielefeld 2002; ders., „Fremdarbeiter" in Bielefeld und ihr Schicksal nach 1945, in: Carsten Seichter, Hans-Georg Pütz u. Felix Rengstorff (Hg.), Zwangsarbeit in Ostwestfalen und Lippe 1939–1945, Essen 2002, S. 46–62. Allgemein zum Einsatz von Zwangsarbeitern in der deutschen Industrie; Mark Spoerer, Zwangsarbeit unterm Hakenkreuz. Ausländische Zivilarbeiter, Kriegsgefangene und Häftlinge im Deutschen Reich und im besetzten Europa 1939–1945, München 2001.

38 Reinhard Vogelsang, Der Bombenkrieg und seine Auswirkungen auf Bielefeld, in: Ravensberger Blätter, 1/1994, S. 1–12; Waltraud Sax-Demuth. In jenen Tagen. Weiße Fahnen über Bielefeld. Untergang und Neubeginn 1945, Bielefeld 1981.

Auftragsbüchern. Das „Wirtschaftswunder" der Nachkriegsjahre hatte auch die Bielefelder metallverarbeitende Industrie erreicht. Durch hohe Investitionen in den Maschinenpark und durch die Erweiterung der Produktionskapazitäten konnte sie ihre Erzeugung rasch ausweiten. Neues Personal wurde eingestellt, neue Märkte wurden erobert und neue Produkte gefertigt.[39]

Getragen von einer konjunkturellen Aufwärtsbewegung in der Weltkonjunktur sahen die meisten der metallverarbeitenden Firmen aus Bielefeld bis Mitte der 1960er Jahre einer positiven Zukunft entgegen. Seit diesem Zeitpunkt zeigte sich jedoch, dass die Dynamik auf den Weltmärkten und der daraus resultierende Wettbewerbsdruck dazu führte, dass ehemals bedeutende und traditionsreiche Unternehmen den neuen Anforderungen in der Wirtschaft nicht mehr gewachsen waren und Schritt für Schritt Marktanteile verloren. Diese Entwicklung ließ sich dadurch kompensieren, dass sich neue Unternehmen in anderen Branchen zu den Trägern des Wirtschaftswachstums in Bielefeld und seinem Umland aufschwangen. Gerade der ab den 1970er Jahren verstärkt einsetzende wirtschaftliche Strukturwandel bildete den Garanten dafür, dass Bielefeld bis heute von tiefgreifenden wirtschaftlichen Krisen verschont blieb. Dennoch: Seit dem Ende der 1950er Jahre wurde immer mehr offenkundig, dass der Nachholbedarf bei Fahrrädern gedeckt war und die Nachfrage spürbar sank. Deutschland verschrieb sich immer mehr der „Automobilisierung", so dass zunehmend PKWs, aber keine Fahrräder mehr verlangt wurden. Dagegen blieb der Bedarf an Näh- und vor allem an Werkzeugmaschinen während der 1960er Jahre unverändert hoch. Vor diesem Hintergrund hielten es viele Firmen der metallverarbeitenden Industrie aus Bielefeld für die richtige Unternehmensstrategie, die Fahrradproduktion aufzugeben oder zumindest deutlich zu reduzieren, statt dessen die Fertigung von Werkzeug- und von Nähmaschinen sowie von Büromaschinen auszuweiten. Mit diesen Optionen glaubten sie weiter an eine positive Zukunft und eine gute Wettbewerbsposition auf den Märkten, zumal sich einige neue von ihnen entwickelte

39 Siehe zum Beispiel Mitteilungen der Industrie- und Handelskammer zu Bielefeld, 4. Jg., Nr. 10, vom 25. Oktober 1949. Allgemein zur Entwicklung der deutschen Wirtschaft nach 1945: Werner Abelshauser, Wirtschaftsgeschichte der Bundesrepublik Deutschland, Frankfurt 1980 S. 15–46; Volker Wellhöner Wirtschaftswunder, Weltmarkt, westdeutscher Fordismus, Das Beispiel VW, Münster 1996, S. 21–48. Vgl. auch Linda von Delhaes-Günther, Erfolgsfaktoren des westdeutschen Exports in den 1950er und 1960er Jahren, Dortmund 2003, hier vor allem S. 248–268 und die Ausführungen zur Firma Fischer & Krecke in Bielefeld.

Maschinen sowohl im Inland als auch im Ausland reger Nachfrage erfreuten und sich gut absetzen ließen.[40]

Als besonders erfolgreich erwies sich hier die Gildemeister AG, die sich in diesen Jahren zum wichtigsten Produzenten für Werkzeugmaschinen in Bielefeld, ja sogar in Deutschland entwickelte. Mitte der 1960er Jahre konnte das Unternehmen trotz der Rezession in der Bundesrepublik auf einen steigenden Umsatz und Gewinn verweisen. Die Produktionsanlagen wurden erweitert und modernisiert, in Bielefeld-Sennestadt ein völlig neuer Produktionsstandort errichtet. Die Ursachen für den Markterfolg der Gildemeister AG sind zum einen in der konsequent voran getriebenen Automatisierung der Fertigungssysteme zu suchen, zum anderen im systematischen Ausbau des Exportgeschäfts. Gerade Gildemeister gehörte zu den Unternehmen in Bielefeld, für die der Export zunehmend eine wichtigere Rolle für das operative Geschäft spielte. Damit profitierte Gildemeister fraglos von der stetig wachsenden Nachfrage nach Werkzeugmaschinen sowohl aus den Industrie- als auch aus den damals so genannten „Entwicklungsländern." Bereits Mitte der 1960er Jahre konstatierte die Geschäftsleitung von Gildemeister: „Wir sind davon überzeugt, dass das von uns in den letzten Jahren aufgebaute Exportgeschäft eine tragende Säule unseres Geschäfts bleiben wird."[41] Mit dieser Einschätzung sollte die Geschäftsleitung bald Recht behalten. 1968 betrug der Inlandsabsatz, der um 3 Millionen DM gesunken war, nur noch ein Drittel des Gesamtumsatzes, zwei Drittel des Umsatzes wurde dagegen im Exportgeschäft erwirtschaftet. Diese Gewichtsverteilung veränderte sich in den folgenden Jahren etwas, doch blieb das Exportgeschäft einer der Garanten für den Markterfolg der Firma Gildemeister.[42]

Eine solche Entwicklung konnten jedoch nur wenige Firmen des Bielefelder Maschinenbaus und der metallverarbeitenden Industrie vorweisen. Ab dem Ende der 1960er Jahre spürten immer mehr Betriebe der Branche mit ihren zum Teil teuren Qualitätsprodukten den steigenden Wettbewerbsdruck

40 Von Delhaes-Günther, Erfolgsfaktoren, S. 250–263; Kettermann, Bielefelder Wirtschaft (wie Anm. 1), S. 264 f.

41 Gildemeister AG, Geschäftsbericht der Gildemeister AG für das Geschäftsjahr 1966/67.

42 Ebd. 1967/68. Hier heißt es u. a.: „Auf den Auslandsmärkten scheinen trotz stärkster Konkurrenz weitere Absatzsteigerungen möglich. Die Auftragseingänge aus den Industrieländern sind weiterhin gut. Es entsteht aber auch ein Bedarf für unsere Maschinen in neuen Ländern als Folge zunehmender Industrialisierung."

durch Anbieter aus den Ländern des „Fernen Ostens". Die Ertragslage bei den Bielefelder Firmen, die vor allem auf die Nähmaschinenproduktion gesetzt hatten, verschlechterte sich kontinuierlich. Die großen Unternehmen der Branche wollten dieser Entwicklung durch Zusammenschlüsse oder durch die Zusammenlegung von Produktionssparten begegnen, um sich der wachsenden Konkurrenz zu erwehren. Die Nähmaschinenproduktion der Anker-Werke wurde zum Beispiel mit der von Baer & Rempel bzw. Phoenix zusammengefasst. Das neue Unternehmen firmierte fortan als Anker-Phoenix Nähmaschinen AG, konnte sich aber nur gut zehn Jahre am Markt behaupten, bevor es seine Produktion einstellen musste.[43]

Auch bei den Dürkopp-Werken sah man sich mit zunehmenden ungünstigen Konkurrenzverhältnissen konfrontiert. Zudem musste man sich in der Werksleitung mit einem gravierenden Eigentümerwechsel auseinandersetzen. Das Schweinfurter Unternehmen FAG Kugelfischer übernahm 1962 von den zumeist Bielefelder Großaktionären die Kapitalmehrheit und konnte fortan die Geschäftspolitik seiner Bielefelder Tochterfirma festlegen. Der Standort Bielefeld besaß in den Planungen des Schweinfurter FAG-Kugelfischer Konzerns nicht mehr die erste Priorität, so dass hier systematisch Kapazitäten abgebaut wurden. Am längsten konnte sich die Kochs Adler AG mit neu entwickelten Industrienähmaschinen am Markt behaupten, bevor 1986 der Mehrheitsaktionär Arend Oetker seine Beteiligung ebenfalls an die FAG Kugelfischer verkaufte, die das Unternehmen 1990 mit den Dürkopp-Werken zur Dürkopp-Adler AG fusionierte. Inzwischen ist dieses Unternehmen in den Besitz einer chinesischen Holdinggesellschaft übergegangen, die hier im Gegensatz zu seinen ehemaligen deutschen Eigentümern ein lohnenswertes Investment sieht. Dürkopp-Adler produziert noch im Bielefelder Umland; als typisches Bielefelder Unternehmen der einst so traditionsreichen und bedeutungsvollen Nähmaschinenproduktion besteht es allerdings nicht mehr.[44]

Schließlich verlor auch eine andere Sparte der metallverarbeitenden Industrie während der 1960er und 1970er Jahre seine ehemals herausragende

43 Schlicht, Maschinenbau (wie Anm. 19), S. 338, Axel Horstmann, Die Maschinenbauindustrie in Bielefeld, in: Wolfram Elsner und Siegfried Katterle (Hg.), Wirtschaftsstrukturen, neue Technogien und Arbeitsmarkt, Köln 1984, S. 123–125.

44 Horstmann, ebenda, S. 125; Kettermann, Bielefelder Wirtschaft (wie Anm. 1), S. 264 f.; Tönnishoff, Sticheleien – Nähmaschinen aus Bielefeld, in: Beaugrand, Stadtbuch (wie Anm. 15), S. 560.

Wettbewerbsposition. Nachdem die Ampeln bei vielen Betrieben in der Fahrradindustrie bis in die Mitte der 1950er Jahre permanent auf „Grün" zu stehen schienen und sie sich über eine kontinuierlich hohe Nachfrage freuen konnten, mussten sie ab dem Ende der 1950er Jahre, spätestens seit Beginn der 1960er Jahre erkennen, dass sie schnell an Marktanteilen gegenüber der Konkurrenz aus „Fernost" verloren bzw. die Nachfrage nach Fahrrädern erheblich sank. Der Versuch, diese Entwicklung durch die Fertigung von Mopeds und Motorrollern zu kompensieren, war nur teilweise und zudem kurzfristig von Erfolg gekrönt. Mit dem Siegeszug des Autos in der deutschen Nachkriegsgesellschaft ließen sich die qualitativ hochwertigen, aber auch teuren Erzeugnisse der Bielefelder Unternehmen immer weniger absetzen. Bei den Dürkopp-Werken stellte man bereits Mitte der 1960er Jahre die Produktion von Fahrrädern und Motorrollern ein. Andere Fahrradhersteller mussten in den 1970ern, spätestens in den 1980er Jahren nachziehen. Anfang der 1990er Jahre gab es in Bielefeld nur noch zehn Fahrradhersteller, zu Beginn des neuen Jahrtausends nur noch vier. Dabei handelte es sich zudem nicht mehr um größere Firmen der metallverarbeitenden Industrie, sondern eher um Spezialbetriebe. Ein anderer traditionsreicher Zweig der Bielefelder metallverarbeitenden Industrie hat damit weitgehend aufgehört zu existieren, auch dieses ein Folge der sich rasch verändernden Verhältnisse auf den internationalen Märkten, denen die Bielefelder Fahrradindustrie vergleichsweise wenig entgegensetzen konnte.[45]

6. Neue Herausforderungen

In der infolge des sogenannten „Ölpreisschocks" von 1973[46] ausgelösten Wirtschaftskrise mussten einige der traditionsreichen Firmen der metallverarbeitenden Industrie Konkurs anmelden. Firmen wie Dickertmann oder Droop & Rein mussten entweder ihre Produktion einstellen oder wurden von anderen, kapitalstärkeren Konzernen übernommen. Im April 1976 wurde Bielefeld

45 Matthies, Veloziped (wie Anm. 17), S. 567.

46 Zur Ölkrise vor allem Jens Hohensee, Der erste Ölpreisschock 1973/74. Die politischen und gesellschaftlichen Auswirkungen der arabischen Erdölpolitik auf die Bundesrepublik Deutschland und Westeuropa, Stuttgart 1996, vor allem S. 47–85. Auf die Folgen der Ölkrise für die Entwicklung der Wirtschaft in Deutschland und für den Strukturwandel in der Bielefelder Wirtschaft kann hier nicht im Einzelnen eingegangen werden.

durch eine weitere dramatische Nachricht aus der metallverarbeitenden Industrie alarmiert: Die Anker-Werke befanden sich in akuten Zahlungsschwierigkeiten. Infolge einer verfehlten Geschäftspolitik und einer verkehrten Zielsetzung in der Unternehmensexpansion verschlechterte sich bei Anker die Ertragslage seit Beginn der 1970er Jahre erheblich. Die Unternehmensleitung hatte zum Beispiel den technologischen Wandel bei der Herstellung von Registrierkassen verpasst und hielt zu lange an der Produktion von mechanischen Kassen fest. Der Einstieg in die Herstellung elektronischer Kassen und Buchungssysteme erfolgte dagegen erst dann, als sich bereits neue Marktführer in diesem Segment positioniert hatten. Anker konnte dem Wettbewerbsdruck nicht standhalten, versuchte verzweifelt, eine marktadäquate Unternehmensstrategie zu finden, was jedoch misslang. Die Folge waren rasch wachsende Schulden, die schließlich zu der bis dahin größten Firmenpleite in der Bielefelder Nachkriegsgeschichte führten. 3.000 Beschäftigte verloren dadurch ihren Arbeitsplatz, Bielefeld ein weiteres seiner Traditionsunternehmen aus der metallverarbeitenden Industrie.[47]

Dennoch blieben der Maschinenbau und die Metallverarbeitung bis heute der wichtigste Sektor der Bielefelder Wirtschaft. Zum einen ist diese Entwicklung dem Erfolg von innovationsfreudigen mittelständischen Unternehmen zu verdanken, wie etwa dem 1951 gegründeten Hersteller von Fenstern und Solaranlagen Schüco, oder der Stahl- und Anlagenbaufirma Goldbeck, zum anderen erheblichen Modernisierungsinvestitionen, Produktinnovationen und Umstrukturierungsmaßnahmen wie etwa beim derzeit führenden Maschinenbauunternehmen Bielefelds, der Gildemeister AG. Inzwischen firmiert diese nach mehreren Übernahmen anderer Firmen und Fusionen im internationalen Maßstab als DMG Mori Seiki. Gerade Gildemeister sorgte trotz zeitweiliger Krisen mit neuen Produkten und Herstellungsverfahren dafür, dass der Ma-

47 Bis heute sind die genauen Hintergründe für die Pleite der Anker-Werke nicht geklärt. So ist zum Beispiel umstritten, ob Streitigkeiten unter den Eigentümern des Unternehmens für die Fehler im Management verantwortlich waren. Intensive Forschungen sind daher notwendig, um diesen Sachverhalt zu erhellen. Eine subjektive Darstellung eines der damals amtierenden Vorstandsmitglieder, Heinz zur Nieden, gibt darüber keine klare Auskunft. Siehe Heinz zur Nieden, 100 Jahre Anker. Die Geschichte der Anker-Werke AG Bielefeld, Bielefeld 1989. Vgl. auch Reinhard Vogelsang, Geschichte der Stadt Bielefeld, Bd. 3: Von der Novemberrevolution bis zum Ende des 20. Jahrhunderts, Bielefeld 2005, S. 332–334.

schinebau und die Metallverarbeitung in der Bielefelder Wirtschaft bis heute ihre Stellung als wichtigster Wirtschaftszweig verteidigen konnte.[48]

Zudem verweist die Entwicklung dieses Unternehmens auf ein Erfolgsrezept, wie dem zunehmenden Wettbewerbsdruck auf den internationalen Märkten zu begegnen ist, wie sich aber auch die Chancen der Globalisierung nutzen lassen. Auch Gildemeister geriet aufgrund der veränderten Wettbewerbsbedingungen in eine Krise, da man zu lange an der alten Produktpalette festgehalten und darüber hinaus zu wenig in neue Vertriebsstrukturen investiert hatte. Auf der Grundlage eines umfassenden Sanierungs- und Restrukturierungskonzepts gelang es jedoch, das Ruder herum zu reißen, die Ertragslage deutlich zu verbessern und neue Märkte zu erobern. Vor allem nach der Jahrtausendwende entwickelte sich Gildemeister zu einem der weltweit führenden Hersteller von Werkzeugmaschinen und zum eindeutigen Branchenführer der metallverarbeitenden Industrie in Bielefeld. In der Mitte der ersten Dekade im neuen Jahrtausend beschäftigte das Unternehmen weltweit mehr als 5.700 Mitarbeiter, war durch 59 Vertriebs- und Verkaufsorganisationen auf den Märkten in 29 Ländern präsent und hatte sich nach den vorausgegangenen Krisen damit sogar zu einem „global player" entwickelt. Der Vorstand konnte daher zu Recht und voller Stolz verlautbaren: „Gildemeister ist der weltweit führende Hersteller von spannenden Werkzeugmaschinen. Unsere Geschäftsaktivitäten umfassen die Segmente Werkzeugmaschinen und Services. Seine Entwicklungs- und Technologiekompetenz bündelt Gildemeister in fünf Produktwerken und zehn Produktionsstätten."[49] Auf der Basis seiner erfolgreichen Unternehmensstrategie konnte Gildemeister auch die Wirtschaftskrise der Jahre 2009/10 meistern und seine Wettbewerbsposition sogar noch ausbauen. Das Unternehmen präsentiert sich daher als Beispiel für eine Erfolgsgeschichte in der metallverarbeitenden Industrie Bielefelds, zudem sorgt es dafür, dass die Bedeutung dieser Branche am Wirtschaftsstandort Bielefeld erhalten blieb.[50]

48 Wolfgang Elsner u. Siegfried Katterle, Schlussfolgerungen und Empfehlungen. Elemente eines Wirtschaftsentwicklungsprogramms für die Region, in: dies. (Hg.), Strukturwandel in der Region. Eine Untersuchung der Region Ostwestfalen-Lippe Opladen 1989, S. 144–165; Dietrich W. Kramer, Maschinenbau – Branche mit Tradition, in: IHK Ostwestfalen zu Bielefeld (Hg.), Ostwestfalen – auf dem Weg ins 21. Jahrhundert, Bielefeld 1999, S. 77–98.

49 Gildemeister AG, Know-How, Geschäftsbericht der Gildemeister AG für das Geschäftsjahr 2005.

50 Gildemeister AG, Herausforderungen meistern, Zukunft sichern. Geschäftsbericht der

Folgende Zahlen illustrieren diesen Sachverhalt: Nach einer Erhebung der IHK Ostwestfalen aus dem Jahr 2006 war der Maschinenbau mit 52 Betrieben und 7.184 Beschäftigten die bedeutendste Branche der Wirtschaft Bielefelds und seines Umlandes in diesem Jahr, gefolgt von der metallverarbeitenden Industrie mit 23 Betrieben und 3.186 Beschäftigten. Rechnet man den Stahl- und Leichtmetallbau mit 5 Betrieben und 478 Beschäftigten, die Armaturenherstellung mit 6 Betrieben und 1.085 Beschäftigten sowie die Herstellung von Spezialwerkzeugmaschinen mit 11 Betrieben und 1.505 Beschäftigten noch hinzu, so wächst der Abstand zwischen der metallverarbeitenden Industrie und dem Maschinenbau auf der einen sowie den folgenden Branchen noch weiter. Bis in die jüngste Vergangenheit hat diese Branche daher ihren Spitzenplatz in der Bielefelder Wirtschaft verteidigen können – trotz aller zeitweiligen Krisen und trotz der Folgen des wirtschaftlichen Strukturwandels und der Globalisierung, die auch vor diesem Wirtschaftszweig nicht Halt machten.[51]

7. Fazit

Ziehen wir ein Fazit: Seit mehr als 150 Jahren prägen die metallverarbeitende Industrie und der Maschinenbau die wirtschaftliche Entwicklung Bielefelds. Aus oft bescheidenen, handwerklich geprägten Betrieben entwickelten sich bereits während des Deutschen Kaiserreichs einige bedeutende Großunternehmen mit mehreren tausend Beschäftigten. Diese Konstellation sorgte dafür, dass aus Bielefeld, der „Leinenstadt", bereits um die Jahrhundertwende eine „Metallschmiede" und „Werkbank" wurde. Die metallverarbeitende Industrie wurde zum Führungssektor der Bielefelder Wirtschaft und löste zu dieser Zeit die alte Führungsbranche, die Textilindustrie ab. Dabei profitierte sie sicherlich von Koppelungseffekten mit dieser Branche, die einer der wichtigsten Nachfrager nach ihren Produkten blieb. Der Nexus zwischen beiden Industriesektoren war bis in die 1970er Jahre hinein ein Kennzeichen der Bielefelder Wirtschaft.

Trotz aller wirtschaftlichen und politischen Verwerfungen in der Zwischenkriegszeit, trotz der Beeinträchtigung der Produktion durch Bombenschäden

Gildemeister AG für das Geschäftsjahr 2009.

51 Zahlen nach einer Aufstellung der IHK Ostwestfalen: „Das Verarbeitende Gewerbe in Bielefeld 2006, gegliedert nach Branchen (erfasst Betriebe mit mehr als 20 Beschäftigten).

während des Zweiten Weltkriegs und eines ab 1945 zunächst schleppenden Wiederaufbaus – die metallverarbeitende Industrie konnte ihre Führungsrolle in der Bielefelder Wirtschaft bis heute verteidigen. Blickt man auf die Erfolgsgaranten dieser Entwicklung, so sind neben einer vergleichsweise hohen Innovations- und Risikobereitschaft von Industriepionieren vor allem marktadäquate Unternehmensstrategien mit einem großen Potenzial für die rechtzeitige Diversifizierung der Produktpalette zu nennen. Gerade dadurch ließen sich Absatzschwankungen bei einem Produkt durch Umsatzsteigerungen bei anderen kompensieren. Diese Strategie erwies sich bis in die Gegenwart hinein als richtig. Die Unternehmen, die sie praktizierten, konnten ihre Wettbewerbsposition vergleichsweise lange behaupten. Eine Freibrief für eine ungetrübte „performance" auf den Märkten war dies allerdings nicht, wie sich am Beispiel einiger ehemals führender Unternehmen der Branche, etwa Kochs Adler oder den Anker-Werken, ablesen lässt. Sie konnten sich angesichts eines enorm steigenden Wettbewerbsdrucks durch Unternehmen aus „Fernost" nicht mehr auf dem Markt halten und wurden ein „Opfer" einer auch in dieser Branche ab den 1970er Jahren voranschreitenden „Globalisierung" und einer zunehmenden Verflechtung der Märkte. Andererseits können Unternehmen wie Gildemeister trotz schwieriger Wettbewerbsbedingungen bis heute eine Erfolgsgeschichte präsentieren. Die Bielefelder metallverarbeitende Industrie scheint daher auch für die Zukunft gut gerüstet zu ein. Sie hat es verdient, dass sich die unternehmenshistorische Forschung intensiver mit ihrer Entwicklung beschäftigt.

Wohnen mit Bethel – Die Schillingshofsiedlung in der Senne als Beispiel für den Betheler Wohnungsbau

Von Kerstin Stockhecke

Befindet man sich in der Senne und biegt von der Buschkampstraße in die Kampstraße ab, so ist man auf der Hauptzufahrtsstraße in die Schillingshofsiedlung. Hier haben die v. Bodelschwinghschen Stiftungen Bethel noch heute genau 158 Mieteinheiten, vorwiegend Wohnungen in Mehrfamilienhäusern. Sie verteilen sich über die Meersburger Straße, die Offenburger Straße, die Rottweiler Straße, den Schillingshofweg und die Weinheimer Straße.[1] Zahlreiche Grundstücke in weiteren Straßen, die zur Schillingshofsiedlung gehören, wurden privat mit Einfamilienhäusern bebaut, ein Teil davon auf Initiative Bethels. Zwei Betheler Einrichtungen, der Schillingshof und der Sigmarshof, liegen ebenfalls in der Siedlung.

Die Keimzelle – der Schillingshof – war 1914 als Arbeiterkolonie an den Start gegangen, mit umfangreichen Ländereien, die von den wohnungslosen Klienten bewirtschaftet wurden. Im November 1952 traf der Vorstand der v. Bodelschwinghschen Stiftungen Bethel – damals noch unter dem Namen Anstalten – die Entscheidung, den größten Teil des Schillingshofgeländes fortan als Wohnsiedlung für Pensionäre und aktive Mitarbeiter Bethels zu nutzen. Die Aktivitäten für eine Wohnbebauung hatten offenbar einige Monate zuvor begonnen.[2] „Die Vorstände billigen das Bemühen der Anstalten, Bauvorhaben von Mitarbeitern finanziell zu fördern und einen Siedlungsplan in der Nähe des Schillingshofes zu entwickeln und durchzuführen, bei dem die Möglichkeit, Wohnraum auch für Pensionäre zu schaffen, eröffnet werden soll", so lautete es im Vorstandsprotokoll.[3]

Bethel stand damals vor einer auch heute immer wieder aktuellen Frage: Ein Arbeitsfeld verändert sich, welche neue Nutzung passt zu den dann

1 Für die aktuelle Erhebung danke ich Herrn Torsten Meiß, Abteilungsleiter der Wohnungswirtschaft in der Stabsstelle Immobilienmanagement der v. Bodelschwinghschen Stiftungen.

2 Die Akten im Hauptarchiv der v. Bodelschwinghschen Stiftungen Bethel [im Folgenden HAB] zur Wohnbebauung auf dem Schillingshofgelände beginnen im September 1952, HAB, 2/35–54. Auf vorherige Aktivitäten deutet eine Bemerkung im Auszug aus dem Sitzungsbericht des Arbeitsausschusses vom 15.6.1954 hin, vgl. HAB, 2/35–54.

3 Sitzung des Vorstands, 24./25.11.1952, HAB, S 151,6.

übrig gewordenen Häusern oder Grundstücken? Wie sah das nun im Fall des Schillingshofgeländes aus – vom ersten Spatenstich bis zur Entwicklung zu einem Gemeinwesen? Welche Überlegungen spielten für die Wohnbebauung im Vorfeld eine Rolle – vor allem im Blick auf die allgemeine Entwicklung Bethels? Wie gestaltete sich der Entscheidungsprozess, und welche Strategien wurden für die Umsetzung des Vorhabens entwickelt?

Die Ursprünge des Schillingshofgeländes

Der Ankauf der Grundstücke für die Arbeiterkolonie Schillingshof geht auf das Jahr 1913 zurück. Am 13. und 29. Oktober schloss die Anstalt Bethel die Kaufverträge mit den Landwirten Kleinebokermann, Niederröhrmann, Buschtöns, Brinkhoff, Pott und Dopheide und erwarb ihre landwirtschaftlichen Höfe mit den dazugehörigen Ländereien. 119 Morgen Ackerland und 350 Morgen noch nicht kultiviertes Heideland kamen zusammen.[4] Zudem wurden Wegeflächen von der Gemeinde Senne I angekauft. Durch Grundstückstausch[5] und mehrere weitere Ankäufe[6] veränderte sich der Zuschnitt des Geländes im Laufe der Jahrzehnte zwar noch, aber im Kern stammt das Gelände, auf dem später die Schillingshofsiedlung entstehen sollte, aus dem Jahr 1913.

Für Bethel war es ein alltägliches Geschäft, Land anzukaufen[7], war die Anstalt doch auf diese Weise überhaupt erst entstanden und groß geworden.[8] In der Regel steckte die Veränderung eines Betheler Arbeitsfeldes dahinter, und so war es auch dieses Mal. Seit 1872 hatte Bethel, schwerpunktmäßig

4 Zu den Einzelankäufen vgl. HAB, 1/H62 und 1/H63 und 1/H65 und 1/H66 und 1/H67 und 1/H70 und 1/H71. Eine Zusammenfassung der Ankäufe und der Größe der Grundstücke vgl. HAB, 1/H68.

5 Zum Beispiel 1924/25 mit der Stadt Bielefeld, vgl. HAB, 1/H69.

6 Weitere Beispiele: Bereits 1914 ein weiterer Ankauf, vgl. HAB, 1/H64; 1959 wurde ein Gebiet südwestlich des Perthes-Heims von Bauer Brindöpke angekauft, vgl. Auszug aus dem Sitzungsbericht des Arbeitsausschusses, 17.3.1959, HAB, 2/35–1. 1961/1962 wurden die Ländereien Bastert dazugekauft, Protokoll der Sitzung des Vorstands, 18.11.1961, HAB, S 151,7.

7 Ein weiteres Beispiel für einen Gebietsankauf ist der Quellenhof, vgl. Beate Böhm, Bethel erwirbt den Quellenhof – Motive, Abwicklung und Rechtfertigung einer Anstaltsvergrößerung, in: Ravensberger Blätter, Zweites Heft 2006, S. 33–43.

8 Zur Entwicklung in den Anfängen vgl. Matthias Benad, Eine Stadt für die Barmherzigkeit, in: Ursula Röper, Carola Jüllig (Hg.), Die Macht der Nächstenliebe. Einhundertfünfzig Jahre Innere Mission und Diakonie 1848–1998, Berlin 1998, S. 122–129.

für Menschen mit Epilepsie zuständig, ein Hilfsangebot für wohnungslose Männer eingerichtet: die Arbeiterkolonie Wilhelmsdorf in Eckardtsheim in der Senne. Nun – fast vierzig Jahre später – war dort nicht mehr genug Ödland vorhanden, das die Kolonisten kultivieren, also urbar machen konnten. Und so fehlte vor allem in den Wintermonaten die Arbeit für die Klienten, während sie im Sommer bei der landwirtschaftlichen Nutzung der Böden genug gefordert waren. Zudem kamen als Folge einer gesetzlichen Neuregelung – des Wanderarbeitsstättengesetzes von 1907 – verstärkt arbeitslose Männer nach Wilhelmsdorf.[9]

Die neuen Grundstücke konnten ohne Kredite oder Zuschüsse erworben werden. 1912 war den drei Stiftungen Bethel, Sarepta und Nazareth per Schenkung von Frau Marie Schillings aus Bonn eine hohe Summe Geld zugekommen. Das Geld stammte von Marie Schillings Bruder, dem Oberlandesgerichtsrat Wilhelm Consbruch. Schon zu Lebzeiten hatte er geplant, „sein durch sein sparsames Leben erworbene Vermögen in der Hauptsache mildtätigen Anstalten und Stiftungen zu vermachen." Noch bevor Wilhelm Consbruch in Gänze festlegen konnte, wer dazugehören sollte, verstarb er. Seine Schwester ließ nun in der Schenkungsurkunde Folgendes festhalten: „Da mir jedoch der Wille meines Bruders heilig ist, will ich den auf mich entfallenden Anteil an dem Nachlass in seinem Sinne und zu seinem Gedächtnis wie folgt verwenden."[10] Damit ging eine Gesamtsumme von 350.000 Mark an die Anstalt Bethel, die Diakonissenanstalt Sarepta und die Diakonenanstalt Nazareth. Mit dem Anteil, der auf die Anstalt Bethel entfiel, nämlich 150.000 Mark, konnten im Wesentlichen die Grundstückskäufe gedeckt werden.[11] Kurz nach dem Ankauf, im November 1913, beschloss der Betheler Arbeitsausschuss die Namensbenennung für die neu entstehende Arbeiterkolonie: Schillingshof sollte sie heißen[12], eigentlich alleine nach Marie Schillings benannt. Da sie als verheiratete Frau aber nicht geschäftsfähig war, musste ihr Ehemann bei den gesamten rechtlichen Verhandlungen mit einbezogen werden. Das berücksichtigte der Anstaltsleiter Friedrich von Bodelschwingh d.J. auch, als er sich die Genehmigung für die Namensnennung beim Ehepaar Schillings einholte – ohne so genau zu betonen, dass die Benennung eigentlich zum Andenken an Frau Schillings erfolgte.[13]

9 „Verwaltungsbericht der Anstalten Bethel, Sarepta und Nazareth für das Jahr 1911" und „Verwaltungsberichte der Anstalten Bethel, Sarepta und Nazareth für das Jahr 1913".

10 Abschrift der Beurkundung der Schenkung, 23.11.1912, HAB, 1/J194a.

11 Bodelschwingh d.J. an Frau Prof. Schillings, 14.11.1913, ebd.

12 Auszug aus dem Protokoll des Arbeitsausschusses, 4.11.1913, HAB, 1/J248.

13 Bodelschwingh d.J. an Frau Prof. Schillings, 14.11.1913, HAB, 1/J194a.

Der Schillingshof um 1915.
Später entwickelte sich hier eine große Arbeiterkolonie, ein Angebot Bethels für arbeits- und wohnungslose Männer.
(Hauptarchiv der v. Bodelschwinghschen Stiftungen Bethel)

Die Arbeiterkolonie Schillingshof

Das Hauptgebäude auf der ehemaligen Besitzung Brinkhoff wurde umgebaut, neben dem Haus entstand noch ein Neubau.[14] Hier sollten die wohnungslosen Männer eine Wohn- und Schlafstätte finden und im Speisesaal essen können. Am 28. August 1914 fand die feierliche Einweihung statt, die ersten Männer zogen noch an diesem Tag ein.[15] Doch zunächst musste es bei einer geringen Erstbelegung mit wohnungs- und arbeitslosen Männern bleiben, denn mit dem Ausbruch des Ersten Weltkriegs betrieb Bethel zusammen mit dem Roten Kreuz ein riesiges Kriegslazarett. Bis zu 2000 Betten mussten in einzelnen Pflegehäusern zur Verfügung gestellt werden.[16] So

14 Vgl. Anneliese Hochmuth, Der Schillingshof, ein Bethelhof, in: Horst Wasgindt/Hans Schumacher, Bielefeld Senne. Eine siedlungsgeschichtliche Dokumentation mit Beiträgen zur Volkskunde und Heimatgeschichte, Band 1, Bielefeld 1989, S. 196.

15 Bodelschwingh d.J. an Frau Prof. Schillings, 5.10.1914 und 30.8.1916, HAB, 1/J248.

16 Einzelheiten zum Lazarett bei Karsten Wilke, Das Lazarettwesen in Bethel während des Ersten und Zweiten Weltkriegs. Das Krankenhaus Gilead im Dienste der Kriegsführung,

kam das Schillingshofgebäude gerade zur rechten Zeit als Ausweichquartier für Menschen mit Epilepsie.[17]

Erst seit Anfang der 1920er Jahre konnte sich der Schillingshof im Rahmen seines eigentlichen Zwecks entwickeln und wurde nach und nach zu einer großen, florierenden Arbeiterkolonie mit rund 120 Plätzen.[18]

Als nach dem Zweiten Weltkrieg überwiegend Männer in die Arbeiterkolonie kamen, die man im damaligen Sprachgebrauch als „geschwächte" oder „schwache" Personen bezeichnete, stand der Schillingshof vor einer nachhaltigen Veränderung. Im Arbeitsbericht 1951 sprach Bethel von „einem völligen Strukturwandel in der Belegung unserer Kolonien".[19] Die meist älteren und erkrankten Männer, die Kriegsversehrten und Flüchtlinge die kamen, hatten zuvor in aller Regel nicht mehr in der Landwirtschaft gearbeitet.[20] Noch dazu schritt die Mechanisierung der landwirtschaftlichen Arbeit voran, sodass auch von daher gesehen die Land- und Forstwirtschaft für die Beschäftigung der Klienten eine zunehmend geringere Rolle spielte. Der Schillingshof hatte rasch gegengesteuert und sich neu orientiert. Schon bald nach dem Zweiten Weltkrieg entstand dort etwas, was sich später „Werktherapie"[21] nennen sollte: Aus alten Autoreifen und Gummiunterlagen aus dem Bergbau wurden Gummimatten hergestellt, die vor allem an Kegelbahnen verkauft wurden. Bei dieser Arbeit konnten auch alte oder leicht körperlich behinderte Männer gut eingesetzt werden.[22]

Nun musste ein neues Nutzungskonzept für die Ländereien rund um den Schillingshof her – und das sollte eine Wohnbebauung sein.

---

in: Kerstin Stockhecke/Hans-Walter Schmuhl, Von Anfang an evangelisch. Geschichte des Krankenhauses Gilead in Bielefeld, Bielefeld 2013, S. 293–308.

17 Bodelschwingh d.J. an Frau Prof. Schillings, 28.8.1915, HAB, 1/J248.

18 Am 1. Januar 1924 waren erst 49 Plätze belegt, Endes des Jahres 1924 bereits 61. Am 31. Dezember 1925 waren dann 98 Plätze besetzt. Endes des Jahres 1928 betrug der Bestand 111 Kolonisten und Wanderarme, vgl. Statistiken in HAB, 2/32–125.

19 „Arbeitsbericht der von Bodelschwinghschen Anstalten in Bethel bei Bielefeld über das Jahr 1951", S. 16–19. Zur Thematik der Betheler Arbeiterkolonien in den 1950er Jahren vgl. Kerstin Stockhecke, Bethel nähert sich dem Ruhrgebiet? Die diakonische Einrichtung Homborn wird geplant, in: Jahrbuch für Westfälische Kirchengeschichte, Band 99, 2004, S. 437–460, hier S. 451–456.

20 Vgl. Anneliese Hochmuth, Der Schillingshof, ein Bethelhof, S. 199.

21 Dazu auch die Erinnerungen des damaligen Hausvaters David, Niederschrift vom 28.2.1956, vgl. HAB, Eckardtsheim 2, vorl. 197.

22 Der Ring. Mitteilungsblatt für die Mitarbeiter der v. Bodelschwinghschen Anstalten, März 1961.

Die Herstellung von Gummimatten in der Arbeiterkolonie Schillingshof, Ende der 1940er Jahre.
(Hauptarchiv der v. Bodelschwinghschen Stiftungen Bethel)

Wohnungsbau in Bethel – eine lange Tradition

Das erste Haus, das man durchaus als Betheler Werkswohnung bezeichnen könnte, ist das Pfarrhaus für Friedrich von Bodelschwingh d.Ä., das er mit seiner Familie 1873 am damaligen Jägerbrink, heute Sareptaweg, beziehen konnte. Auch im Anschluss entstanden zunächst Pfarrhäuser: 1876 das Haus „Hilfe" am Königsweg, 1883 „Garizim" am Bethelweg und 1888 das Haus „Schutz" in der Straße Am Zionswald.

Sieht man von den Pfarrhäusern einmal ab, deren Bau für eine Kirchengemeinde von jeher selbstverständlich ist, so hat Bethel sehr früh dafür

gesorgt, dass auch die anderen Mitarbeitenden mit ihren Familien in der Ortschaft wohnen konnten. Es entstanden Häuser für Ärzte und Diakone, aber auch für die Handwerker und Verwaltungsmitarbeiter, die in den Betrieben oder Kanzleien tätig waren.[23]

Blieb es zunächst bei einer vereinzelten Wohnbebauung, so wurde ab Mitte der 1890er Jahre die Bautätigkeit für Mitarbeiterwohnhäuser reger. Bis zum Tod Friedrich von Bodelschwinghs d.Ä. im Jahr 1910 gab es rund 130 Wohnhäuser für Mitarbeiter. Bis 1899 waren Häuser am Bethesdaweg, am Bethelweg und am Eckardtsweg entstanden. Eine weitere Hausbauwelle begann um 1905 am Bethelweg, wo bis um 1910 kräftig gebaut wurde. Zeitgleich wurden Häuser am Karl-Siebold-Weg und in geringem Maß am Lastweg (heute Quellenhofweg) verwirklicht. Von 1911 bis etwa 1915 wurde am oberen Teil des Friedhofswegs (heute Remterweg) gebaut, was dann wieder nach dem Ersten Weltkrieg bis etwa 1926 fortgesetzt wurde. Mitte bis Ende der zwanziger Jahre entstanden in verschiedenen Betheler Straßen Wohnhäuser. In den 1930er Jahre kam es nur noch vereinzelt zum Bau von Wohnhäusern, etwa am Landgrafenweg. Nach dem Zweiten Weltkrieg wurde ab 1949 die Wohnbebauung fortgesetzt, zum Beispiel am Quellenhofweg. Danach ging es im größeren Stil erst ab Ende der 1950er und Anfang der 1960er Jahre weiter, als man sich auf die Besiedlung des Ellerbrocksfelds konzentrierte. Als im Jahr 1970 eine größere Neukonzeption zur Gesamtbebauung der Ortschaft Bethel anstand, wurden 291 Wohnhäuser für Mitarbeitende mit 925 Wohneinheiten erhoben.[24]

In der Nachkriegszeit, als neue Wohnbauprojekte anstanden, vergewisserte sich Bethel nochmals der Motive für den Werkswohnungsbau. Es ging um „die Fürsorge für die Mitarbeiterschaft, … die auch auf dem Wohnungs- und Baugebiet durchgeführt werden müsse", so der damalige Anstaltsleiter Pastor Rudolf Hardt auf der Jahresversammlung der Verwaltungsräte im November 1951.[25] „Soziale Gesichtspunkte spielten dabei eine Rolle, vor allem aber auch der Wunsch, den zumeist in schwerer Pflege- und Betreuungsarbeit an Epileptikern und Geisteskranken stehenden Mitarbeitern eine wirkliche Entspannung zu ermöglichen." Das war die Argumentation

23 Vgl. eine Zusammenstellung des Bauamtes der Anstalt Bethel, Abteilung Wohnungsverwaltung, von Juni 1937, HAB, 2/35–114.

24 Zusammenstellung aus Daten, die 1970 für eine Zielplanung im Bereich Bauen ermittelt wurden, vgl. HAB, Bau 1,445 bis 448 und Bau 1,450.

25 Jahresversammlung der Verwaltungsräte von Bethel, Sarepta und Nazareth, 13.11.1951, HAB, S 151,6.

Hardts gegenüber dem Regierungspräsidenten.[26] Auch die Arbeit selbst erforderte eine räumliche Verbindung zwischen Arbeitsplatz und Wohnung: „Unsere Ärzte, Erzieher, Hausväter, Diakone usw. müssen mit ihrer Familie hier wohnen können, weil der Zuschnitt ihrer Arbeit sehr stark auf diese Familiengemeinschaft abgestimmt ist." Nicht zuletzt benötigte Bethel neues Personal, dem man angesichts der angespannten Lage auf dem Bielefelder Wohnungsmarkt eine Wohnung anbieten müsse: „... zudem ist die physische und psychische Beanspruchung so groß, daß wir nicht verantworten können, ohne Aussicht auf Unterbringung neue Mitarbeiter heranzuziehen. Die allgemeinen Schwierigkeiten in der Auswahl geeigneter Persönlichkeiten werden durch die Wohnungsfrage noch besonders vergrößert."[27]

All das waren Argumente, wie sie auch bei großen Unternehmen für den Werkswohnungsbau eine Rolle spielten: ein Teil betrieblicher Sozialpolitik des Arbeitgebers gegenüber den Mitarbeitenden, eine Steigerung der Effizienz bei der Bewältigung der Arbeitsaufgaben, die Förderung der Gemeinschaftsbildung auch über die alltägliche Arbeit hinaus und nicht zuletzt der Wettbewerbsvorteil auf dem Arbeitsmarkt bei der Rekrutierung neuer Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen, wenn man sich als attraktiver Arbeitgeber mit Wohnmöglichkeiten präsentieren konnte – und das vor allem zu einer Zeit, in der gute und günstige Wohnungen auf dem freien Wohnungsmarkt rar waren.

Der Verantwortungsbereich den ein Unternehmen mit dem Werkswohnungsbau übernahm, ging über den innerbetrieblichen Bereich hinaus, in das weitere Lebensumfeld der Mitarbeitenden. Werkswohnungsbau war ein Zeichen für die „Integration des Lebens- und Wohnbereichs in die Einflusssphäre der Betriebe und Unternehmen."[28] Solch eine Motivation, wie sie Unternehmen in der freien Wirtschaft zugeschrieben wird, lässt sich gerade gut auf eine christlich geprägte Einrichtung übertragen, bei der der Gemeinschaftsgedanke unter den Mitarbeitenden nach Dienstschluss nicht an der Tür des Pflegehauses enden, sondern sich im weiteren Lebensbereich fortsetzen sollte.

---

26 Vgl. Hardt an Regierungspräsidenten, Minden, 13.5.1947, HAB, 2/35–116.

27 Vgl. Hardt an Ministerpräsidenten des Landes Nordrhein-Westfalen, Düsseldorf, 4.11.1947, HAB, 2/35–116. Das blieb ein wichtiges Argument, besonders in einer Zeit des Pflegekräftemangels, vgl. Finanz- und Wirtschaftsbericht für die Anstalt Bethel auf der Jahresversammlung der Verwaltungsräte, 13.11.1968, HAB, S 151,9.

28 Ausführlich dazu die Ausführungen von Timo Luks, Der Betrieb als Ort der Moderne. Zur Geschichte von Industriearbeit, Ordnungsdenken und Social Engineering im 20. Jahrhundert, Bielefeld 2010, S. 66–80.

Auch die anderen Siedlungstätigkeiten, die von Bethel initiiert und unterstützt wurden, waren vielfältig, und Bethel entwickelte auf diesem Wege Know-how im Bau von Wohnhäusern und Eigenheimen. Als im Zuge der Industrialisierung und der Zuwanderung von Menschen aus dem ländlichen Umland in die Stadt Bielefeld preiswerter und adäquater Wohnraum für die Arbeiterschaft notwendig wurde[29], konstituierte sich am 18. April 1885 in Bielefeld, auf maßgebliche Initiative Friedrich von Bodelschwinghs d.Ä., der „Deutsche Verein Arbeiterheim". Zunächst firmierte er unter dem Namen „Verein zur Beschaffung eigener Wohnungen mit Grundbesitz für den deutschen Fabrikarbeiter". Dieser Name war schon Programm für die Zielsetzung des Vereins. Die Förderung des Arbeiterwohnungsbaus sollte in Deutschland und sogar im Ausland erfolgen. Bis zu seiner Auflösung im Jahr 1933 bot der Verein vor allem Arbeitern, aber auch Handwerkern und kleineren Angestellten die Möglichkeit, unter guten Finanzierungsbedingungen Eigenheime mit einem zur landwirtschaftlichen Nutzung gedachten Gartenanteil zu erwerben.

Der hiesige Provinzialverein, der „Verein Arbeiterheim zu Bielefeld", war die erste Baugenossenschaft im Stadtgebiet. Der Verein kaufte Grundstükke an, übernahm die Erschließung und Parzellierung und kümmerte sich um günstige Finanzierungsmöglichkeiten. In der Stadt und dem Landkreis Bielefeld entstanden auf diese Weise wahrscheinlich etwa 200 Häuser[30], vor allem in der Hohenzollernstraße, am Eggeweg und am Pellaweg, in der Spindelstraße und am Heimweg, in der Wittekindstraße, der Rolandstraße und der Kriemhildstraße. In Senne I konnte mit Unterstützung des Vereins die Siedlung „Heimatglück" mit über dreißig Häusern verwirklicht werden. In der Ortschaft Bethel wurde auf dieser Basis eine kleine Siedlung gebaut, deren Häuser zwar Anstaltseigentum blieben, den Betheler Arbeitern aber zu günstigen Mieten das Wohnen im Einfamilienhaus mit Gartenteil ermöglichten. Über Rentengut-Gestellung verlief der Bau von etwa siebzig Häusern in den Gemeinden Brackwede, Steinhagen, Stieghorst und Senne I.

Die Kapitalgrundlage bildeten Gelder der Anstalt Bethel, die anstaltseigene Ziegelei lieferte nicht nur das Baumaterial, sondern stellte auch günstige Hilfskräfte, das Betheler Bauamt wurde für Architektentätigkeiten und die Bauleitung herangezogen. Zudem konnten durch die Eigenleistung der

29 Zur Bevölkerungsentwicklung und dem Wohnverhalten vgl. Friedrich W. Bratvogel, Stadtentwicklung und Wohnverhältnisse in Bielefeld unter dem Einfluß der Industrialisierung im 19. Jahrhundert, Dortmund 1989, S. 282–312.

30 Die Zahlen variieren sehr stark; je nach Quellengrundlage liegen sie zwischen etwa 140 bis mehr als 300. Vgl. dazu die in der folgenden Anmerkung genannten Quellen.

künftigen Hausbesitzer beziehungsweise Mieter die Kosten niedrig gehalten werden.[31]

Eine weitere Initiative Bethels war der „Gemeinnützige Baubund der Betheler Haupt- und Zweiganstalten Gadderbaum-Bielefeld e.G.m.b.H.", auch kurz „Betheler Baubund" genannt. Er wurde mit Eintragung in das Genossenschaftsregister am 9. Januar 1928 gegründet. Nach dem Ersten Weltkrieg ergaben sich ähnliche Probleme auf dem Wohnungsmarkt, wie sie sich dann nach dem Zweiten Weltkrieg in noch viel drastischerer Form abgezeichnet hatten. Für Betheler Mitarbeiter im Ruhestand wurde es immer schwieriger, die Ortschaft zu verlassen und auf dem freien Markt eine Wohnung zu finden. Um Abhilfe zu schaffen, entschloss sich Bethel zur Gründung einer eigenen Genossenschaft. Vor allem Ruheständler, aber auch aktive Mitarbeiter sollten auf diese Weise ein Eigenheim erwerben können. Erste Bestrebungen für den „Betheler Baubund" gehen auf das Jahr 1925 zurück.[32] Laut Satzung vom 29. August 1927 war der An- und Verkauf von Siedlungsgelände, die Vermittlung und Baubetreuung von Häusern, die Vermietung und die Unterstützung bei der Finanzierung die Zielsetzung des Baubundes. Voraussetzung für die Mitgliedschaft war eine mindestens einjährige Dienstzeit in den v. Bodelschwinghschen Anstalten Bethel. Rasch konnten einzelne Häuser in Bethel und in Eckardtsheim und vor allem eine große Siedlung am Togdrang in der Senne verwirklicht werden.[33] Der „Betheler Baubund" entwickelte jedoch keine eigene Bautätigkeit, sondern konzentrierte sich auf die Vermittlung und Herausgabe von Baudarlehn sowie in kleinerem Maße auf den Erwerb von Baugrundstücken und die Weitergabe an die Mitglieder. So war jedoch von Anfang an die Anerkennung als korrekte Genossenschaft ein schwieriges Unterfangen. Am 31. Dezember 1933 lief die Gemeinnützigkeit dann endgültig aus. Der Baubund löste sich auf, die Aktiva und Passiva übernahm die Anstalt Bethel. Aus dem ehemaligen Zusammenschluss

31 Vgl. Bratvogel, Stadtentwicklung und Wohnverhältnisse, S. 400-406. Bericht und Häuserliste der Grundstücksverwaltung von Juli 1947, vgl. HAB, 2/35–214. Zum 75-jährigen Jubiläum erstellte die Grundstücksverwaltung der Anstalt Bethel eine Liste mit allen Häusern, unterschied jedoch nicht nach Rentengutgestellung, und kam auf 368 Häuser, vgl. 2/35–48. Der Verein wurde 1925 in eine GmbH umgewandelt und hieß seitdem „Gemeinnütziger Siedlungsverein ‚Arbeiterheim' m.b.H. in Bethel bei Bielefeld". Am 5. September 1933 wurde die Liquidation beschlossen. Offenbar hat es zwischen 1926 und 1933 keine aktiven Neubauten mehr gegeben, vgl. Aktennotiz NN, [Mitte der 1950er Jahre], HAB, 2/35–50.

32 HAB, 2/35–218.

33 HAB, 2/38–133.

formierte sich am 1. Juli 1935 die „Genossenschaft der Siedler am Togdrang e.G.m.b.H., Gadderbaum bei Bielefeld".[34]

Wohnungsnot in Bethel nach dem Zweiten Weltkrieg

Im April 1947 wurde in Bethel eine genaue Bestandsaufnahme des Werkswohnungsbestandes beschlossen.[35] Von da an rissen die Klagen über dringend benötigten Wohnraum für Mitarbeitende nicht mehr ab und blieben bis Anfang der 1960er Jahre bestehen.[36] Schon 1948 war abzusehen, dass man neue Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen benötigen würde, die angesichts der katastrophalen Wohnungslage auf dem freien Markt keine Wohnung finden und so Bethel unter Umständen entgehen würden. Schon 1948 heißt es, man müsse „um des Dienstes willen immer wieder Spezialkräfte neu nach Bethel rufen. Für sie fehlt der nötige Wohnraum."[37]

Im April 1950 waren innerhalb der Ortschaft Bethel gut 2300 Mitarbeitende tätig, einschließlich Diakonissen und Diakone.[38] 14 Jahre später – genau der Zeitraum, in dem die Wohnungsnot beklagt wurde – waren es knapp 2800[39], mithin eine Steigerung von etwa 500 Mitarbeitenden. Diese machte sich zum Beispiel beim Pflegepersonal bemerkbar. Zivile Pfleger in den Pflegehäusern der Anstalt Bethel, die sich um Epilepsiekranke oder psychisch Kranke kümmerten, gab es 1950 nur sechs, 1964 waren es 112.[40] Auch im Bereich des Hauspersonals stieg die Anzahl der Mitarbeitenden von 349 im Jahr 1950 auf 433 im Jahr 1964. Noch erheblicher war die Steigerung bei den Verwaltungs- und Büromitarbeitenden. 1950 waren 351 und 14 Jahre später etwa hundert Mitarbeitende mehr in diesem Bereich tätig.

Es war ein ganzes Bündel von Ursachen, warum Wohnungen fehlten. Von den rund 485 Wohneinheiten im Werkswohnungsbau, die es 1939 gab

34 Sie beschlossen am 2. Dezember 1950 die Auflösung und die Gründung des „Vereins der Bethel-Siedler am Togdrang e.V.", vgl. HAB, 2/35–228 und 2/35–227; HAB, S 179.

35 Auszug aus dem Sitzungsprotokoll des Arbeitsausschusses, 17.4.1947, HAB, 2/35–116.

36 Eine Entwicklung, die parallel verlief zum allgemeinen Wohnungsmarkt, vgl. Wagner, Sozialstaat gegen Wohnungsnot, S. 300.

37 „Übersicht über die Arbeit der v. Bodelschwinghschen Anstalten in Bethel bei Bielefeld im Jahre 1948".

38 HAB, 2/32–124.

39 Vgl. „Arbeitsbericht der v. Bodelschwinghschen Anstalten 1963/64".

40 Dazu auch Bodelschwingh III an Bundesausgleichsamt, Bad Homburg, 15.5.1961, HAB, Bau 1,52.

– ein Drittel davon waren Einfamilienhäuser –, wurden circa siebzig Wohnungen bei Luftangriffen zerstört. Wieder andere waren baufällig, konnte man doch in den Kriegsjahren keine Instandsetzungsarbeiten durchführen. Hinzu kamen Flüchtlinge und Vertriebene, die in der Anstalt untergebracht werden mussten. Die Häuser waren hoffnungslos überfüllt. Lebten am 1. Juli 1939 insgesamt 1734 Personen in den Werkswohnungen, waren es am 1. März 1947 bereits 2615 Personen, also fünfzig Prozent mehr.[41] In den Kommunen war in den Jahren nach dem Zweiten Weltkrieg die Wohnungsnot noch wesentlich drastischer. In Bielefeld waren 35 Prozent des Wohnungsbestandes durch die Luftangriffe zerstört worden. Gleichzeit kam es zu einem enormen Bevölkerungsanstieg durch die Vertriebenen – und an Neubauten war zunächst nicht zu denken.[42]

Ein weiterer ‚Schuldiger' am drängenden Wohnungsmangel in Bethel war noch ein anderer: der Pensionär. Der Arbeitsbericht aus dem Jahr 1948 lieferte dafür die Analyse: „Die eigenartige Struktur unserer Anstalt stellt uns auch in der Unterbringung der Mitarbeiter vor besonders schwierige Fragen. Wir leben in der dritten Generation, darum zählen wir unter unseren Anstaltsbewohnern auch viele Pensionäre."[43] Schonungslos wurden die Mitarbeiter, die in Werkswohnungen lebten, darauf aufmerksam gemacht, dass sie bei dem Ausscheiden aus dem Anstaltsdienst keinen Anspruch mehr darauf besaßen. Am 1. April 1948 verschickten die Vorstände ein Rundschreiben, in dem es deutlich hieß: „Mit Beendigung des Dienstverhältnisses … erlischt grundsätzlich das Recht auf Benutzung der Anstaltswerkwohnung. Den Witwen und den leiblichen Kindern verstorbener Inhaber von Werkwohnungen soll, soweit nicht Anstaltsinteressen entgegenstehen, die Wohnung bis zum Ablauf eines Gnadenvierteljahres gewährt werden."[44] Zeitweise wurde dem, der eine Werkswohnung frei machte, sogar eine Umzugskostenbeihilfe gewährt.[45] Aber natürlich mochten die ausgeschiedenen Mitarbeiter nicht zugunsten der aktiven Mitarbeiterschaft aus ihren angestammten Wohnungen

41 Hardt an Regierungspräsidenten, Minden, 13.5.1947, HAB, 2/35–116.

42 Ausführlich zu diesem Thema vgl. Georg Wagner, Sozialstaat gegen Wohnungsnot. Wohnraumbewirtschaftung und Sozialer Wohnungsbau im Bund und in Nordrhein-Westfalen 1950–1970, Paderborn 1995, S. 256 f., 263.

43 Vgl. „Übersicht über die Arbeit der v. Bodelschwinghschen Anstalten in Bethel bei Bielefeld im Jahre 1948".

44 Rundschreiben von den Vorständen der v. Bodelschwinghschen Anstalten, 1.4.1948, HAB, 2/35–111.

45 Protokoll der Vorstandssitzung, 23.7.1954, HAB, S 151,6.

weichen. Wohin auch, angesichts des Wohnungsmarktes.[46] Die drängende Situation schilderte Anstaltsleiter Friedrich von Bodelschwingh III im Mai 1961: „Die Lage auf dem allgemeinen Wohnungsmarkt hat bewirkt, daß ausgeschiedene frühere Mitarbeiter und auch die Angehörigen verstorbener Mitarbeiter in den Anstaltswohnungen verbleiben, weil ihnen anderwärts kein Wohnraum zur Verfügung steht."[47]

Im August 1948 sah die Bilanz so aus, dass es 54 dringende Wohnungsanträge von Mitarbeitenden gab, die bereits in Bethel tätig waren, deren Familien aber noch nicht nachziehen konnten.[48] Im Herbst 1952 konstatierte Bethel, dass wohl etwa hundert Wohnungen fehlten, Ende der 1950er Jahre gab es noch rund sechzig bis achtzig wohnungssuchende Mitarbeitende.[49] Im Juli 1953 ging von der Betheler Grundstücksverwaltung ein mahnendes Schreiben heraus, dass nur sechzig Prozent der Wohnungen innerhalb der Ortschaft von aktiven Mitarbeitern bewohnt seien.[50] Und noch ein weiteres Jahrzehnt blieb es bei der altbewährten Praxis, „nämlich hier noch, dort noch ein Häuschen einzuschieben", wie Anstaltsleiter Friedrich von Bodelschwingh III sehr verbittert im Jahr 1962 in der Februarausgabe der Mitarbeiterzeitschrift Der Ring beklagte.

Die Schillingshofsiedlung wird geplant

Eine größer dimensionierte Wohnbebauung, das war Anfang der 1950er Jahre klar, konnte nur außerhalb des eigentlichen Anstaltsgeländes geschehen. Das konstatierte Anstaltsleiter Rudolf Hardt in einem Schreiben an die Regierung in Detmold 1953: „Da wir in Bethel völlig durch die Gemeinden Bielefeld, Gadderbaum und Brackwede eingeschlossen sind und hier eine Erweiterung nicht mehr möglich ist … ."[51] Und da kamen sowohl der Ellerbrockshof wie das Schillingshofgelände ins Spiel. Priorität hatte das Gebiet um den Ellerbrockshof, weil es schlichtweg attraktiver war, in direkter Nähe zum Arbeitsplatz zu wohnen. Es wurde mit Unterstützung der „Gemeinnützigen Siedlungsgesellschaft des Hilfswerks der Evangelischen Kirchen in

46 Zum Wohnungsmarkt in Bielefeld vgl. Georg Wagner, Sozialstaat gegen Wohnungsnot, S. 284–285.

47 Bodelschwingh III an Bundesausgleichsamt, Bad Homburg, 15.5.1961, HAB, Bau 1,52.

48 Hardt an Regierungspräsidenten, Detmold, 30.8.1948, HAB, 2/35–116.

49 Protokoll der Vorstandssitzung, 7.11.1958 und 24.4.1959, HAB, S 151,7.

50 Rundschreiben der Grundstücksverwaltung, Juli 1953, HAB, 2/35–50.

51 Hardt an Landesplaner Eglau, Regierung in Detmold, 15.9.1953, HAB, 2/35–50.

Deutschland m.b.H." Zweigstelle Münster bebaut.[52] Bauherr war in diesem Fall die Siedlungsgesellschaft, die auch die Vertrags- und Bauabwicklung mit denjenigen Mitarbeitern übernahm, die an einem Eigenheim interessiert waren. Bethel profitierte bei diesem Siedlungsbau dadurch, dass die Baubetriebe der Anstalt Bethel die Bauausführung übernahmen.[53]

Die ersten Entwürfe für die Schillingshofsiedlung liefen ebenfalls noch über die Siedlungsgesellschaft des Hilfswerks.[54] Trotz der langen Tradition im Wohnungsbau konnte Bethel nicht so ohne weiteres an diese Erfahrungen anknüpfen, denn vor allem im Blick auf die Finanzierung war die Situation nach dem Zweiten Weltkrieg eine andere: „Ein solches grosses Bauprogramm, wie wir es wohl gerne zur Durchführung bringen möchten, ist nicht so leicht in die Wege zu leiten. Von ausschlaggender Wichtigkeit ist dabei, dass die Finanzierung gesichert werde und die notwendigen Baugelder stets rechtzeitig und in ausreichender Höhe zur Verfügung stehen", so das noch vorsichtige Agieren im Jahr 1952.[55] Doch schon kurz darauf war Bethel nicht mehr daran interessiert, dass die Siedlungsgesellschaft des Hilfswerks auch die Bebauung des Schillingshofgeländes übernahm, denn bei der Bebauung des Ellerbrocksfelds hatte es Unstimmigkeiten gegeben. Zudem war eine Konsolidierung der finanziellen Lage absehbar, die Anstalt konnte selbst wieder Baukredite aufnehmen und mit eigenem Personal in den verschiedenen Abteilungen wie der Wohnungsverwaltung, der Betriebsverwaltung und der Grundstücksverwaltung solch ein Wohnbauprojekt stemmen.[56] Kurzfristig wurde sogar darüber nachgedacht, an die Vergangenheit anzuknüpfen und wieder ein anstaltseigenes Siedlungsunternehmen zu gründen.[57]

Die Rahmenbedingungen für die Bebauung des Schillingshofgeländes wurden 1954 festgelegt: „a) Es muß der für Gesamtbethel notwendige Siedlungsraum in hinreichender, aber nicht überreichlicher Weise sichergestellt

52 Zur Kooperation und den Schwierigkeiten vgl. HAB, 2/35–50.

53 Aktenvermerk NN, 8.1.1953, HAB, 2/35–50.

54 Auszug aus dem Sitzungsbericht des Arbeitsausschusses, 14.10.1952, HAB, 2/35–54. Zwischen Bethel und der Siedlungsgesellschaft hatte es Auseinandersetzungen bei der Abwicklung der Finanzierung und der Beseitigung von Baumängeln gegeben, vgl. entsprechende Vorgänge der Jahre 1956 und 1957 in HAB, 2/35–50.

55 Vgl. Entwurf für einen „Aufruf an unsere Mitarbeiter und Pensionäre zur Mithilfe am Wohnungsbau", 18.10.1952, HAB 2/35–54. Vgl. auch Aktennotiz NN, [Mitte 1954], HAB, 2/35–50.

56 Ebd.

57 Auszug aus dem Sitzungsbericht des Arbeitsausschusses, 15.6.1954, die Verwaltungsabteilung wurde beauftragt, dieses zu prüfen. Vgl. auch Aktennotiz NN, [Mitte 1954], HAB, 2/35–50.

werden. b) Es muß die Lebensfähigkeit des Schillingshofes als landwirtschaftliche Arbeiterkolonie unter allen Umständen erhalten bleiben. c) Der Siedlungsraum muß aber so elastisch und weit gefaßt sein, daß auch bei einer späteren Erweiterung des jetzt etwa für 10 Jahre geplanten Bauprogramms nicht eine anorganische Weiterentwicklung entsteht. ... Es ist heute völlig unmöglich über die Bauentwicklung in den nächsten 10 Jahren irgendwelche Voraussage zu machen. Es lassen sich ebenso ernsthafte Gründe dafür anführen, daß der Wohnraumbedarf unter der Zahl von etwa 250 Wohnungen zurückbleibt (etwa Öffnung der Grenze im Osten), als auch dafür, daß der Raumbedarf über diese Zahl weit hinausgeht."[58] Das waren enorme Erwartungen, die an die Flexibilität dieses Bauvorhabens gestellt wurden.

Trotzdem war man in Bethel optimistisch. Bei der Grundsteinlegung für das Jugendwohnheim Clemens-Perthes-Heim im Herbst 1954, das ebenfalls auf dem Schillingshofgelände lag, verbreitete die Westfälische Zeitung, dass mit dem ersten Bauabschnitt der „Wohnstadt" am Schillingshof im Frühjahr 1955 begonnen werde.[59]

Doch plötzlich kam etwas dazwischen: Der Arbeiterkolonie Schillingshof kam wieder eine ganz neue Bedeutung zu, zusammen mit dem dazugehörigen Gelände. Es zeichnete sich nämlich der Verlust der Hermannsheide ab, der dann auch 1959 Realität wurde. Die Hermannheide war eine große Betheler Zweiganstalt in Richtung Augustdorf, zehnmal so groß wie das Schillingshofgelände. Diese Zweiganstalt war 1928 an den Start gegangen, und stellte mit dem Heimathof eine weitläufige Arbeiterkolonie. Da das Gelände am Rande des Truppenübungsplatzes Senne lag, geriet es 1955 in die Wiederbewaffnungspolitik der Bundesrepublik Deutschland. Und nun suchte Bethel für den Heimathof Ausweichgelände.[60] Ernsthaft wurde diskutiert, ob das nicht das Schillingshofgelände sein könnte. Man schätzte den Schillingshof als „stadtnahe" Arbeiterkolonie, mit kurzen Wegen zu den Behörden, was zur „Wiedereingliederung" der Kolonisten positiv beitragen würde.[61] Überlegt wurde, auf dem Gelände auch Häuser für Menschen mit Epilepsie und psychischen Erkrankungen anzusiedeln. Gegebenenfalls sollten weitere Siedlungsflächen hinzugekauft werden.[62] Doch diese Idee war wieder vom Tisch, nachdem man 1958 bei Hagen das Gut Homborn gefunden hatte, die Keimzelle für die Arbeit Bethels in und um das Ruhrge-

58 Aktennotiz NN zu einer Besprechung, 23.4.1954, HAB, 2/35–54.

59 Zeitungsartikel Westfälische Zeitung, 2.11.1954, HAB, Sam B IV 7.

60 Zur Hermannsheide vgl. Stockhecke, Bethel nähert sich dem Ruhrgebiet, S. 439–447.

61 Vgl. Aktennotiz NN zu einer Besprechung, 23.4.1954, HAB, 2/35–54.

62 Vgl. Stockhecke, Bethel nähert sich dem Ruhrgebiet, S. 448.

biet. Sehr dezidiert hatte sich der Bundestagsabgeordnete Ernst von Bodelschwingh dafür ausgesprochen, bei den Plänen für die Wohnbebauung zu bleiben und nicht weiter an eine Nutzung des Geländes für Pflegehäuser zu denken. Nach einer Inspektion des Geländes schrieb er im April 1957 an seinen Cousin Friedrich von Bodelschwingh III: „... so ist die gesamte Nachbarschaft um den Schillingshof herum doch sehr viel störender als die von Bethel, wo durch die Höhenzüge ein wirklich in sich geschlossener Bezirk mit einer eigenen Atmosphäre gesichert ist, die eigentlich auch durch die recht enge Bebauung verhältnismässig wenig zu leiden hat." Vielmehr solle man „Bethel-Pensionäre oder auch aktive Mitarbeiter dort ansiedeln, die mit leichter Mühe von dort ihren Arbeitsplatz in Bethel oder Eckardtsheim erreichen können." [63]

Zeitgleich war noch etwas anderes dazwischen gekommen, das die Realisierung der Schillingshofsiedlung verzögerte, nämlich die Überlegungen zum Ausbau des Flugplatzes Windelsbleiche zu einem Regionalflughafen. Es gab seit Mitte der 1950er, getragen unter anderem von der ostwestfälischen Industrie, sehr ernsthafte Bestrebungen, OWL brauche unbedingt einen Regionalflughafen.[64] Und da stand der Flugplatz Windelsbleiche zur Disposition. Seit Mai 1956 schaltete sich Bethel in die Diskussion ein, zu dieser Zeit noch mit dem etwas wankelmütigen Vorhaben, entweder bei der Wohnbebauung zu bleiben oder das Schillingshofgelände doch für Pflegehäuser zu nutzen. Eigentlich wurde die Flughafenidee an dieser Stelle bereits im Sommer 1957 mehr oder weniger wieder aufgegeben, denn die Rahmenbedingungen hinsichtlich Luftsicherheit und Lärmschutz passten nicht. Andererseits kam die Stadt Bielefeld bei ihrer Suche nach Ausweichgelände für einen Flughafenbau auch nicht weiter, sodass eine gewisse Unsicherheit hinsichtlich der Pläne für den Flugplatz Windelsbleiche längere Zeit bestehen blieb.[65] Bethel versuchte sehr engagiert und hartnäckig gegen die Flugplatzpläne vorzugehen.

Im Hintergrund wurde fortlaufend am Zuschnitt der Besiedlung des Schillingshofgeländes mit Wohnraum gefeilt, vom beauftragten Senner Architekten Karl Ludwig Spengemann.

63 Ernst v. Bodelschwingh an Bodelschwingh III, 14.4.1957, HAB, 2/92–1.

64 Dazu ausführlich Pia Schmutzler, Der Regionalflughafen Bielefeld-Nagelsholz. Kommunale Großprojektplanung und öffentlicher Widerstand, in: 98. Jahresbericht des Historischen Vereins der Grafschaft Ravensberg, Jahrgang 2013, S. 133–210.

65 Protokoll der Jahresversammlung der Verwaltungsräte von Bethel, Sarepta und Nazareth, 17.11.1959, HAB, S 151,7.

Am 26. April 1960 war es dann soweit: Der Vorstand beschloss in seiner Sitzung mit der ersten Bauphase am Schillingshof zu beginnen: 24 Werkswohnungen gehörten dazu, sechs mit zwei Zimmern, 14 mit drei Zimmern und vier mit vier Zimmern. Die Baumaßnahmen wurden der im Jahr 1949 gegründeten Wohnungsbau- und Siedlungsgesellschaft des Landkreises Bielefeld übertragen, die sich im Bereich von Kleinsiedlungs- und Mehrfamilienhäusern, aber auch beim Bau von Eigenheimen im Landkreis etabliert hatte.[66] Für ein Eigenheim interessierten sich zu diesem Zeitpunkt etwa 25 bis dreißig Diakonenfamilien. Sie konnten die Grundstücke auf Erbbaurechtsgrundlage erwerben. Um die Ansiedlung attraktiv zu machen, unterstützte Bethel auch bei günstigen Finanzierungsmöglichkeiten, etwa die Hergabe erststelliger Hypotheken über die Pensionskasse oder Arbeitgeberdarlehn oder die Förderung von Bausparverträgen oder die Beschaffung von öffentlichen Darlehn, etwa Landesbaudarlehn oder Familienzusatzdarlehn.[67]

Doch das Interesse der Mitarbeiterschaft, in die Schillingshofsiedlung zu ziehen, war eher schleppend. Längst wusste auch Anstaltsleiter Friedrich von Bodelschwingh III, dass die „Bereitschaft, draußen zu wohnen" nicht sehr groß war. Nicht zuletzt deshalb hatte man ja auch noch in den 1950er Jahren immer wieder versucht, auf freien Grundstücken innerhalb Bethels eine Wohnbebauung zu verwirklichen.[68] In der Mitarbeiterzeitschrift Der Ring von Februar 1962 warb Bodelschwingh sehr massiv für die Siedlung. Sie würde wachsen, und die befürchtete Einsamkeit würde sehr schnell schwinden. Er versprach, dass noch 1961 mit dem Bau der Kirche begonnen werde, und sah eine kleine „Bethelgemeinde" vor seinem geistigen Auge: die Bewohner vom Schillingshof, vom Sigmarshof und die verschiedensten „Bethelleute" aus Sarepta, Nazareth oder der Mission. Sie alle würden „zu einer neuen, vertrauten Familie zusammenwachsen". Seitens der Anstalt versprach er, sich für eine bessere Verkehrsanbindung einzusetzen. Nachdrücklich machte er Mut: „Ich bitte darum, nicht schmerzlich gegen ein Wohnen in dieser neuen Siedlung anzusehen. Sie liegt ja in einer ganz bevorzugten Wohngegend, trockener und weniger neblig als Bethel, ohne Berge und doch dem Walde nahe."[69]

66 Vgl. Wagner, Sozialstaat gegen Wohnungsnot, S. 309, 327.

67 Protokoll der Vorstandssitzung, 26.4.1960, HAB, S 151,7. Vgl. auch Mitteilungsblatt für die Mitarbeiter der v. Bodelschwinghschen Anstalten Februar 1961.

68 Aktennotiz Bodelschwingh III, 1.3.1960, HAB, Bau 1,52.

69 Bodelschwingh III in: Der Ring. Mitteilungsblatt für die Mitarbeiter der v. Bodelschwinghschen Anstalten, Februar 1962.

Die Einweihung der Lukaskapelle in der Schillingshofsiedlung, 1966. Die Kirche, als selbstverständlicher Bestandteil einer Siedlung, hat wesentlich mit dazu beigetragen, dass aus einem Wohngebiet ein selbstbewusstes Gemeinwesen wurde. (Hauptarchiv der v. Bodelschwinghschen Stiftungen Bethel)

Und irgendwie scheint es, als sollte Friedrich von Bodelschwingh recht behalten. Die Siedlung wuchs weiter, und nach und nach wurde all das verwirklicht, was zu einem sich stetig entwickelnden Gemeinwesen dazugehört.

Bereits in den allerersten Planungen im Herbst 1952 war eine Kirche selbstverständlich anvisiert. Als „geistlicher Mittelpunkt" gehöre sie zu einer Siedlung auf jeden Fall mit dazu. Nicht zuletzt, weil die räumliche Ausdehnung der Siedlung lange Zeit unklar war, zog sich die Verwirklichung des Kirchbaus noch lange hin.[70] Am 30. Oktober 1966 konnte die Lukaskapelle dann endlich eingeweiht werden.

Im Sommer/Herbst 1965 erhielt die Schillingshofsiedlung zwar keinen eigenen Supermarkt, aber doch eine fahrbare Verkaufsstelle, ausgehend vom Betheler Kaufhaus Ophir. Obwohl die Betheler Entscheidungsträger von Anfang an nicht mit Gewinnen rechneten, stimmten sie einem solchen Vorhaben zu. Der Wagen sollte in Form eines Selbstbedienungsladens nicht nur die Schillingshofsiedlung, sondern auch die Beckhof- und die Togdrang-

70 Aktennotiz Pfarrer Schildmann, Eckardtsheim, 31.7.1961, HAB, Eckardtsheim 1,8.67.

siedlung versorgen. Das Sortiment könne in einem Wagen größer sein als in einem winzigen Laden direkt in der Siedlung, so das Argument für die fahrbare Variante einer Verkaufsstelle. Doch für zukünftige Planungen – je nach Voranschreiten der weiteren Besiedlung – wurde ein Ladenlokal nicht ausgeschlossen.[71] Etwa fünf Jahre später war die Siedlung dann tatsächlich so gewachsen, dass der Selbstbedienungswagen nicht mehr ausreichte. Die „Hausfrauen der Lukas-Kapellen-Gemeinde" wurden selbst tätig und forderten kurz vor Weihnachten 1969 in einem Schreiben an die Betheler Anstaltsleitung eindringlich die Errichtung eines Lebensmittelgeschäfts.[72] Auch die Betriebsverwaltung in Bethel sah ein, dass „zu einer modernen Siedlung, wie sie im Schillingshofgebiet heranwächst, ein modernes Selbstbedienungsgeschäft für Lebensmittel gehört." Die Betriebsverwaltung entschloss sich daher zu einer Umfrage unter den Bewohnern und Bewohnerinnen, um den Bedarf für ein Lebensmittelgeschäft und die Wünsche an das Sortiment zu ermitteln.[73] Eine überwältigende Mehrheit von 99 Prozent aller teilnehmenden Haushalte hatte sich für die Errichtung eines Selbstbedienungsgeschäfts ausgesprochen.[74] Ein fünfzig Quadratmeter umfassender Verkaufspavillon des Kaufhauses Ophir öffnete am 13. April 1973 seine Pforten.[75] Die gut 500 Bewohner und Bewohnerinnen in Einzelhaushalten und die etwa 350 Männer und Frauen, die in einer der Betheler Einrichtung lebten, im Plettenbergstift, im Schillingshof oder im Sigmarshof, konnten das Angebot nutzen.[76]

Das Beispiel zeigt sehr gut, dass die Siedlung nicht nur zahlenmäßig gewachsen war, sondern sich auch zu einem selbstbewussten Gemeinwesen entwickelt hatte, das Forderungen hinsichtlich der Gestaltung des Lebensumfelds stellte. Auch die Vorhaben zur Einrichtung eines Münzfernsprechers, einer Poststelle, einer Sparkassenfiliale, einer Annahmestelle für Schuhreparaturen, einer chemischen Reinigung und eines Botendienstes zur

71 Der Ring. Mitteilungsblatt für die Mitarbeiter der v. Bodelschwinghschen Anstalten, August/1965.

72 Schreiben an die Leitung der v. Bodelschwinghschen Anstalten, 8.12.1969, HAB, Betriebe 1,92.

73 Rundschreiben der Betriebsverwaltung „An die Bewohner der Schillingshofsiedlung", 2.6.1970 und Fragebogen, ebd.

74 Auswertung der „Befragung der Bewohner des Schillingshofgebietes", 9.9.1970, ebd.

75 Der Ring. Mitteilungsblatt für die Mitarbeiter der v. Bodelschwinghschen Anstalten, 5/1973. Zur Schließung des Geschäfts 1991 vgl. HAB, An 1, vorl. 11407.

76 Die Zahlen galten für den 1.1.1972, vgl. Betriebsverwaltung an Grundmann, Hauptverwaltung, 11.9.1970, HAB, Betriebe 1,92.

Apotheke in Windelsbleiche gingen auf die Initiative der Bewohner und Bewohnerinnen zurück.[77]

„Strukturförderung" wurde daraufhin das Schlagwort in der Betheler Verwaltung.[78]

Als sich im Herbst 1969 die Stadtwerke zur Errichtung einer Buslinie von der Straßenbahnendhaltestelle am Sennefriedhof bereiterklärten – viermal am Tag pro Strecke waren anvisiert –, wurde das in Bethel tatsächlich mit Skepsis gesehen. Man ging davon aus, dass die Bewohner und Bewohnerinnen „vermutlich nicht in genügendem Umfang in der Lage sind, den guten Willen der Stadtwerke durch entsprechende Benutzung der Buslinie zu honorieren."[79] Doch da irrte die Betheler Betriebsverwaltung – die Buslinie existiert noch heute und führt direkt von der Straßenbahnendhaltestelle Senne in ein Gebiet, das auch zu Bielefeld gehört: die Schillingshofsiedlung.

77 Dazu die themenbezogenen Vorgänge in ebd.

78 Auszug aus dem Sitzungsbericht des Arbeitsausschusses, 10.3.1970, ebd.

79 Betriebsverwaltung an Funke, 17./20. Oktober 1969, ebd.

Die Todesurteile des Sondergerichts Bielefeld aus dem Jahre 1932

Von Lars Lüking

Das 1940 eingerichtete Sondergericht Bielefeld, das bis 1945 insgesamt 60 Personen zum Tode verurteilte, ist als Instrument der politischen Justiz des Nationalsozialismus bekannt und bereits relativ gut erforscht. Weniger bekannt ist, dass bereits 1932 ein Sondergericht in Bielefeld bestand. Es existierte zwar bloß wenige Monate und hat nur in 39 Verfahren verhandelt,[1] dennoch wurden auch von diesem Gericht in zwei Verfahren jeweils zwei Personen zum Tode verurteilt. Diese beiden Strafverfahren und das Schicksal der verurteilten Täter sollen im Folgenden näher erläutert werden.

Das Sondergericht Bielefeld im Jahr 1932

Im Verlauf des Jahres 1932 erlebte die Weimarer Republik immer schärfere politische Auseinandersetzungen mit teils bürgerkriegsähnlichen Zuständen, insbesondere vor der Reichstagswahl Ende Juli. Die im Juni gebildete Regierung unter Reichskanzler Franz von Papen regierte nur noch mit Hilfe von Notverordnungen nach dem Artikel 48 der Weimarer Verfassung. Am 9. August erließ Reichspräsident von Hindenburg eine Verordnung gegen politischen Terror.[2] Darin wurden die Strafen für verschiedene Straftaten teils deutlich verschärft, insbesondere wenn politische Motivation vorlag. In § 1 dieser Verordnung wurde die Todesstrafe, die nach dem damals geltenden Strafgesetzbuch nur für Mord[3] und die verbrecherische Verwendung von Sprengstoff[4] vorgesehen war, auch auf den Totschlag[5] ausgedehnt, wenn

1 Otto Steffen, Das Sondergericht in Bielefeld im Jahre 1932. Justiz zwischen Terror und öffentlicher Schelte. In: Der Minden-Ravensberger, 51. Jahrgang (1979), S. 116 f.

2 Reichsgesetzblatt (RGBl.) I 1932, S. 403 f.

3 § 211 des Strafgesetzbuches sah für die vorsätzliche Tötung eines Menschen „mit Überlegung" die Todesstrafe vor.

4 § 5 des Gesetzes gegen den verbrecherischen und gemeingefährlichen Gebrauch von Sprengstoffen vom 9. Juni 1884, RGBl. I 1884, S. 62.

5 Nach § 212 des Strafgesetzbuches war Totschlag die vorsätzliche Tötung eines Menschen ohne Überlegung und wurde mit einer Zuchthausstrafe nicht unter fünf Jahren, im er-

dieser aus „politischen Beweggründen" oder an einem Polizeibeamten in Ausübung seines Dienstes erfolgte. Außerdem sollten Brandstiftungen, Zerstörungen durch Sprengstoffe und die Gefährdung des Eisenbahntransports mit dem Tode bestraft werden, wenn die Tat nach geltendem Recht[6] mit lebenslänglichem Zuchthaus bedroht war. Die §§ 2 und 3 der Verordnung verschärften die Zuchthausstrafen für Straftaten wie Körperverletzung mit einer Schusswaffe bzw. aus politischen Beweggründen, Widerstands gegen Polizeibeamte und Landfriedensbruch. Nach § 4 durften mildernde Umstände in den von der Verordnung erfassten Fällen nicht zugebilligt werden. Am selben Tag wie die Verordnung gegen politischen Terror erließ die Reichsregierung eine Verordnung über die Bildung von Sondergerichten.[7] Dabei griff sie auf die dritte Verordnung des Reichspräsidenten zur Sicherung von Wirtschaft und Finanzen und zur Bekämpfung politischer Ausschreitungen vom 6. Oktober 1931 zurück.[8] Sondergerichte sollten nicht reichsweit, sondern nur in bestimmten Oberlandesgerichtsbezirken eingerichtet werden. Ihre Zuständigkeit umfasste insbesondere die Verbrechen gegen die Verordnung des Reichspräsidenten gegen politischen Terror sowie alle Fälle von Mord und Totschlag.[9] Verschiedene Bestimmungen verkürzten die Verhandlungsdauer gegenüber den üblichen Bestimmungen der Strafprozessordnung. Außerdem wurde festgelegt, dass gegen Entscheidungen der Sondergerichte keine Rechtsmittel zulässig waren. Urteile waren damit direkt rechtskräftig und konnten sofort vollstreckt werden.

Die Tötung eines Polizeibeamten in Rheda

Am frühen Morgen des 10. September 1932 war die Polizei in Rheda in Alarmbereitschaft. Da es in Warendorf einen versuchten Einbruch in einen Uhrmacherladen gegeben hatte und die beiden Täter in einem Pkw geflohen waren, führten die Polizeibeamten Grafhorst und Bökenhans Fahrzeugkon-

schwerten Fall (§ 214) nicht unter zehn Jahren oder lebenslänglich, bestraft.

6 §§ 307, 311 und 315 Absatz 2 des Strafgesetzbuches.

7 RGBl. I 1932, S. 404–407.

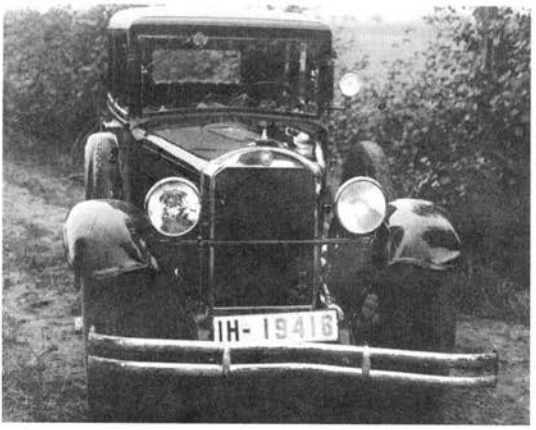
8 Ebd., S. 537–568. Die Bestimmungen zur Errichtung von Sondergerichten finden sich in Teil 6 Kapitel II (S. 565).

9 §§ 211 bis 215 des Strafgesetzbuches, siehe Anm. 3 und 5.

trollen an der Bahnunterführung im Verlauf der Herzebrocker Straße in der Nähe des Bahnhofes Rheda durch. Kurz nach drei Uhr näherte sich aus Richtung Warendorf ein mit zwei Personen besetzter Pkw mit einer Geschwindigkeit von ca. 80 Kilometern pro Stunde. Obwohl die Polizisten mit ihren Dienstlampen Signale gaben, verringerte der Wagen seine Geschwindigkeit nicht und fuhr direkt auf die Beamten zu. Bökenhans konnte noch etwas ausweichen, wurde aber dennoch zur Seite geschleudert und erlitt einen doppelten Bruch des rechten Unterschenkels. Sein Kollege Grafhorst konnte nicht mehr zur Seite springen, wurde von dem Wagen gerammt und blieb auf der Kühlerhaube liegen. Erst in etwa 600 Metern Entfernung an einem Verkehrsrondell wurde er mit nur schwachen Lebenszeichen von einem Zeugen gefunden. Während einer Notoperation im katholischen Krankenhaus in Rheda verstarb der Beamte auf Grund schwerer innerer Blutungen.

Fahrer des Wagens war der 22 Jahre alte Walter Wabbel aus Bochum gewesen. Obwohl er keinen Führerschein besaß, hatte er zusammen mit dem 20 Jahre alten und ebenfalls aus Bochum stammenden Richard Kuczynski seit Mitte 1932 weite Strecken mit mehreren gestohlenen Pkws zurückgelegt und immer wieder Einbrüche und andere Diebstähle begangen. Wie schon erwähnt hatten die beiden in der Nacht versucht, in einen Uhrmacherladen in Warendorf einzubrechen. Nachdem sie von Passanten gestört worden waren, flohen sie mit ihrer in Hildesheim gestohlenen Mercedes-Benz-Limousine in Richtung Rheda. Nach dem Durchbruch durch die Polizeikontrolle in Rheda konnten die beiden Täter ihre Flucht nicht mehr lange fortsetzen, da ihr Wagen auf der Straße zwischen Wiedenbrück und Neuenkirchen mit dem rechten Vorderrad in einem Straßengraben steckenblieb.

Wabbel und Kuczynski gingen zu Fuß weiter und versteckten sich in der Nähe von Lintel in einem Strohhaufen. Als sie ihr Versteck am Nachmittag wieder verließen, wurden sie dabei von einem Jungen beobachtet, der die Polizei in Wiedenbrück benachrichtigte. Zwei Polizisten nahmen sofort die Verfolgung auf und konnten die Täter stellen. Einer der Polizisten schoss dabei mehrmals mit seiner Pistole auf Kuczynski, der einen Hüftsteckschuss und einen Schuss ins Wadenbein erhielt. Als beide zur Vernehmung nach Rheda überführt wurden, soll dort bereits eine große Menschenmenge gewartet haben. Während die beiden Täter hier noch „mit Mühe […] vor dem Los des Gelynchtwerdens geschützt werden" konnten, hätten sie am Abend in Gütersloh „eine Tracht Prügel" erhalten, die „trotzdem für manches ent-



Polizeifotos des Pkws, den Wabbel und Kuczynski in Rheda gefahren hatten. Die Zahlen auf dem zweiten Foto weisen auf Schäden hin. Das Kennzeichen des Wagens war von den Tätern mehrfach verändert worden (LAV NRW OWL, D 21 A Nr. 8461, S. 132).

rüstete Rhedaer Herz noch viele Wünsche offen ließ", wie es in einem Zeitungsartikel heißt.[10] Die Stimmung in Rheda muss tatsächlich sehr erregt

10 Wiedenbrücker Zeitung vom 12. September 1932, in: Landesarchiv NRW Abteilung OWL (LAV NRW OWL), D 21 A Nr. 8461, S. 60.

gewesen sein. Der Oberstadtsekretär aus Rheda schrieb am 13. September an die Staatsanwaltschaft in Bielefeld: „Die Empörung der Rhedaer Bevölkerung über den Tod des auf so tragische Weise ums Leben gekommenen Polizeihauptwachtmeisters Grafhorst sowie über die schwere Verletzung des Pol. Hauptwachtmeisters Bökenhans durch gemeine Verbrecher ist außerordentlich groß".[11] Und in einem Zeitungsbericht über die Beisetzung des getöteten Polizisten auf dem katholischen Friedhof in Rheda wird aus einem Nachruf des Bürgermeisters Frevert zitiert: „Die rohe und frevelhafte Tat aber schreit nach irdischer Sühne. Die Verbrecher muß die volle Schwere des Strafgesetzes treffen. Das verlangt das jedem anständigen Menschen innewohnende natürliche Rechtsempfinden, das verlangt aber auch die bis ins Innerste getroffene und empörte Bevölkerung von Stadt und Amt Rheda."[12]

Die Staatsanwaltschaft Bielefeld erhob am 19. September Anklage vor dem Sondergericht Bielefeld.[13] Sie warf den beiden Beschuldigten Wabbel und Kuczynski gemeinschaftlichen Bandendiebstahl, Mord und versuchten Mord sowie versuchten schweren Diebstahl vor. Im Zuge der Ermittlungen hatte sich herausgestellt, dass die beiden Täter bereits am 8. September in Holzminden zweimal versucht haben sollen, einen Polizeibeamten zu überfahren. Dies wurde von der Staatsanwaltschaft genauso als versuchter Mord bewertet wie die Tötung bzw. Verletzung der beiden Polizisten in Rheda, da von einer vorsätzlichen und mit Überlegung begangenen Tat ausgegangen wurde. Die Hauptverhandlung vor dem Sondergericht Bielefeld begann am 4. Oktober, am Abend folgte ein Ortstermin am Tatort in Rheda. Nach Fortsetzung der Verhandlung am folgenden Tag wurde am 6. Oktober das Urteil verkündet.[14] Unter Anwendung des § 1 Ziffer 1 der Verordnung des Reichspräsidenten vom 9. August 1932 wurden beide Angeklagten wegen Totschlags an einem Polizeibeamten zum Tode verurteilt. Wabbel erhielt außerdem noch eine Zuchthausstrafe von 12 Jahren, Kuczynski von vier Jahren für die übrigen von der Anklage erfassten Straftaten. Nach Überzeugung des Gerichts war Wabbel mit unverminderter Geschwindigkeit und ohne Änderung der Fahrtrichtung auf die Polizisten zugefahren. Beide Angeklagten hätten mit dem Tod des Polizeibeamten gerechnet und dies gebilligt,

11 Ebd., S. 57.
12 Ebd., S. 82.
13 Ebd., S. 102–117.
14 Ebd., S. 259–277 (Entwurf) und 278–299 (Leseabschrift).

also vorsätzlich gehandelt. Die in der Anklage angenommene Überlegung im Handeln der Angeklagten konnte das Gericht allerdings nicht feststellen, so dass aus Sicht der Richter kein Mord, sondern Totschlag vorlag. Die Täterschaft Wabbels stand für das Gericht außer Frage, Kuczynski wurde auf Grund seiner vollen Unterstützung der Handlungen Wabbels als Mittäter angesehen. Nach Meinung psychiatrischer Sachverständiger waren beide Angeklagten voll zurechnungsfähig und für ihre Taten uneingeschränkt verantwortlich, obwohl Wabbel als stark egozentrisch, außerordentlich gefühlsstumpf und sehr haltlos geschildert wurde und damit Züge eines Psychopathen zeigte. Beim Strafmaß hatte das Gericht für die Tat in Rheda die Verordnung des Reichspräsidenten anwenden und damit auf Todesstrafe erkennen müssen. Die Anwendung der Notverordnung hielt das Gericht auf Grund ihres klaren Wortlautes für unbedenklich. Mildernde Umstände waren einerseits auf Grund des § 4 der Notverordnung nicht möglich und andererseits „wegen der außerordentlichen verbrecherischen Energien, die die Angeklagten entwickelt haben, nicht zuzubilligen."[15]

Die Tötung eines Polizeibeamten in Ummeln[16]

Nur wenige Tage nach der Verkündung des Urteils gegen Wabbel und Kuczynski kam es in Ummeln zu einem weiteren tödlichen Angriff auf einen Polizeibeamten. In der Nacht zum 8. Oktober 1932 suchte der Oberlandjäger August Tiemann zusammen mit zwei Helfern aus der Bevölkerung auf Fahrrädern die Täter, die einen Einbruch in die Scheune des Kreuzkruges bei Ummeln versucht hatten und dabei gestört worden waren. In der Nähe der Wirtschaft Gröppel entdeckte Tiemann drei Männer, die ebenfalls auf Fahrrädern unterwegs waren. Als er sich diesen schnell näherte und sie ansprach, eröffneten sie aus mehreren Pistolen das Feuer auf den Polizisten. Tiemann erhielt einen Bauchschuss sowie zwei Oberschenkeldurchschüsse und brach zusammen. Er hatte keine Gelegenheit mehr, seine eigene Waffe zu benutzen. Die beiden Helfer, die unbewaffnet waren und sich in Dek-

15 Ebd., S. 298.

16 Siehe hierzu auch Gerhard Renda, „Im Kampf mit dem Gegner der Finsternis" – Ein Mordfall in der Endphase der Weimarer Republik; in: Ravensberger Blätter, Zweites Heft 2010, S. 43–53.

Genkstein in Ummeln für den Oberlandjäger August Tiemann
(Foto: R. Vogelsang)

kung gehalten hatten, sorgten für eine Überführung des Verwundeten in das evangelische Krankenhaus in Gütersloh. In der darauffolgenden Nacht verstarb Tiemann an seinen Verletzungen.

Als einer der Täter konnte schnell der in Gütersloh wohnende Arbeiter Paul Kniekamp identifiziert werden. Nachdem die Polizei festgestellt hatte, dass dieser sich im Haus Berliner Straße Nr. 115 in Gütersloh aufhielt, wurde es von etwa 25 Polizisten umstellt. Als sie in das Haus eindrangen und es zu einem Schusswechsel kam, erschoss sich Kniekamp selbst. Einer der Mittäter, der ebenfalls aus Gütersloh stammende Reisende Fritz Petri, konnte am Nachmittag des 28. Oktobers in Avenwedde verhaftet werden. Der dritte Mittäter, der in Brechten bei Dortmund geborene Melker Siegfried Upmeier, war flüchtig und wurde steckbrieflich gesucht. Für seine Ergreifung setzte man eine Belohnung von 1000 Reichsmark aus.

Fritz Petri wurde am 3. November 1932 von der Staatsanwaltschaft Bielefeld nach § 1 Ziffer 1 der Verordnung des Reichspräsidenten gegen politischen Terror der vorsätzlichen Tötung eines Polizeibeamten in Ausübung

seines Dienstes angeklagt.[17] Petri war 21mal vorbestraft und bezeichnete sich selbst als Anarchist. Er lernte Upmeier im Gefängnis in Lingen kennen. Beide betätigten sich nach ihrer Entlassung als Schmuggler an der niederländischen Grenze. Erst im Oktober 1932 stieß Kniekamp, der schon eine ganze Reihe von Einbrüchen begangen hatte, zu den beiden anderen Tätern in Avenwedde.

Petri hatte zugegeben, eine Armeepistole 08 Kaliber 9 mm zu besitzen, die auch bei seiner Verhaftung beschlagnahmt worden war. Er habe aber nicht auf den Polizisten geschossen, nur Kniekamp habe aus zwei Pistolen

Polizeifoto des Tatorts der Schießerei bei Ummeln mit Markierungen zu den Fundstellen der Patronenhülsen (LAV NRW OWL, D 21 A Nr. 8464, S. 130).

gefeuert. Die Staatsanwaltschaft Bielefeld dagegen war nach Untersuchung der insgesamt 17 am Tatort gefundenen Patronenhülsen[18] davon überzeugt, dass Petri viermal auf Tiemann geschossen und ihn mindestens einmal getroffen hatte.

17 Anklageschrift in LAV NRW OWL, D 21 A Nr. 8464, S. 157–161.

18 Der überwiegende Teil der Patronenhülsen war immer noch den Akten beigefügt und wurde im Landesarchiv dem eigens für solche Asservate angelegten Sammlungsbestand D 86 hinzugefügt. Ebd., D 86 Nr. 137 und 138.

Nach einem Schießsachverständigengutachten der Preußischen Landesanstalt für Lebensmittel-, Arzneimittel- und gerichtliche Chemie in Berlin stammten die beiden Oberschenkeldurchschüsse, die Tiemann bereits am Boden liegend erhalten hatte, aus der 9 mm-Pistole des Petri.[19] Es konnte zwar nicht festgestellt werden, wer den nach dem Obduktionsergebnis allein tödlichen Bauchschuss auf Tiemann abgegeben hatte. Für die Staatsanwaltschaft stand jedoch fest, dass „alle drei Täter den Vorsatz hatten, den Oberlandjäger Tiemann zu töten und diesen Erfolg durch gemeinschaftliches Handeln zu verwirklichen. Der Erfolg ist daher jedem von ihnen zuzurechnen ohne Rücksicht darauf, wer den tödlichen Schuss abgegeben hat."[20] Aus diesem Grund sollte gegen Petri wegen Totschlags an einem Polizeibeamten vor dem Sondergericht Bielefeld verhandelt werden.

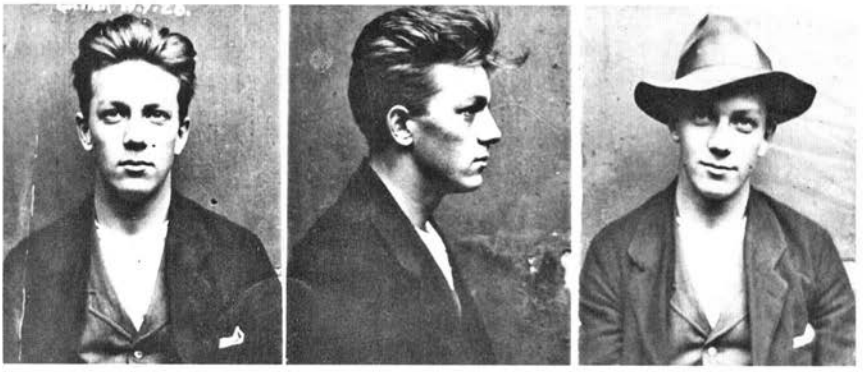
Nach dem Hinweis eines anonymen Informanten konnte Siegfried Upmeier am 15. November 1932 in Wuppertal-Elberfeld festgenommen werden. In einer Nachtragsanklage vom 19. November 1932 erhob die Staatsanwaltschaft Bielefeld gegen ihn denselben Vorwurf wie gegen Petri.[21] Die Hauptverhandlung gegen beide begann am 24. November vor dem Sondergericht Bielefeld. Am folgenden Tag verurteilte das Gericht beide Angeklagten wegen Totschlags an einem Polizeibeamten nach § 1 Ziffer 1 der Notverordnung des Reichspräsidenten gegen politischen Terror zum Tode.[22] Obwohl beide geleugnet hatten, in der Tatnacht geschossen oder auch nur eine Pistole bei sich gehabt zu haben, hielt das Gericht das Gegenteil für erwiesen. Ein Schießsachverständiger aus Berlin hatte in seinem Gutachten betont, dass aus mindestens vier Pistolen geschossen worden war. Von den 17 am Tatort aufgefundenen Patronenhülsen verschiedener Kaliber konnten fünf den beiden Pistolen zugeordnet werden, die bei Kniekamp und Petri beschlagnahmt worden waren. Die beiden anderen Pistolen, aus denen in der Tatnacht geschossen worden war, waren nicht gefunden worden. Nach Zeugenaussagen hielten es die Richter für erwiesen, dass Upmeier eine der fehlenden Waffen gehabt hatte sowie für wahrscheinlich, dass Petri die anderen hatte. Nach Überzeugung des Gerichts hatten beide Angeklagten den

19 Gutachten vom 26.10.1932, Ebd., D 21 A Nr. 8464, S. 146–149; mit Fototafeln.

20 Ebd., S. 161.

21 Anklageschrift ebd., D 21 A Nr. 8465, S. 29–32.

22 Urteil ebd., S. 66–87.



Polizeifotos von Siegfried Upmeier aus dem Jahr 1928. Diese Fotos wurden im Oktober 1932 zur reichsweiten Fahndung verwendet (LAV NRW OWL, D 21 A Nr. 8464, S. 30a).

Vorsatz der Tötung gehabt. Beide wurden als Mittäter des Totschlags bezeichnet, eine Beihilfe war in diesem Falle nicht möglich.

Gnadenverfahren und Aufhebung der Todesurteile

Im Verfahren gegen Wabbel und Kuczynski wurden Anfang Oktober von Seiten der Angehörigen und Verteidiger verschiedene Gnadenanträge gestellt, die an den Beauftragten für Gnadensachen beim Landgericht Bielefeld weitergeleitet wurden.[23] Dieser wies die Polizei in Bochum an, umgehend möglichst eingehende Ermittlungen über die Beurteilung der Charaktere beider Täter bei persönlichen Bekannten sowie bei Geistlichen und anderen Amtspersonen anzustellen. In mehreren Stellungnahmen auch von den am Verfahren beteiligten Stellen wird deutlich, dass der Charakter von Kuczynski deutlich positiver bewertet wurde als der von Wabbel. So befürworteten sowohl der Vorsitzende des Sondergerichts Bielefeld wie auch der Generalstaatsanwalt in Hamm und die Kriminalpolizei in Bochum eine Begnadigung Kuczynskis in Form einer Umwandlung der Todesstrafe in eine Zuchthausstrafe. Am 30. Oktober 1932 beschloss der Beauftragte für Gnadensachen, die Vollstreckung der Todesstrafen vorläufig auszusetzen. Am 26.

23 Gnadenheft mit den Aktenzeichen 7 Gn. 716/32 und 717/32 in LAV NRW OWL, D 21 A Nr. 8463.

November schickte er einen ausführlichen Bericht über das Gnadenverfahren an den preußischen Justizminister.[24] Darin schlug er vor, in beiden Fällen die Todesstrafen in lebenslängliche Zuchthausstrafen umzuwandeln.

Inzwischen kamen den Verurteilten die politischen Verhältnisse vorübergehend zu Hilfe. Nach den Reichstagswahlen im November 1932 trat die Regierung von Papen zurück. Nachfolger als Reichskanzler wurde Kurt von Schleicher. Während seiner Regierungszeit erließ Reichspräsident von Hindenburg am 19. Dezember eine Verordnung zur Erhaltung des inneren Friedens, [25] mit der u. a. die Verordnung gegen politischen Terror aufgehoben wurde. Durch eine Verordnung vom selben Tag wurden auch die Sondergerichte aufgehoben.[26] Der Reichstag verabschiedete am 20. Dezember das Gesetz über Straffreiheit, das eine umfassende Amnestie für politische Straftaten und Straftaten aus wirtschaftlicher Not enthielt.[27]

Während Verbrechen gegen das Leben von der gesetzlichen Amnestie ausgeschlossen waren, enthielt die Verordnung vom 19. Dezember in § 17 die Möglichkeit, auf Antrag der Staatsanwaltschaft Strafen zu mildern, wenn die entsprechenden Straftaten jetzt nach Aufhebung der verschärfenden Notverordnungen nicht mehr mit einer erhöhten oder einer geringeren Mindeststrafe als bisher bedroht waren. Aus diesem Anlass beschäftigte sich im Januar 1933 eine Beschlussstrafkammer des Landgerichts Bielefeld noch einmal mit beiden Fällen. Durch Beschluss vom 19. Januar wurden die Todesstrafen gegen Petri und Upmeier in lebenslängliche Zuchthausstrafen umgewandelt[28], am 21. Januar erging ein gleichlautender Beschluss im Verfahren gegen Wabbel und Kuczynski.[29] Der Verteidiger Upmeiers nutzte außerdem noch die Möglichkeit einer Beschwerde und beantragte die Umwandlung der lebenslänglichen Zuchthausstrafe in eine zeitlich begrenzte Strafe. Durch Beschluss des Strafsenats des Oberlandesgerichts in Hamm vom 22. Januar wurde der Beschluss des Landgerichts bezüglich Upmeier abgeändert und seine Strafe auf 15 Jahre Zuchthaus abgemildert.[30]

24 Ebd., S. 83–108.
25 RGBl. I 1932, S. 548–550.
26 Ebd., S. 550.
27 Ebd., S. 559-560.
28 LAV NRW OWL, D 21 A Nr. 8468 Heft 3, S. 24.
29 Ebd., D 21 A Nr. 8463 Heft 4, S. 127.
30 Ebd., D 21 A Nr. 8468 Heft 3, S. 37.

Das Schicksal der Täter während der NS-Zeit

Wabbel und Kuczynski waren bereits im Oktober 1932 in das Zuchthaus in Münster eingeliefert worden. Nach der Umwandlung der Todesstrafen sollten beide zuerst die zeitigen Zuchthausstrafen aus dem ursprünglichen Urteil absitzen, bevor die Vollstreckung der lebenslänglichen Strafen erfolgte. Upmeier wurde am 10. Februar und Petri am 10. März 1933 in das Zuchthaus in Münster eingeliefert.

Nach der Machtübernahme der Nationalsozialisten änderten sich schon bald die Umstände innerhalb der Justiz und des Strafvollzugs. Während in der Weimarer Zeit noch der Gedanke an eine Resozialisierung von Straftätern überwog und ein Großteil der ergangenen Todesurteile auf dem Gnadenweg umgewandelt wurde, hatten sich die Nationalsozialisten schon früh deutlich für die Todesstrafe ausgesprochen und ihre Ausweitung auf weitere Bereiche des Strafrechts gefordert. Dies setzten sie nach der Machtübernahme u.a. durch die Wiedereinführung der Sondergerichte um. Nach Beginn des Zweiten Weltkriegs kam es zu einer weiteren deutlichen Verschärfung.[31] Der im August 1942 ernannte Reichsjustizminister Otto Georg Thierack sorgte auf Wunsch von Adolf Hitler dafür, dass Strafgefangene im großen Umfang als „asoziale Elemente" zur „Vernichtung durch Arbeit" an die Polizei und die SS übergeben wurden.[32] Von dieser Maßnahme waren auch die vier 1932 vom Sondergericht Bielefeld ursprünglich zum Tode Verurteilten betroffen. Sie wurden Anfang Mai 1943 aus verschiedenen Zuchthäusern an die jeweils zuständige Kriminalpolizei übergeben, die für die Überführung in Konzentrationslager sorgte. Während etwa die Hälfte der insgesamt ca. 20.000 Gefangenen, die in den KZs mehr oder weniger systematisch ermordet werden sollten, innerhalb der ersten drei Monate starb, waren drei der hier näher betrachteten Straftäter in der Lage, bis zum Kriegsende 1945 zu überleben. Nur Richard Kuczynski starb am 11. Juli 1943 im KZ Neuengam-

31 Vgl. Lars Lüking, „Seit Menschengedenken sind in Lippe keine Hinrichtungen vollzogen worden." Der Umgang mit der Todesstrafe in Lippe seit 1879 am Beispiel eines Strafverfahrens aus dem Jahr 1923, in: Lippische Mitteilungen aus Geschichte und Landeskunde, 78. Band (2009), S. 255–268.

32 Vgl. Nikolaus Wachsmann, Gefangen unter Hitler. Justizterror und Strafvollzug im NS-Staat, München 2006, S. 309–330.

me.[33] Walter Wabbel wurde zuerst in das KZ Sachsenhausen eingeliefert und später in das KZ Mauthausen in Österreich sowie verschiedene von dessen Außenlagern überstellt.[34] Anfang April 1945 konnte er kurz vor Einmarsch der Amerikaner flüchten und nach Regensburg gelangen. Dort wurde er von der amerikanischen Militärpolizei festgenommen, vernommen und wieder entlassen. Die Staatsanwaltschaft Bielefeld bestätigte am 1. April 1947, dass seine Strafe als verbüßt galt. Fritz Petri war 1943 ebenfalls zuerst in das KZ Sachsenhausen und später in Außenlager des KZ Mauthausen gekommen.[35] Nach Überstellungen in die KZs Buchenwald und Mittelbau-Dora konnte er im April 1945 während eines Transports in der Nähe von Linz entkommen. Anfang Mai wurde er bei Markgrafing von amerikanischen Truppen festgenommen und nach einigen Tagen wieder entlassen. Auch in diesem Fall wurde die Vollstreckung der restlichen Strafe eingestellt. Siegfried Upmeier kam 1943 in das KZ Neuengamme und blieb dort bis zum 1. Mai 1945.[36] Nach Evakuierung der Häftlinge auf Schiffe in der Lübecker Bucht überlebte er als einer von wenigen Häftlingen die Bombardierung und Versenkung des Dampfers „Cap Arcona" durch britische Flugzeuge.[37] Auch die Vollstreckung seiner Strafe wurde nach Ende des Krieges eingestellt.

Fazit

Das Schicksal der 1932 vom Sondergericht Bielefeld zum Tode verurteilten Straftäter zeigt beispielhaft verschiedene Entwicklungen am Ende der Weimarer Republik und in der NS-Zeit. Zuerst die Anwendung der eigentlich gegen politische Gewalttaten gerichteten Notverordnung, dann die Umwandlung der Todesstrafen in Zuchthausstrafen als letzter Ausdruck der eigentlich milderen Ansichten während der Weimarer Zeit sowie letztendlich die beabsichtigte „Vernichtung durch Arbeit" in den nationalsozialistischen

33 Sterbeurkunde des Standesamts Hamburg-Neuengamme A in LAV NRW OWL, D 21 A Nr. 8463 Heft 4, S. 64.

34 Auskunft des ITS (Internationaler Suchdienst) in Bad Arolsen.

35 Ebenso.

36 Ebenso.

37 Nach dem Eintrag in der Wikipedia (abgerufen am 14. August 2014) überlebten von den etwa 4.600 auf der „Cap Arcona" eingeschifften Häftlingen nur rund 400.

Konzentrationslagern. Das Sondergericht Bielefeld im Jahr 1932 weist schon verschiedene Elemente auf, die von den Nationalsozialisten bei der Wiedererrichtung der Sondergerichtsbarkeit erneut aufgegriffen wurden.

Die Überführung der Strafgefangenen aus den Zuchthäusern in die Konzentrationslager zeigt außerdem, dass in solchen Fällen auch Kriminelle zu Opfern des nationalsozialistischen Terrorsystems wurden. Sie gehören damit zu den lange Zeit vergessenen Opfergruppen wie z.B. den Homosexuellen, den von der Zwangssterilisation auf Grund der Erbgesundheitsgesetzgebung Betroffenen und den allgemein als „Asoziale" verfolgten Randgruppen der Gesellschaft. Aus heutiger Sicht spricht vieles dafür, auch einen Straftäter wie Richard Kuczynski als Opfer des Nationalsozialismus zu sehen und seinen Namen z.B. in Gedenkbüchern oder auf Gedenktafeln aufzunehmen.

„Aus tausend Traurigkeiten zur Krippe gehn wir still …“
Das Kriegs-Erleben der Diakone des Brüderhauses Nazareth in Bethel, 1939–1945

Von Reinhard Neumann

Pastor Friedrich v. Bodelschwingh der Jüngere („Pastor Fritz“; 1877–1946), der seinem gleichnamigen „Vater Bodelschwingh“ (1831–1910) nach dessen Tod als Leiter der Betheler Gesamtanstalten gefolgt war, hielt am Heiligen Abend 1945, von schwerer Krankheit gezeichnet, in der durch Bombenabwürfe stark beschädigten Betheler Zionskirche die erste Christmette nach Ende des Zweiten Weltkriegs:

„Pastor Fritz“ v. Bodelschwingh (1877–1946) auf dem Betheler Sommerfest 1941 (Foto, auch alle folgenden: Archiv Stiftung Nazareth)

„Aus tausend Traurigkeiten zur Krippe gehn wir still. Das Kind der Ewigkeiten uns alle trösten will."[1]

Fritz v. Bodelschwingh verstarb am 4. Januar 1946. Die Eingangsworte seiner letzten Predigt beschrieben die tiefe Zäsur, die der Nationalsozialismus, der von Deutschland ausgelöste Zweite Weltkrieg und dessen Folgen für das innere und äußere Gefüge Bethels bedeuteten. Dieser gravierende Einschnitt in die bisherigen Verhältnisse betraf auch die Westfälische Diakonenanstalt und das Brüderhaus Nazareth.

1. Die Jahre von der NS-Machtübernahme am 30. Januar 1933 bis zum Kriegsbeginn am 1. September 1939

Blicken wir zum besseren Verständnis zurück in die Zeit wenige Monate nach der NS-Machtübernahme. Im Juni 1933 schrieb der Nazareth-Vorsteher Pastor Paul Tegtmeyer (1886–1967; im Amt von 1923–1954) an einen Nazarethdiakon, der in der Senne im Lager Staumühle den Betheler Freiwilligen Arbeitsdienst leitete:

„Die staatliche Führung wird allmählich manches anders machen, als Ihr es gewohnt seid. Das macht nichts. (...) Jeder von Euch muss seinen Dienst so ausrichten, dass es deutlich wird, Diakone sind Soldaten Jesu Christi. Unser Führer heißt Christus. Ihm allein sind wir zu unbedingtem Gehorsam verpflichtet, koste es, was es wolle. (...)"[2]

In den folgenden Monaten wurden die Diakone Nazareths durch den unermüdlichen Einsatz ihres Vorstehers von einer „Brüderschaft", also dem organisatorischen Zusammenschluss der Diakone (= Brüder), umgeformt zu einer geistlichen „Bruderschaft" mit einem gemeinsamen Bekenntnis unter der Leitung Paul Tegtmeyers als einem „geistlichen Hirten" und einem „von Gott bevollmächtigten Vorsteher". Diese nach den „Ordnungen Nazareths" gestaltete Bruderschaft umfasste als „Familienmodell Nazareth" auch die

1 Später sind diese Worte Fritz v. Bodelschwinghs, als Postkarte gedruckt, in tausendfacher Auflage durch den „Dankort", die Öffentlichkeitsarbeit der v. Bodelschwinghschen Anstalten, verbreitet worden.

2 Archiv der Stiftung Nazareth (im Folgenden AStN), ST-510, Tegtmeyer an Diakon Striedieck vom 1.6.1933. Hervorhebungen im Original. Zum Betheler Freiwilligen Arbeitsdienst von 1926 bis 1936 siehe: Reinhard Neumann, Der Betheler Freiwillige Arbeitsdienst, in: Matthias Benad/Hans-Walter Schmuhl, Bethel-Eckardtsheim. Von der Gründung der ersten deutschen Arbeiterkolonie bis zur Auflösung als Teilanstalt (1882–2001), Stuttgart 2006, S. 366–373.

Ehefrauen der Diakone und deren unmündige Kinder und ist schließlich im Juni 1934, unter dem immer stärker werdenden Außendruck des NS-Regimes, noch um ein Weiteres zur „Gottesfamilie Nazareth" erhöht worden. Seither hieß es im Einsegnungsgelübde der Diakone bei ihrer Einsegnung in das Diakonenamt:

> „Seid Ihr auch bereit, allem Eigenwillen zu entsagen und dem Vorstande des Brüderhauses Nazareth, das Euch nun als seine Söhne aufnimmt, und in der Gemeinschaft mit den Brüdern bis an Euer letztes Stündlein Eure Heimat sein will, pünktlich und willig gehorsam zu sein, soweit es nicht wider Gottes Wort ist?"[3]

Trotz dieses Versuchs einer inneren Abschottung des Brüderhauses wurde sehr bald deutlich, dass nach der Wiedereinführung der allgemeinen Wehrpflicht am 16. März 1935 auch in Bethel die jungen Brüder der Jahrgänge 1914 und 1915 im kommenden Sommer zur Musterung anstehen würden. Ab dem Spätherbst 1935 war in den Anstalten durch die zu erwartenden Einberufungen zum Wehr- und Arbeitsdienst ein „eklatanter Brüdermangel" zu erwarten, also eine Unterversorgung der Anstaltshäuser mit männlichem Pflege- und Erziehungspersonal. Allein für den Jahrgang 1915 war in Nazareth mit mindestens dreißig Rekrutierungen zu rechnen.[4] Zeitgleich, am 2. Oktober 1935, erreichte den Mediziner Werner Villinger, seit 1934 Chefarzt der Anstalt Bethel, die als „Geheime Kommandosache" eingestufte Beauftragung des zuständigen Wehrbezirkskommandos „mit den befohlenen Vorarbeiten für die Einrichtung eines Reserve-Lazaretts." Nach den Erfahrungen während des Ersten Weltkriegs, mit einem damaligen Lazarettbetrieb von 1700–2000 Betten, bot Bethel den zuständigen Militärdienststellen nunmehr abermals einen künftigen Lazarettbetrieb mit 2000 Plätzen an.[5]

3 Hauptarchiv der v. Bodelschwinghschen Stiftungen Bethel (im Folgenden HAB), Sign. 2, 23-6. Einsegnungsgelübde vom 21.4.1934. Zur Verstärkung des „Mutterhausgedankens" und der Entwicklung hin zur „Gottesfamilie Nazareth" seit 1934 siehe: Reinhard Neumann, Die Westfälische Diakonenanstalt Nazareth 1914–1954, Jahrzehnte der Krise, Bielefeld 2010 (im Folgenden: Neumann, Nazareth).

4 „Wochenbericht" vom 25.6.1935. Die „Wochenberichte" waren bis 1942 das regelmäßig erscheinende Mitteilungsblatt der Bruderschaft Nazareth.

5 Kerstin Stockhecke, "Kriegsdienst der Anstaltsgemeinde". Das Reservelazarett in den v. Bodelschwinghschen Anstalten Bethel im Zweiten Weltkrieg, in: Bernd Hey (Hg.), Kirche in der Kriegszeit 1939–1945, Bielefeld 2005, S. 79–99. Siehe dazu auch: Karsten Wilke, Das Lazarettwesen in Bethel während des Ersten und des Zweiten Weltkriegs. Das Krankenhaus Gilead im Dienste der Kriegführung, in: Kerstin Stockhecke u. Hans-Walter Schmuhl (Hgg.), Von Anfang an evangelisch. Geschichte des Krankenhauses Gilead in Bielefeld, Bielefeld 2013, S. 293–308.

1937: Krankenpflegeausbildung mit der „Volksgasmaske"

Zu diesem Zeitpunkt war es den Verantwortlichen in Bethel gleichfalls klar, dass die deutsche Aufrüstung und die Wiedereinführung der allgemeinen Wehrpflicht als fast zwangsläufige Konsequenz ebenfalls eine „Militarisierung" des zivilen Lebens im Deutschen Reich zur Folge haben dürfte. Und genau so war ihnen deutlich geworden, dass im Falle eines künftigen Krieges die Diakone Nazareths als ausgebildete Krankenpfleger, wie während des Ersten Weltkrieges, mit ihren unverzüglichen Einberufungen zu rechnen haben würden. Traditionell stellten die Diakone jedoch in Bethel, neben den dort beschäftigten Handwerkern, aus ihren Reihen die meisten Mitglieder der Freiwilligen Feuerwehr. Um einem im eventuellen Kriegsfall entstehenden Personalmangel innerhalb der Anstaltsfeuerwehr begegnen zu können, wurde deshalb in Bethel seit Juli 1936 in einem jeweils einwöchigen Kursus im Rahmen des „Reichsluftschutzes" unter Leitung des Nazarethdiakons Wilhelm Grimme, des Leiters der Betheler Feuerwehr, mit der Ausbildung junger Schwestern und Schwesternschülerinnen der Westfälischen Diakonissenanstalt Sarepta zu Feuerwehrfrauen begonnen. Als weitere Folge der ganz offensichtlichen nationalsozialistischen Kriegsvorbereitungen erhielten seit 1938 zudem erste Sarepta-Schwestern einen „Stellungsbefehl für den Kriegsfall", um dann wiederum, wie schon 1914/1918, in den Lazaretten Dienst zu tun.[6]

6 Reinhard Neumann, Ein historischer Überblick über die Entwicklung Sareptas, in: Elke Prestin (Hg.), Weg und Wandel der Sarepta Schwesternschaft, erscheint 2015 (im Folgenden: Neumann, Sarepta). Zu den Ereignissen in Nazareth während des Ersten Welt-

Ein Jahr später, im August 1939, war in Bethel der bevorstehende Kriegsbeginn offensichtlich geworden. Der Nazarethvorsteher Tegtmeyer wusste um die Rolle, die den Anstalten dabei zugedacht worden war:

„Wir sind hier in einem völligen Umbruch der Arbeit und der Verhältnisse begriffen. Seit gestern arbeitet eine große Ärzte-Kommission hier in der Anstalt. Die Umstellung der Häuser in Lazarette ist bereits angefangen. Morgen erwarten wir eine größere Abteilung von Sanitätssoldaten, die die Umstellung mit größter Beschleunigung vornimmt. Bethel-Sarepta-Nazareth müssen 2000 Betten für Lazarettzwecke zur Verfügung stellen. Trotzdem gehen die Einziehungen der Brüder ihren schnellen Lauf. Das Pflegehaus Morija wird gestern und heute fünf Brüder los. Auf dem Homberghof ist die Hausmutter allein mit 60 Fürsorgejungens. In den Einrichtungen im Freistätter Moor sind zwei Häuser nur noch mit dem Hausvater und je einem Bruder besetzt bei großer Überbelegung. (...) So könnte ich in langer Reihe fortfahren. Daraus sehen Sie, wie unendlich schwierig die Lage bei ungezählten Brüdern und Hausvätern geworden ist."[7]

Der für die Ausbildung der jungen Diakone zuständige Brüderpfarrer Robert Frick formulierte am 29. August 1939 den letzten Wochenbericht der Friedenszeit. Der Ernst der eingetretenen Situation war deutlich geworden:

„Liebe Brüder! Der Wochenbericht war schon für den Druck fertig, als die politische Lage sich so entscheidend zuspitzte. Nun gehen unsere sorgenden und hoffenden Gedanken wohl alle den gleichen Weg. Wir wollen Gott den Herrn bitten, dass uns doch noch der Frieden erhalten bleibe. (...) Zahlreich sind bereits die Einberufungen, das bedeutet für die Zurückbleibenden wiederum vermehrte Arbeit! Alle Urlauber werden ja zurück sein, sonst müssen sie sofort heimkommen! Die pensionierten Brüder haben sich zum Teil schon freundlich bereiterklärt, in die Lücken zu springen – wir werden von diesem Angebot noch weitgehenden Gebrauch machen müssen."[8]

---

kriegs siehe: Reinhard Neumann, „Gott mit uns". Das Kriegs-Erleben der Diakone des Brüderhauses Nazareth in Bethel, 1914–1918, in: 99. Jahresbericht des Historischen Vereins für die Grafschaft Ravensberg (JBHVR), Jahrgang 2014, S. 79–106.

7 AStN-ST-170, Tegtmeyer an Diakon Ihrig vom 28.8.1939.

8 „Wochenbericht" vom 29.8.1939.

Pastor Paul Tegtmeyer (1886-1967), Vorsteher der Westfälischen Diakonenanstalt und des Brüderhauses Nazareth von 1923 bis 1954

2. 1939 – Das erste Kriegsjahr

Wenige Tage nach Kriegsausbruch, am 6. September 1939, verfasste der Vorsteher Tegtmeyer ein Schreiben „an die jungen Brüderfrauen des Brüderhauses". Nunmehr wurde ihre direkte und aktive Teilnahme innerhalb der „Gottesfamilie" eingefordert. Tegtmeyer schrieb gezielt an die Adresse der jungen Brüderfrauen, deren Männer in den Krieg eingezogen worden waren, und appellierte an deren Bereitschaft zur tätigen Mithilfe im Anstaltsgefüge:

> „Der Kriegsausbruch hat die Gesamtanstalten vor eine gewaltige Veränderung der Lage gestellt. 2.200 Betten für verwundete Soldaten müssen in diesen Wochen bereitgestellt werden. Unsere Kranken müssen auf die Außenstationen geschoben werden, damit für das Lazarett der Platz frei wird. Dazu kommen die Einberufungen, die im Augenblick über neunzig Brüder bereits fortgeführt haben. In den nächsten Wochen wird diese Zahl sich ständig mehren. In dieser Notzeit bedürfen wir auch des Ein-

satzes unserer Frauen. (...) Wir bedürfen ihrer Hilfe in unseren Häusern. Selbstverständlich können und müssen die kleinen Kinder mitgenommen werden in das Haus, in dem man arbeitet. Das Zunächst-Gegebene ist, dass Brüderfrauen in dem Haus mitarbeiten, in dem ihr Mann bereits als Bruder seinen Dienst tut. (...)"[9]

Die Vorstellungen Tegtmeyers zum Einsatz der jungen Brüderfrauen in den Anstaltshäusern gingen jedoch noch weiter. Bewusst brachte er als Gegensatz zur Arbeit in den Betheler Pflegehäusern eine mögliche Dienstverpflichtung in die Rüstungsbetriebe ins Spiel, ein Szenario, dass durch die Kriegssituation durchaus zu einer realen Vorstellung geworden war. Beispiele aus den Jahren des Ersten Weltkriegs dürften dabei noch mancher Leserin seines Schreibens aus dem eigenen Familienkreis in Erinnerung gewesen sein. Tatsächlich beklagte das Arbeitsamt Bielefeld schon 1938 und erst recht nach Kriegsausbruch einen großen Mangel an weiblichen Arbeitskräften. In Bielefeld arbeiteten Frauen vornehmlich in der Textil- und Bekleidungsindustrie, einem Produktionszweig, der im weiteren Kriegsverlauf als kriegswichtig eingestuft werden sollte. Hinzu kam ab etwa 1940 die immer größere Nachfrage nach weiblichen Arbeitskräften in der Rüstungsindustrie.[10] Als Alternative wurde von Tegtmeyer der Dienst in den Betheler Anstalten herausgestellt:

„Es beginnen bereits die Einberufungen von Frauen in Kriegsbetriebe. Die Munitionsherstellung wird nicht nur Männerfäuste, sondern auch viele Frauenhände beanspruchen. (...) Überall, wo unsere jungen Brüderfrauen in unseren Anstaltshäusern zur Mitarbeit angetreten sind, handelt es sich um kriegswichtige Betriebe. Wir werden also diejenigen Frauen, die unverzüglich sich in die Mitarbeit einstellen, gegebenenfalls für den Dienst in den Anstalten reklamieren können. Wo jedoch eine solche Beschäftigung nicht vorliegt, werden wir kaum zu Reklamationen in der Lage sein."[11]

9 AStN-09-138, Akte Freistatt II, Tegtmeyer an die jungen Brüderfrauen vom 6.9.1939.

10 Schon 1933 lag die Erwerbsarbeit von Frauen im Bereich Industrie und Handwerk in Bielefeld mit 52 % deutlich höher als im übrigen Deutschen Reich (24 %). Zum Thema Bielefelder Frauen für die Kriegsarbeit im Zweiten Weltkrieg siehe insbes.: Birgit Schepers, „Das Fluidum des Weiblichen" und die „Waffenschmieden". Die Mobilisierung Bielefelder Frauen für die Kriegsarbeit im Zweiten Weltkrieg, in: 90. JBHVR 2005, S. 139 ff.

11 AStN-09-138, Tegtmeyer an die jungen Brüderfrauen vom 6.9.1939.

Im September 1939 erschienen in den „Wochenberichten" die ersten Nachrichten über im Krieg gefallene Angehörige Nazareths. Der „Blitzkrieg" in Polen hatte drei jungen Männern, den Diakonenschüler Emil Nüßle schon am 3. September 1939, den Diakonensohn Siegfried Grimme und den jungen Bruder Werner Leib am 14. September 1939 das Leben gekostet.[12] Zugleich wurden in den „Wochenberichten" von nun an regelmäßig Auszüge „aus Briefen unserer Brüder im Felde" abgedruckt. Vor allem die Berichte eines Bruders, der als Küster und Diakon einem evangelischen Divisionspfarrer zugeteilt worden war, nahmen dabei in den nächsten Monaten breiten Raum ein.[13]

Auch die Verbands-Publikationen der Inneren Mission berichteten, ähnlich wie schon zwischen 1914 und 1918, über die Situation in den einzelnen deutschen Brüderhäusern. Tegtmeyer ging in seinem Bericht aus dem Brüderhaus Nazareth zunächst auf die Lage in Bethel selbst ein. Zwanzig Diakone taten mittlerweile allein im Reservelazarett Bielefeld-Bethel des Roten Kreuzes ihren Dienst. Über einhundert Brüder waren inzwischen zur Wehrmacht eingezogen worden. Ferner berichtete Tegtmeyer über das Schicksal derjenigen Diakone, die sich mit ihren Familien bei Kriegsausbruch im nunmehr feindlichen Ausland befunden hatten.

Den in London, im dortigen Deutschen Waisenhaus und in der Deutschen Seemannsmission tätigen Brüdern war mit ihren Familien im letzten Augenblick die Rückkehr nach Deutschland gelungen. Auch elf Nazarethdiakone und ihre Angehörigen, die bisher in Palästina, im Syrischen Waisenhaus und im Johanniter-Hospiz in Jerusalem, beschäftigt waren, gelangten auf abenteuerliche und dramatische Art mit einem neutralen Dampfer nach Griechenland und von dort auf dem Landweg nach Deutschland. Die in Ostafrika tätigen Brüder hingegen waren, soweit sie sich noch im wehrpflichtigen Alter befanden, bereits bei Kriegsausbruch interniert worden. Von der Internierung auch der übrigen Deutschen im britischen Mandatsgebiet Ostafrika war jederzeit auszugehen.[14]

Die kriegsbedingten Veränderungen betrafen schon nach wenigen Wochen sämtliche Bereiche des Betheler Anstaltslebens. Ende Oktober 1939

12 Wochenbericht vom 1.1.1940.

13 Wochenberichte vom 26.9.1939 und 17.10.1939.

14 AStN-04-106, „Bericht für die Innere Mission aus dem Brüderhaus Nazareth" vom 11.9.1939.

begann die Hauptkanzlei damit, die Lazarettseelsorge der in immer größerer Zahl in Bethel eintreffenden kranken und verwundeten Soldaten zu koordinieren, soweit sie die in den Anstalten tätigen Pastoren betraf – oder, wie es zeitgenössisch formuliert wurde, „eine stärkere Verschiebung der Kräfte in der Lazarettseelsorge vorzunehmen."[15] Für das alltägliche Leben in Bethel bedeuteten diese Verschiebungen, dass die „Gemeinde der Kranken" nicht nur durch die allgemeine Unruhe belastet wurde, die ein vielhundertköpfiger Lazarettbetrieb zwangsläufig mit sich bringen musste. Oftmals wurden auch mitunter jahrzehntelang bestehende, seelsorgerliche Kontakte zwischen den Hauspastoren und den Bewohnern abrupt abgebrochen. Auch die persönlichen Beziehungen zwischen den Bewohnern, die oft jahrzehntelang gewachsenen „Hausgemeinschaften", waren natürlich davon betroffen. Paul Tegtmeyer und weitere Betheler Pastoren wurden zu offiziellen Wehrmachts-Lazarettseelsorgern bestellt, ein Umstand, der in der letzten Kriegsphase noch einige Bedeutung erlangen sollte.

Die alltäglichen Belastungen Bethels durch den Beginn des Lazarettbetriebs veranschaulicht ein Brief Tegtmeyers vom Ende Oktober 1939. In einer einzigen Nacht waren durch einen Lazarettzug über fünfhundert verwundete Soldaten nach Bethel gekommen. Die Gesamtbelegung des Lazaretts erhöhte sich dadurch innerhalb eines einzigen Tages von knapp 300 wortwörtlich „über Nacht" auf 800 kranke und verwundete Soldaten, die es zu versorgen und zu pflegen galt:

> „Wir in Nazareth haben als besonderen Auftrag die Pflege der geisteskranken und nervenkranken Soldaten; zum Teil handelt es sich um sehr schwierige Fälle. In Gute Hoffnung sind Soldaten untergebracht, die über Lungen- und Rippenfellentzündung Tuberkolose bekommen haben; auch da gibt es manchen Elenden. So wächst die Kriegsarbeit schnell in ein großes Ausmaß hinein. Dabei haben wir keinen einzigen unserer vielen tausend Kranken entlassen. 108 Brüder stehen draußen im Heeresdienst. Sie können sich denken, wieviel Nöte, Schwierigkeiten und Sorgen es jeden Tag gibt, um all den Anforderungen einigermaßen gerecht zu werden. Die Mitarbeiternot steigt ins Ungemessene."[16]

Wie sehr die alltägliche Repression des NS-Regimes das Leben der Diakone in den Betheler Einrichtungen beeinflusste, vor allem, wenn sie sich nicht

15 AStN-04-004, Kähler/Hauptkanzlei an Tegtmeyer vom 31.10.1939.

16 AStN-ST-111, Tegtmeyer an Diakon St. vom 28.10.1939.

systemkonform verhielten, verdeutlichen die Erinnerungen eines Diakons, der 1939/40 in der „Waldmühle" (Haus Burgwald) bei Nieder-Ramstadt tätig war. Dort waren schon vor Kriegsbeginn verborgene CVJM-Tagungen und Freizeiten abgehalten worden:

> „Im Herbst 1939 meldete sich ein arbeitssuchender Mann bei uns. Die Innere Mission hatte mir sehr vorsichtig einen kleinen Wink gegeben. Recht bald merkte ich, dass er aus dem KZ entkommen war. Es war ein Rechtsanwalt Dr. Schweigert aus München. Ich habe ihn behalten, ohne nach irgendwelchen Dingen zu fragen, damit ich mich später irgendwann nicht nur dumm zu stellen brauchte. Doch nach einiger Zeit, nachdem er Vertrauen gefasst hatte, hat er mir viel erzählt aus dem KZ. Er wurde nicht polizeilich gemeldet. Für den Garten und bei allen vorkommenden Arbeiten war er mir eine gute Hilfe. Im Sommer 1940 hatte ihn die Gestapo entdeckt. Ich wurde verhört und das ganze Haus besichtigt. Vor einem einzigen Hitlerbild, das im Verborgenen hing mit gesprungenem Glas und Rahmen, verweilten sie längere Zeit, und einer machte die Bemerkung: Seht, hier habt Ihr alles. Sie gingen ohne sonstigen Kommentar und ließen mich über die Folgen völlig im unklaren. Am anderen Tag verschwand Herr Dr. Schweigert. Er war plötzlich nicht mehr aufzutreiben. Wir haben nie mehr etwas von ihm gehört. Ich bekam am dritten Tag danach meine sofortige Einberufung zum Militär. Es war am 3. Juli 1940."[17]

3. 1940/1941 – Bombenabwürfe auf das Betheler Anstaltsgelände

Ab dem Frühjahr 1940 mehrten sich in den Berichten des Nazarethvorstehers Tegtmeyer die Schilderungen über Bombenangriffe britischer Flugzeuge. Bethel selbst blieb zunächst verschont. So schrieb Tegtmeyer im Mai 1940 von den Zerstörungen, die englische Bomben in der Nähe von Minden angerichtet hatten.[18] Ende Juli 1940 berichtete er in einem Brief an seinen Schwager, Pastor Immer in Emden (eine Stadt, die aufgrund ihrer

17 AStN-CH-069, Diakon Wilhelm Schweppe: „Lebensbericht eines Diakons", masch. schriftl. Manuskript, undat. Zur Geschichte der Einrichtung siehe: Bärbel Bitter, Entscheidung für das Leben. Seit 1902 Hilfe für suchtkranke Menschen in Haus Burgwald, Mühltal 2002, insbes. das Kapitel „Die Weltkriege", S. 60 ff.

18 AStN-07-004, Tegtmeyer an Pastor B. in Schnathorst vom 22.5.1940.

strategischen Situation und ihrer kriegswirtschaftlichen Bedeutung als Seehafen selbst unter starken Bombardierungen durch britische Luftstreitkräfte zu leiden hatte):

„In der vorletzten Nacht war ich mit Maria [seiner Ehefrau; R.N.] im Heimathof, wo ich am Sonntag Dienst hatte. In der Nacht vom Sonnabend auf Sonntag waren wir zweieinhalb Stunden alarmiert und konnten die Luftkämpfe zwischen Flugzeugen und unserer Flak von Bielefeld bis Paderborn und von Detmold bis Gütersloh beobachten. In der letzten Nacht saßen wir hier in Bethel und in Eckardtsheim drei Stunden im Keller, während die Flak mit erheblichem Spektakel schoss und etliche Bomben in einiger Entfernung von uns niedergingen. (...)"[19]

Einen Monat zuvor, im Juni 1940, waren die ersten Bomben auf Bielefeld gefallen.[20] In der Nacht zum 19. September 1940 wurden die v. Bodelschwinghschen Anstalten in Bethel erstmals von Bombenabwürfen britischer Flugzeuge betroffen. Elf weitere Angriffe sollten im Verlauf des Krieges folgen. Gerade diese erste Bombardierung der Betheler Anstalten wurde schon wenige Tage nach den schrecklichen Geschehnissen in der Propaganda herausgestellt. Auch die v. Bodelschwinghschen Anstalten selbst bemühten sich, die Aufmerksamkeit der deutschen und der internationalen Presse auf die Ereignisse in den Bombennächten zu lenken, nämlich auf einen offensichtlich Kriegs- und völkerrechtswidrigen Angriff auf Einrichtungen der Krankenpflege, die unter dem Schutz der Genfer Konvention standen.

An diesem 19. September 1940 warf vermutlich ein einzelnes britisches Flugzeug über dem Anstaltsgelände in Bethel eine Reihe von acht Bomben ab. Am 20. September 1940 wurde unter der Überschrift „Mord, Schändung, Zerstörung" von der deutschen Tagespresse eine offizielle Meldung verbreitet:

„In der Nacht zum Donnerstag um 0.40 Uhr überflogen die Engländer das Gebiet der Anstalt Bethel, welches zur Zeit als Reservelazarett eingerichtet und belegt ist, und warfen im Reihenwurf acht Sprengbomben teils schwereren Kalibers ab. (...) Dadurch wurde ein Schlafsaal mit 15 Kindern im Alter von neun bis achtzehn Jahren getroffen und völlig zerstört. Fünf der weiblichen Pfleglinge waren sofort tot. Die anderen waren alle teils leichter, teils schwerer verletzt. Zwei von ihnen starben

19 Ebd., Tegtmeyer an seinen Schwager, P. Hermann Immer, in Emden vom 22.7.1940.

20 Zu Situation in der Stadt Bielefeld zwischen 1933 und 1945 siehe insbesondere: Reinhard Vogelsang, Geschichte der Stadt Bielefeld, Band III: Von der Novemberrevolution 1918 bis zum Ende des 20. Jahrhunderts; darin den Abschnitt II: „Die Zeit des Nationalsozialismus", S. 163–326.

nach ihrer Einlieferung ins Krankenhaus, zwei weitere schweben noch in Lebensgefahr (inzwischen sind auch diese ihren Verletzungen erlegen; die Schriftl.). Diese epileptischen Kinder befanden sich noch in ihren Betten, weil sie zum größten Teil völlig hilflos waren."[21]

Die Meldungen betonten vor allem den Umstand, dass Bethel in seiner Gesamtheit seit der Gründung der Anstalten ausschließlich dem Zweck der Krankenpflege diente und dieser Sachverhalt weltweit bekannt sei. Der erste Bombenabwurf auf Bethel wurde im „Wochenbericht" Nazareths ausführlich gewürdigt. Doch wurde dabei auch die besondere Rolle des Bombenangriffs für das Verhältnis der Bruderschaft betont:

„Denn in dieser Zeit der Gefährdung spürt man besonders, was Bruderschaft ist. Wir sind wohl ärmer geworden durch die Opfer, und doch zugleich reicher; denn jeder wird sich verpflichtet fühlen, noch fester und gewissenhafter zum Brüderhaus und zur Arbeit zu stehen."[22]

Die NS-Propaganda nutzte die Gelegenheit für ihre Zwecke. Wenige Stunden nach dem Bombenabwurf besuchten ausländische Pressevertreter aus neutralen Staaten und aus Ländern, die mit dem Deutschen Reich verbündet waren, die v. Bodelschwinghschen Anstalten Bethel. Die „Westfälischen Neuesten Nachrichten" meldeten dies am 20. September 1940 mit der Schlagzeile „Ausländer sahen die Unheilstätte – Presse- und Rundfunkvertreter in Bethel".[23] Die offizielle Kriegschronik der Stadt Bielefeld, geführt von Dr. Schoneweg, bis zum Kriegsausbruch Direktor des städtischen Museums, bediente sich in der Darstellung der Ereignisse durchgängig der zeitgenössischen Terminologie. Dem Abwurf der britischen Bomben wurden darin vierundzwanzig Seiten gewidmet: „Kindersärge klagen England an – Eine stumme, aber unerbittliche Anklage gegen Churchill – Feiger Bombenangriff auf das Dorf der Barmherzigkeit – Eine stumme, aber furchtbare Anklage gegen die englischen Kriegsverbrecher – Bombeneinschlag zwischen Krankenhäusern." Dem Betrachter präsentiert das Werk Schonewegs neben etlichen weiteren Aufnahmen zwei Photographien mit der Beschriftung „Kinderleiche im Schlafsaal von Klein-Bethel."[24]

Der amerikanische Pressekorrespondent William S. Shirer gehörte zu denjenigen Berichterstattern, die auf persönlichen Befehl des Propaganda-

21 Westfälische Neueste Nachrichten vom 20.9.1940; im Stadtarchiv Bielefeld, Kriegschronik.

22 „Wochenbericht" vom 24.9.1940.

23 Der Besuch dieser ausländischen Pressedelegationen wurde auch in einem Film dokumentiert, der im Film-Archiv des Dankortes erhalten geblieben ist.

24 Stadtarchiv Bielefeld, Kriegschronik.

Das am 31. März 1941 zerstörte Pflegehaus Horeb

ministers Goebbels in Bussen von Berlin aus nach Bethel chauffiert worden waren. Nach diesem Besuch notierte Shirer mit Datum vom 19. September 1940 in seinem Tagebuch:

> „Seit Kriegsbeginn hat die deutsche Presse nicht so schwere Geschütze gegen die Briten aufgefahren wie heute. Danach ist gestern die Bodelschwinghsche Anstalt für geistig zurückgebliebene Kinder in Bethel im westlichen Deutschland bombardiert worden, neun Kinder sollen getötet, zwölf verwundet worden sein."[25]

Ein zweiter Bombenabwurf auf Bethel ereignete sich am 31. März 1941. Die Anstaltsleitung verfasste darüber einen Bericht, der über das Reichspropagandaministerium am 10. April 1941 verbreitet wurde:

> „Der erneute Fliegerangriff auf die Bethelanstalten in der Nacht vom 31. März zum 1. April 1941: Nachdem erst vor wenigen Monaten englische Flieger ihre Bomben auf Bethel abgeworfen haben, wurden unsere Bethelanstalten in der Nacht vom 31. März zum 1. April erneut von einem

25 William S. Shirer, Berliner Tagebuch, Aufzeichnungen 1934-1941, Leipzig/Weimar 1991, S. 479.

heimtückischen englischen Fliegerangriff heimgesucht. Unsere Anstalten sind auch in England nicht unbekannt. Nicht nur englische Geistliche, sondern auch englische Minister und andere führende Persönlichkeiten haben unsere Anstalten wiederholt besucht. Man ist also in England sehr genau darüber unterrichtet, dass man hier keinerlei kriegswichtige oder gar militärische Ziele trifft, wenn man ausgerechnet auf unsere Krankenhäuser und wehrlosen Kranken und Kinder die schweren Spreng- und Brandbomben abwirft. Die Tat ist umso ruchloser, als alle Anzeichen darauf hindeuten, dass sie wohl vorbereitet war. Die Nacht war, wie damals im September 1940, mondhell und sternenklar. Außerdem standen einige Leuchtkugeln am Horizont, so dass die Schutzzeichen der zahlreichen roten Kreuze auf den Dächern und Fluren nicht übersehen werden konnten. Das Flugzeug (...) warf eine Reihe von Bomben vom Pflegehaus Horeb bis hin zum Altersheim Haus Runge. Das Pflegehaus Horeb wurde von zwei Volltreffern schwer beschädigt. Die feindlichen Geschosse trafen die beiden oberen Schlafsäle und rafften 18 unserer frischesten Kranken in den Tod. Der Nazarethbruder Köhling war in diesem Augenblick bei seinen Kranken, um sie in den Keller zu bringen, und kam im Dienst gemeinsam mit ihnen um."[26]

In der offiziellen Kriegschronik der Stadt Bielefeld wurden diesem zweiten Angriff auf Bethel lediglich noch sieben Seiten gewidmet. Die Tagespresse titelte danach: „Auch diese Toten werden gerächt! Würdige Trauerfeier für die Opfer des britischen Mordanschlags."[27] Im weiteren Verlauf des Krieges wurden die Anstaltseinrichtungen noch wiederholt von Angriffen betroffen, die erneut Verluste an Menschenleben und erhebliche Zerstörungen an Gebäuden und Einrichtungen mit sich brachten. Auf die Zerstörung des Mutterhauses Sarepta wird im Folgenden noch genauer eingegangen.

4. 1940/1941 – Nazareth inmitten der Bedrohung durch die „Euthanasie"

Zeitgleich mit den Abwürfen der ersten britischen Bomben auf Bethel fand im Deutschen Reich die so genannte „Euthanasie"-Aktion statt. Am 21. September 1940 hielt Shirer in diesem Tagebuch seine ersten nebulösen und zum Teil recht ungenauen Informationen über den Beginn der „Euthanasie"-

26 AStN-01-381. Maschinenschriftliches Manuskript vom 10.4.1941.

27 Westfälische Neueste Nachrichten vom 7.4.1941; im Stadtarchiv Bielefeld, Kriegschronik.

Morde im Deutschen Reich fest. Dennoch belegen seine privaten Einträge, in wieweit Gerüchte über die Ermordung behinderter Menschen auf Veranlassung der NS-Führung zu diesem Zeitpunkt schon in der Öffentlichkeit kolportiert worden waren:

„Heute kam X in mein Hotelzimmer im Adlon und nachdem wir den Telefonstecker herausgezogen und uns überzeugt hatten, dass niemand an der Verbindungstür zum Nebenzimmer lauschte, erzählte er mir die folgende schlimme Geschichte. Er sagt, die Gestapo sei gegenwärtig dabei, alle geistig Behinderten und Kranken im Reich systematisch zu beseitigen. Die Nazis nennen das Gnadentod. Er verweist darauf, dass vor einigen Tagen Pastor Bodelschwingh verhaftet wurde, der ein großes Heim für gestörte Kinder in Bethel leitet. Der Grund: er hatte sich geweigert, einige seiner ernsteren Fälle der Geheimpolizei zu überlassen. Kurz danach wird seine Anstalt bombardiert. Von den Briten. Muss dieser Geschichte nachgehen."[28]

Schon zuvor, am 16. Juni 1940 hatte der Nazarethvorsteher Paul Tegtmeyer einen Brief des Diakons Robert Kunert erhalten, der in der Pflegeanstalt Rommelshausen in Württemberg tätig war, einer Zweigeinrichtung der Heil- und Pflegeanstalt für „Schwachsinnige" und „Epileptische" in Stetten bei Waiblingen:

„In unserer Anstalt haben wir vor kurzem einen ganz schmerzhaften Verlust dadurch bekommen, dass uns 70 Personen von unsern Kranken genommen wurden, über deren Verbleib wir nichts erfahren können und auch nicht nachdenken sollen. Es ist schon merkwürdig über den Pflegebefohlenen, der uns von den Eltern anvertraut wurde, keinerlei Auskunft zu geben, nur weil da ein Weg beschritten wird, der der Öffentlichkeit nicht bekannt werden soll. Das nationalsozialistische Handeln soll doch stets vor dem Volke geschehen! Da sollten wir doch auch wenigstens wahrheitsgemäß über den Verbleib unserer Kranken nicht in Unklarheit gelassen werden. Der Mensch ist doch kein Ochs, der keinen Verstand hat, also muss er sich schon Gedanken machen, wohin seine Pflegebefohlenen wandern."[29]

Umgehend ließ Tegtmeyer diesen Brief Fritz v. Bodelschwingh zugehen. Dieses Schreiben Kunerts gehörte zu den Nachrichten, durch die Berichte über die Vorkommnisse vor allem in süddeutschen Heil- und Pflegeeinrichtungen nach Bethel gelangten.

28 Ebd., S. 482.

29 AStN-PA- 2046, Kunert an Tegtmeyer vom 16.6.1940.

Kenntnisse über die zunächst völlig nebulös erscheinenden staatlichen Anordnungen erlangten v. Bodelschwingh und andere Verantwortliche der Inneren Mission jedoch schon früher. Im Herbst 1939 hatte Pastor Paul Gerhard Braune, Leiter der mit Bethel organisatorisch eng verbundenen Hoffnungstaler Anstalten in Lobetal bei Bernau und Vizepräsident des Centralausschusses für die Innere Mission, ein Rundschreiben des Reichsministeriums des Inneren und Meldebögen zugeschickt bekommen, deren Ausfüllung „im Hinblick auf die Notwendigkeit planwirtschaftlicher Erfassung der Heil- und Pflegeanstalten" für notwendig erklärt wurde. In der irrigen Annahme, dass es sich dabei um statistische Erhebungen zum Zweck der Erarbeitung eines seit Jahrzehnten in der Diskussion befindlichen Bewahrungsgesetzes handelte, waren diese Meldungen zunächst bedenkenlos ausgefüllt worden. Auf eine Anfrage beim zuständigen Sachbearbeiter im Reichsinnenministerium hatte Braune die Auskunft erhalten, dass es sich um „rein statistische Erhebungen" handele.

Ab dem Januar 1940 erfolgten auf Anordnung der Reichsverteidigungskommissare Verlegungen von Patienten aus Anstalten und Heimen in Pommern, Brandenburg-Berlin, Sachsen, Württemberg und Hamburg. Diese Maßnahmen wurden zumeist ohne die Benachrichtigung der Angehörigen durchgeführt. Kurze Zeit danach häuften sich in auffälligem Maß die Todesnachrichten über davon betroffene Personen. Im Centralausschuss für die Innere Mission wurde beschlossen, vor allem nach besorgniserregenden Berichten des württembergischen Landesverbandes vom Ende März 1940, dass Paul Gerhard Braune den Meldungen nachgehen sollte.

Braune erlangte bald Gewissheit über die tatsächlichen Vorgänge. Mit dem gesammelten Material besuchte er Prof. Karl Bonhoeffer, bis 1938 Ordinarius an der Berliner Charité, Vater von Dietrich Bonhoeffer, und dessen ehemaligen Assistenten Dr. Heinrich Schulte, Leiter des Berliner Sanatoriums Waldhaus, die ihm offenbar aus eigener Kenntnis seine Befürchtungen wegen der Krankenmorde bestätigten. Am 9. Mai 1940 sprach Braune im Oberkommando der Wehrmacht mit Hans von Dohnanyi, dem Schwager von Dietrich Bonhoeffer. Dohnanyi sagte zu, wegen dieser nunmehr ganz offensichtlichen Ereignisse Kontakt mit dem Reichsjustizminister Gürtner und dem preußischen Finanzminister Popitz herzustellen. Popitz war schon zuvor durch einen Besuch Braunes und v. Bodelschwinghs informiert worden.[30]

30 Uwe Kaminsky, „Wer ist gemeinschaftsunfähig?" Paul Gerhard Braune, die Rassenhygiene und die NS-Euthanasie, in: Jan Cantow/Jochen-Christoph Kaiser (Hgg.), Paul Ger-

Am 11. Mai 1940 (dem Pfingstsonnabend) sollten im Heim „Gottesschutz" in Erkner unweit von Berlin 25 Bewohnerinnen durch einen Transport der „Gemeinnützigen Kranken-Transport GmbH." abgeholt werden. Die betreffenden Verlegungslisten waren vom zuständigen Oberpräsidenten schon am 25. April 1940 zugestellt worden. Der verantwortliche Transportleiter erschien jedoch schon einen Tag früher. Braune schrieb darüber an v. Bodelschwingh:

> „Da wir nichts vorbereitet hatten, habe ich ihn unverrichteter Sache auf telefonische Verhandlung hin abziehen lassen. Es hat den Anschein, als ob der Transportleiter von sich aus eingelenkt hat, um uns Gelegenheit zu geben, die Mädchen stillschweigend hierzubehalten, ohne dass eine offizielle Rücknahme der Anordnung erfolgt ist. So glaube ich heute erreicht zu haben, dass der Abtransport der Mädchen an unserem Widerstand gescheitert ist und alle dort bleiben. (...)"[31]

In den folgenden Wochen wurde weiteres Material zusammengetragen. v. Bodelschwingh und Braune besuchten fortwährend verschiedene ihnen bekannte Repräsentanten des Staates, unter anderem Prof. Matthias Heinrich Göring, den Leiter des Instituts für Psychologische Forschung und Psychotherapie, zudem ein Vetter zweiten Grades des „Reichsmarschalls". Auch Reichsjustizminister Gürtner, der sich ganz ahnungslos gab, wurde von ihnen am 12. Juni 1940 aufgesucht. Informationen gelangten auch an das Reichskirchenministerium, das Reichsinnenministerium und die Reichskanzlei. Zwischen dem 4. und dem 19. Juli 1940 wurde das gesammelte Material von Braune zu einer Denkschrift zusammengestellt.

Am 10. Juli 1940 trafen sich v. Bodelschwingh und Braune im Reichsinnenministerium mit Ministerialrat Herbert Linden und dem Leiter der Hauptabteilung II der Kanzlei des Führers, Viktor Brack. Nach anfänglichem Leugnen gaben Linden und Brack die Krankenmorde zu und begründeten diese mit den Kriegsnotwendigkeiten. Auch diese Informationen fanden Eingang in das von Braune konzipierte Begleitschreiben, das zusammen mit einem Exemplar der Denkschrift am folgenden Tag der Leitung der Deutschen Evangelischen Kirche (DEK) übergeben wurde. Von hier wurde die Denkschrift mit einem distanzierenden Anschreiben an Reichskanzleichef Hans Heinrich Lammers weitergesandt.

---

hard Braune, Stuttgart 2005, insbes. S. 122 ff. Zu den Vorgängen um die „Euthanasie"-Morde in Bethel siehe insbesondere: Anneliese Hochmuth, Spurensuche. Eugenik, Sterilisation, Patientenmorde und die v. Bodelschwinghschen Anstalten Bethel 1929–1945; Bielefeld 1997.

31 HAB, Bestand 2, 39-187, Braune an v. Bodelschwingh vom 10.5.1940.

Am 17. Juli 1940 teilte Bodelschwingh dem Ministerialrat Linden schriftlich seine Weigerung zur Ausfüllung der Fragebögen für die Betheler Anstalten mit und informierte zugleich den zuständigen Mindener Regierungspräsidenten, Freiherrn Adolf von Oeynhausen. Am 26. Juli 1940 wurde v. Bodelschwingh in Bethel von Linden, Brack und einem weiteren, namentlich nicht genannten Referenten aufgesucht, die ihn durch die Androhung seiner Verhaftung und der Schließung der Anstalten veranlassen wollten, die Fragebögen in Bethel ausfüllen zu lassen. Der Anstaltsleiter, der stellvertretende Chefarzt Bethels, Arnold Dickel, und der Chefarzt der psychiatrischen Abteilung Sareptas, Karsten Jaspersen, lehnten diese Forderung ab. Am 23. Juli 1940 kontaktierte Jaspersen den Leiter des St. Rochus-Hospitals in Telgte, Dr. Anton Sicking. Über Sicking gelangten Jaspersens Informationen an den Geistlichen Direktor Joseph Bothe, der darüber den Münsteraner Kardinalbischof Graf v. Galen informierte.

Am 27. Juli 1940 erfuhr v. Bodelschwingh durch den Regierungspräsidenten von Oeynhausen über eine vierstündige Sitzung im Reichsinnenministerium, als deren Resultat auf die Ausfüllung der Meldebögen in den Anstalten der Inneren Mission Westfalens verzichtet werden sollte.[32] Am 28. Juli 1940 wurde durch Kardinalbischof Graf v. Galen der Erzbischof von Breslau, Adolf Kardinal Bertram, in Kenntnis gesetzt, der Vorsitzende der Deutschen Bischofskonferenz.[33] Am 8. August 1940 hieß es im Protokoll einer Brüderratssitzung in Nazareth:

> „Pastor Tegtmeyer macht über die Maßnahmen des Reichsärzteführers zur Vernichtung unwerten Lebens vertrauliche Mitteilungen, soweit unsere Bethelanstalten durch diese Maßnahmen betroffen werden. (...)"[34]

Am 12. August 1940 wurde Pastor Braune durch die Gestapo verhaftet. Im Verlauf des Septembers 1940 reiste der Brüderpfarrer Nazareths, Robert Frick, nach Lobetal. Offenbar hatte er mehrfach die Gelegenheit bekommen, Braune in der Gestapo-Haft zu besuchen:

> „In Hoffnungstal ist die Lage noch unverändert. Ich hatte aber bei meinem letzten Besuch den Eindruck, dass Br. Braune ruhiger und gefasster geworden ist. (...) Pastor Fritz ist gestern von Berlin zurückgekehrt. Er hat in der Sache Br. Braunes wenig ausrichten können. Wir werden uns

32 Kaminsky, S. 127. „Man könne Bethel nicht ´schließen´ und wolle daher ´öffentlichen Konflikt mit uns vermeiden´", schrieb Bodelschwingh am 5. August 1940.

33 Hochmuth, S. 76 ff.

34 AStN-A-062, Protokoll Brüderrat vom 8.8.1940.

doch darauf einstellen müssen, dass er unter Umständen monatelang abwesend ist."[35]

Am 24. August 1940 schrieb Paul Tegtmeyer an einen Amtsbruder in Pommern:

„Über unseren Gesamtanstalten liegt zur Zeit ein schwerer Druck. Sie haben vielleicht schon gehört, dass Br. Braune-Hoffnungstal seit fast vierzehn Tagen verhaftet ist. Wahrscheinlich hängt diese Verhaftung mit unserem Einspruch zusammen, den wir in kräftigster Form gegen die Unternehmung erhoben haben, gewisse lebensunwerte Kranke auf gewaltsame Weise zu beseitigen. Es gibt in Deutschland mindestens vier Anstalten, in denen Kranke zum Tode befördert werden. Die Fälle mehren sich mit großer Geschwindigkeit. (...) Das Verfahren entbehrt jeder juristischen Grundlage und ist verwaltungsmäßig in der Ausführung unmöglich. Pastor v. Bodelschwingh ist mit ganzer Offenheit und Deutlichkeit seinen Weg bis zu den höchsten Stellen hinauf gegangen, um für die Kranken einzutreten und für Volk und Vaterland schwersten Schaden zu verhüten. Eine Entscheidung ist bislang noch nicht gefallen. Gründliche Überprüfung wurde zugesagt. In Westfalen, und wohl auch im Rheinland, ruhen bis dahin weitere Maßnahmen. Sie können sich denken, wie schwer der Kampf und wie groß die Not ist. Vielleicht haben auch Sie dort bereits von diesen Dingen vernommen. Die Kranken werden plötzlich ohne Wissen der Verwandten in eine der Todesanstalten verlegt. Dort erkranken sie und sterben nach einiger Zeit. Die Leichen werden verbrannt. Die Angehörigen erhalten erst nach der Verbrennung Bescheid mit der Anheimgabe, über die Urne zu verfügen. Auch in Pommern sind diese Dinge geschehen, vermutlich sogar in weitem Umfange. Man soll nicht darüber reden, aber man soll die Augen offen halten und wachen. Vor allen Dingen bedarf es des anhaltenden Gebetes für die Elenden, die unseres Herrgotts Schätze sind, für die Anstalten, dass sie bewahrt werden, für unser Volk, dass keine Blutschuld auf seinen Rücken gelegt wird. (...)"[36]

Im September 1940 hatten sich die Tötungsaktionen auch nach Bayern und auf Wien ausgedehnt. Am 17. September 1940 wurden die Eltern bzw. Vormünder der jüdischen Pfleglinge in Bethel, die auf Kosten des Fürsorge-

35 AStN-07-004. Frick an Tegtmeyer vom 11.9.1940 u. 19.9.1940.

36 AStN-ST-096, Stationsakte Blumberg/Pommern, Tegtmeyer an Pastor W. v. 24.8.1940. Zu den hier von Tegtmeyer angesprochenen Vorgängen in Pommern siehe insbes.: Heike Bernhardt, Anstaltspsychiatrie und „Euthanasie" in Pommern 1933 bis 1945, Frankfurt 1994.

verbandes Westfalen bzw. der Rheinprovinz dort untergebracht waren, von ihren Kostenträgern dazu aufgefordert, am 21. September 1940 der Verlegung ihrer Angehörigen in die Provinzialheilanstalt Gütersloh zuzustimmen. Daraufhin wurden acht jüdische Pfleglinge – vier Männer und vier Frauen – zunächst nach Gütersloh und dann nach Wunstorf verlegt.

Davon konnte eine Patientin aus Wunstorf abgeholt und in einer jüdischen Familie in Bielefeld aufgenommen werden:

> „Soweit wir heute wissen, wurden die aus Bethel abtransportierten Patienten noch vor Ende September 1940 mit anderen jüdischen Patienten an die Krankentransportgesellschaft der „Euthanasie"-Betreiber übergeben. Die Indizien deuten darauf hin, dass sie im alten Zuchthaus Brandenburg ermordet wurden."[37]

Am 31. Oktober 1940 wurde Paul Gerhard Braune aus der Gestapo-Haft entlassen. Tegtmeyer erhielt am 22. Oktober 1940 einen weiteren Brief von Bruder Kunert aus Waiblingen:

> „Wir arbeiten gegenwärtig fast Tag und Nacht in der Anstalt Stetten, da die Anstalt bis auf unsere Zweiganstalt Rommelshausen auf behördliche Anordnung innerhalb acht Tage geräumt werden muss, d.h. es ist alles beschlagnahmt bis auf das, was wir noch für unsere 170 Kranken in Rommelshausen einschließlich landwirtschaftliche Station Hangneid benötigen. Es ist hart!"[38]

Diesen Besorgnis erregenden Mitteilungen des Nazarethbruders Kunerts folgte am 19. Dezember 1940 ein weiterer Brief. In den davon betroffenen Anstalten, zumindest in Süddeutschland, schienen sich die Ereignisse zu überschlagen. Inzwischen war die vollständige Schließung der Stettener Einrichtungen verfügt worden:

> „Heute haben wir nun die traurige Mitteilung erhalten, dass die Gesamtanstalt Stetten und ihre Zweiganstalten mit lebendem und totem Inventar beschlagnahmt sei. Wer hätte das gedacht, dass das, was wir wie ein Gespenst herannahen sahen, sich so schnell verwirklichen würde. (...) Einen Teil unserer Kranken schicken wir in Urlaub zu ihren Angehörigen, andere werden in noch bestehende Anstalten der Inneren Mission verlegt, wenn nicht in nächsten Stunden bzw. Tagen der graue Wagen vor der Tür hält und auch die letzten Pläne durchkreuzt, mitnimmt, was man eben haben will!"[39]

37 Hochmuth, S. 142.

38 AStN-PA-2046, Kunert an Tegtmeyer vom 22.11.1940.

39 Ebd., Kunert an Tegtmeyer vom 19.12.1940. Der „graue Wagen" meint die grau lackierten ehemaligen Busse der Reichspost, mit denen die „Gemeinnützige Kranken-Transport

Ab Februar 1941 verfasste Tegtmeyer in eigener Verantwortung eine Anzahl von Briefen, mit denen er nach seinem von ihm selbst derart empfundenen seelsorgerlichen Auftrag Angehörige von Betheler Bewohnern über deren mögliches Schicksal informierte. Ein Beispiel:

„Sie wissen ja, dass es seit einiger Zeit eine staatliche Verfügung mit Gesetzeskraft gibt, die die Beseitigung lebensunwerten Lebens erlaubt. Sie wissen auch, dass dieses Gesetz bereits in ziemlich weitem Umfang praktisch angewandt worden ist. Bei uns in Bethel hatten wir bislang noch keinerlei Maßnahmen, wenngleich von hier aus der Kampf gegen diese Maßnahmen auf das lebhafteste geführt wurde. Nun aber haben wir eine Woche hindurch eine große Kommission von Psychiatern im Auftrag des Staates in unseren Anstalten gehabt, die hier durch Untersuchungen die Grundlagen schaffen sollten, um auch in Bethel aufgrund jenes Gesetzes die Beseitigung von Kranken durchzuführen. Diese Kommission hat gestern ihre Arbeiten abgeschlossen und ist wieder abgereist. Was nun weiter erfolgen wird und wann etwa praktische Folgerungen aus diesen Untersuchungen gezogen werden, wissen wir nicht. Wir wissen auch nicht das Geringste darüber, wie viele und welche von unseren Pfleglingen durch kommende Maßnahmen betroffen werden. Die Entscheidungen werden an anderer Stelle, wahrscheinlich wohl in Berlin, getroffen. Nun haben Sie in Bethsaida Ihr krankes Kind. Wenn ich Ihnen in dieser Sache schreibe, so tue ich es völlig als Privatperson. Dienstlich habe ich ja nichts mit unseren Kranken, ihrer Unterbringung und Pflege zu tun. (…) Wenn ich Ihnen heute schreibe, so tue ich es aufgrund unserer Verbundenheit und als Seelsorger. (…) Man kann vielleicht annehmen, dass die endgültige Entscheidung 10–12 Wochen auf sich warten lassen wird. Diesen Brief schreibe ich, wie gesagt, persönlich. Sie können sich auch nicht bei irgendeiner Stelle auf diesen Brief berufen. Behandeln Sie diese Mitteilung als vertraulich. Ich möchte Sie nur von der gegenwärtigen Lage in Kenntnis setzen, damit Sie im Bilde sind und mit Ihren Überlegungen beginnen können. Wir wissen nicht, ob in einigen Wochen noch die Möglichkeit besteht, den Angehörigen unserer Pfleglinge von hier aus Nachricht zu geben."[40]

Ab dem 19. Februar 1941 hatte ein erneuter Besuch einer Ärztekommission in Bethel unter der Leitung von Prof. Dr. Werner Heyde und Viktor

GmbH." die Bewohner in ihren Einrichtungen abholte und in die Mordanstalten der „Euthanasie"-Verbrechen transportierte.

40 AStN-CH-042/2, Tegtmeyer an Frau L. vom 27.2.1941.

Brack stattgefunden. Am selben Tag traf auch Prof. Karl Brandt, der Begleitarzt Hitlers und einer der beiden „Euthanasie"-Beauftragten, in Bethel ein.[41] Nach wie vor galt in den rheinischen und westfälischen Anstalten der Inneren Mission die Weigerung, die zugesandten Fragebögen auszufüllen. Dieses sollte nunmehr durch die staatliche Ärztekommission geschehen. Am 31. März 1941 trafen Brandt und „andere Herren" in Bethel erneut mit Fritz v. Bodelschwingh und dem Chefarzt Prof. Schorsch zusammen. Nach einer Besichtigung der Anstalten stellte Brandt eine nochmalige Besprechung in Aussicht. Bis zum Stopp der „Aktion T4", der ersten „Euthanasie"-phase, Ende August 1941, erfolgten keine Abtransporte von Patienten aufgrund der Kommissionsbesuche.[42]

Die von der Sekretärin des Anstaltsleiters Fritz v. Bodelschwingh handschriftlich geführte „Chronik von Bethel" (geführt ab 1929) enthält unter dem 21. November 1941 Notizen über die Verlegung von 46 Patientinnen und Patienten in die Heilanstalt Gütersloh und unter dem 2. Dezember 1941 über die Verlegung von 49 Patientinnen und Patienten in die Heilanstalt Lengerich. Nach heutigem Kenntnisstand ist davon auszugehen, dass die meisten dieser Menschen entweder schon in diesen „Zwischenanstalten" selbst oder nach weiteren Verlegungen in den eigentlichen Mordanstalten den „Euthanasie"-Verbrechen zum Opfer gefallen sind.[43]

5. Die Briefe der Soldatenbrüder

Im Archiv der Stiftung Nazareth ist eine Sammlung von einigen hundert Briefen enthalten, die in den Jahren des Zweiten Weltkriegs, vor allem seit dem Februar 1942, nach der offiziell mit kriegsbedingter Papierknappheit begründeten Einstellung der „Brüderbriefe", zwischen dem Brüderhaus in Bethel und den Soldaten an den Fronten hin- und hergegangen sind. Insgesamt umfassen sie die Schreiben von 96 Nazarethdiakonen, die in den Kriegsjahren zur Wehrmacht eingezogen worden waren. Die Soldatenbrüder, so ihre Anrede innerhalb des Brüderhauses, schrieben in diesen Jahren

41 Kaminsky, S. 130.

42 Ebd. Er verweist jedoch darauf, daß Verlegungen jüdischer Menschen zu staatlichen Sammelanstalten erfolgten, die ohne vorherige Meldebogenerfassung stattfanden. Siehe dazu z.B.: Jan Cantow, „Evakuiert nach dem Osten", Paul Braune und die Menschen jüdischer Herkunft in den Hoffnungstaler Anstalten, in: Beiträge zur Diakonie- und Sozialgeschichte, Münster 2000, S. 52-60.

43 Hochmuth, S. 336. Dokument Nr. 28.

Mitte: „Soldatenbruder" in Luftwaffenuniform; ca. 1941; neben ihm zwei Nazarethdiakone in Dienstkleidung

aus ihrem Kriegseinsatz auf drei Kontinenten. Ihre Briefe kamen aus Norwegen und Nordafrika, von der französischen und belgischen Kanalküste und von den Fronten in den Gebirgsmassiven des Nordkaukasus. Es sind zumeist handgeschriebene Briefe, abgefasst in den Schützengräben, in den Lazaretten oder in den Standorten der von der Wehrmacht besetzten Gebiete und den Garnisonen der „Heimatfront", die sie an das Brüderhaus in Bethel richteten. Diese Schreiben sind von Bethel aus vor allem vom Vorsteher Tegtmeyer beantwortet worden. Hinzu kommen einige weitere Antwortschreiben des damaligen Brüderpfarrers Robert Frick aus der Zeit von 1939 bis zu dessen eigener Einberufung im September 1943 und des Hausvaters des Brüderhauses, Diakon Gottfried Teeske. Wenige Briefe sonstiger Beteiligter, etwa militärischer Vorgesetzter, und einiger weniger Brüderfrauen sind gleichfalls in diesem Konvolut enthalten.

Die Sammlung kann keinerlei Anspruch auf Vollständigkeit erheben, spiegelt aber dennoch in wohl bezeichnender Weise die Kriegserfahrungen der Brüder, die während des Zweiten Weltkriegs, in den meisten Fällen als Soldaten in niederen Dienssträngen, in den Eroberungs- und Angriffskriegen

der deutschen Wehrmacht eingesetzt worden sind. Die meisten der Soldatenbrüder dienten als gewöhnliche Schützen oder Gefreite, einige wenige als Unteroffiziere oder in Feldwebeldiensträngen; einer war Reserveoffizier.

Zumeist wurden die Diakone Nazareths während des Krieges bei Einheiten des Heeres eingesetzt, oft im Infanterie-Einsatz, einige dienten als Sanitäter auf den Verbandsplätzen an den Fronten oder in den rückwärtigen Lazaretteinrichtungen. Einige wenige Brüder berichten in ihren Briefen von besonderen Aufgaben und Diensten, die mit ihrem Militäreinsatz verbunden waren, etwa ein Diakon, der als Küster eines Kriegspfarrers tätig war, ein Oberfeldwebel der Feldgendarmerie, der auch bei der „Partisanenbekämpfung" mitwirkte, oder ein Krankenpfleger aus einem Lazarett an der Ostfront, in dem auch Angehörige der Waffen-SS und der so genannten „Einsatzgruppen" behandelt wurden. Manche der Briefe erreichten die Empfänger in Nazareth aus den alliierten Kriegsgefangenenlagern. Einige bestätigen die Vermissten- oder die Todesmeldung von Diakonen und Diakonenschülern Nazareths.[44]

In den ersten Kriegsjahren überwogen in den Briefen der Soldatenbrüder die Schilderungen eines relativ ruhigen Etappenlebens. Einer der Brüder berichtete im März 1940 von einem Osterfeldgottesdienst an der Westfront und im Frühjahr 1941 von seinem Küsterdienst, den er für einen Divisonspfarrer im besetzten Frankreich zu verrichten hatte. Ein anderer schilderte um die gleiche Zeit seine bisherige Ausbildung als Sanitäter bei der Marine und den damit verbundenen „ruhigen Dienst" in Frankreich, Belgien, Holland und in Danzig. Zumindest unterschwellig wurde manchmal die sich im „Heimatkriegsgebiet" verändernde Situation angesprochen. Im Sommer 1941 erreichte den Vorsteher die Anfrage eines Bruders aus Bremen wegen einer Stellung in Bethel, wohl auch wegen der sich verstärkenden Luftangriffe auf die Hafenstadt.

Mit dem deutschen Angriff auf die Sowjetunion wurde jedoch Tegtmeyers wachsender seelsorglicher Zuspruch für die Brüder an den Fronten spürbar. Daneben verfasste er jetzt vor allem Mitteilungen über die Schicksale anderer Brüder und über die mittlerweile verstärkten nächtlichen „Fliegerbesuche" in Bielefeld, Bethel und der Umgebung. Den schon

44 AStN-01-469/1–469/5). Die Briefe sind darin vom Verfasser innerhalb ihrer alphabetischen Sortierung nach einem fortlaufenden Schlüssel anonymisiert worden, der im berechtigten Bedarfsfall einen konkreten Zugriff auf den betreffenden Briefeschreiber möglich macht, ansonsten aber dessen Anonymität sicherstellt. Sämtliche der im folgenden Kapitel beschriebenen Ereignisse sind in den Schriftstücken dieser vier Aktenordner dokumentiert.

geschilderten zwei Angriffen auf Bethel, am 18./19. September 1940 und am 31. März 1941, wurden ausführliche und detaillierte Berichte gewidmet. Andererseits erreichten ihn von den Fronten immer wieder Briefe, in denen die Brüder ihre eigene Fassungslosigkeit über die verheerenden Luftangriffe der Engländer auf das deutsche Reichsgebiet ausdrücken („Jeden Tag wird eine andere Stadt in Schutt und Asche gelegt."). Vor allem aber von der Ostfront schrieben die Brüder ab dem Herbst 1941 durchweg über ihre persönliche und, damit oftmals direkt verbunden, familiäre Situation, die sie wiederum durch Schilderungen in den Briefen von Familienangehörigen aus der Heimat erfahren hatten. Sie berichteten mit dem Beginn des ersten „Rußlandwinters" ab Ende Oktober 1941, von Hunger und Kälte bei minus 40 Grad. Spätestens mit dem Beginn der deutschen Offensive gegen Moskau am 2. Oktober 1941 begann sich in der Sammlung der Soldatenbrüderbriefe Nazareths das subjektiv empfundene, jedoch den tatsächlichen Ereignissen entsprechende Kriegsgeschehen widerzuspiegeln: die Schilderung der Situation bei der Schlacht vor Moskau und die erschreckend hohe Anzahl von schweren Erfrierungen in den Lazaretten. Die deutsche Frühjahrsoffensive von 1942 spiegelte sich in den Berichten über die schweren Kämpfe am Wolgasee und den hohen Verlusten bei Smolensk:

> „Manchem Ansturm der Russen haben wir standhalten müssen. Es waren harte und furchtbare Tage, die wir da erleben mussten."

In der Vielzahl der Briefe, die Tegtmeyer in Bethel erreichten, finden sich die in jedem Einzelfall völlig unterschiedlich wahrgenommenen Kriegsereignisse. Die jeweils eigene Situation, individuell empfunden und wiedergegeben, spielte dabei die größte Rolle. Während einer der Brüder noch im Jahr 1942 aus dem besetzten Dänemark von der guten Gemeinschaft im Heer, der schönen Zeit der Ausbildung in Berlin und der guten Kameradschaft berichtete („Ich habe keine Spötteleien wegen diakonischer Haltung erlebt, was nicht alle Brüder so erleben durften."), schrieb ein anderer zeitgleich von den schweren Kämpfen an der Ostfront und dem dort erlebten „Untermenschentum" bis hin zu von ihm selbst beobachteten Fällen von Kannibalismus. Am 1. Februar 1943 hieß es in einem Brief von der Ostfront:

> „Wir lagen im schwersten Einsatz. Bekamen den Auftrag, Stalingrad zu entsetzen. Selbst alte Rußlandkämpfer sagten, so etwas, wie wir in den letzten Wochen durchgemacht haben, kaum erlebt zu haben. Keine zehn Mann von 145 der Kompanie sind mehr da, alle anderen sind bereits durch Verwundung oder Tod ausgefallen. Von unserem Zug (36 Mann) bin ich der letzte."

Umgehend teilte Tegtmeyer in seinen eigenen Briefen sein Wissen um diese Zustände und das Schicksal der 9. deutschen Armee den anderen Soldatenbrüdern mit. Im März 1943 schrieb er:

„Die Zahl der Einberufungen steigt an. Manche der Brüder haben Furchtbares erlebt. Fünf der Unsrigen wissen wir in Stalingrad. (...) Ein Bruder ist hier im Urlaub, der an der Terekfront im äußersten Kaukasus stand und den ganzen Rückzug mitgemacht hat. Ein anderer ist hier, der von den Kämpfen um Stalingrad und vom Rückzug über Don und Donez furchtbare Dinge erzählt. Wir können uns hier in keiner Weise vorstellen, was die Brüder draußen an Grauen und Angst, an Hunger und Kälte, an Elend und Jammer durchleiden. Wir können nur immer betende Hände für sie im Glauben falten und sie der ewigen Treue ans Herz legen."

Eine Besonderheit in der Briefsammlung der Soldatenbrüder stellte die Korrespondenz Tegtmeyers mit einem Bruder dar, der als Unteroffizier der Feldgendarmerie den Beginn des Rußlandkrieges in Estland erlebte und sich zunächst nur schwer damit abfinden konnte, Polizist im Gefolge der kämpfenden Truppe zu sein. Der Diakon und jetzige Feldgendarm schilderte keine Details. Er hoffte aber im Sommer 1941 „auf einen baldigen Endsieg, damit das Grauen aufhört, welches die Soldaten, aber auch die Bevölkerung erlebt." Weiterhin beschrieb er seinem Vorsteher „seine eigene Sehnsucht nach Frieden." Auch 1943, zwei Jahre später, mittlerweile zum Feldwebel in einer Ausbildungseinheit befördert, erlebte er diese unüberbrückbare Diskrepanz zwischen der ihn prägenden diakonischen Lebenswelt und den Realitäten eines Weltanschauungs- und Vernichtungskrieges:

„Nun soll ich weitergeben, was ich in Polen als Partisanenjäger erlebt habe."

Die Briefe dieses Soldatenbruders sind erfüllt von seinen inneren Konflikten, „als Polizist nicht weich zu werden" und damit gleichzeitig gegen seine eigenen christlichen Werte zu verstoßen. Der „Wille zur Vernichtung" kollidierte mit den Aussagen der biblischen Weihnachtsbotschaft. An diesen Konflikten drohte der Bruder innerlich zu zerbrechen. Er fühlte sich kriegsmüde und ganz dem zivilen Leben entwöhnt:

„Ohne meinen starken Glauben wäre es manchmal einfach nicht zu ertragen. (...) Unsere Frauen werden einst viel Geduld und Liebe für uns rauhe Krieger haben müssen. (...) Die Dauer des [Ersten; R.N.] Weltkriegs ist jetzt überschritten, das grausame Morden geht trotzdem weiter und weiter. (...) Ein 21jähriger Soldat simuliert einen Nervenzusammenbruch und erschießt dabei seine Kameraden. (...) Von tausend Soldaten

kommen nur etwa 25 zum Advents-Feldgottesdienst."

Im Februar 1943 erhielt Tegtmeyer einen Brief aus Posen. Ein Nazarethdiakon, zuvor Leiter des Alten- und Siechenheims in Wuppertal-Barmen, teilte ihm mit, nach dort zu einer Polizei-Ausbildungs-Kompanie eingezogen worden zu sein. Die Ausbildung der schon älteren, künftigen Polizeisoldaten („Wir sind hier alles alte Weltkriegsteilnehmer von 43 – 50 Jahren.") wurde darin als recht überflüssig und „albern" dargestellt („Kinderkram, mit dem man bei den Rekruten anfängt"). Dennoch war sich der nunmehrige Unterwachtmeister der Polizei dessen bewusst, als solcher letztendlich der Verfügungsgewalt Heinrich Himmlers und der SS zu unterstehen:

> „Die Polizei untersteht ja auch dem SS-Gesetz und SS-Gericht und wenn es hart auf hart geht, gelten wir auch als solche."

Der Diakon fügte sich in sein Geschick, auch wenn ihm dieser Umstand höchste Seelenpein bereitete. Nach dem Besuch der Soldatenbibelstunde schrieb er im April 1943 an seinen Vorsteher:

> „Als ich mich bei dem Militärpfarrer als Bethel-Diakon vorstellte, erschrak er sichtbar und sagte: Und dann in dieser Uniform? --- Anfangs hat mir dieses auch sehr zugesetzt, aber ich habe mich damit abgefunden, denn wenn mich Gott aus einer so wichtigen Arbeit wie in Barmen herausnimmt, in diese Uniform der Polizei steckt und auf die Straße stellt, dann muss es schon gut und wohl recht sein."

Die Situation eskalierte allerdings noch weiter. Im November 1944 gehörte er, mittlerweile zum Wachtmeister befördert, als ausgebildeter Krankenpfleger zum Personal eines Posener Krankenhauses, in dem auch Angehörige der so genannten „Einsatzgruppen" behandelt wurden, die im Krieg gegen die Sowjetunion für den Massenmord, zunächst „im Gefolge der kämpfenden Truppe" und dann in den rückwärtigen Gebieten, verantwortlich waren.[45] Zudem wurde er selbst während der Kämpfe des Warschauer Aufstandes (Beginn 1. August 1944) direkt in Kampfhandlungen eingesetzt:

> „(...) Die Opfer sind schon große, die gebracht sind, aber sie sind nichts gegen das, was noch gebracht würde, wenn wir unterlägen. Bei den Kämpfen in Warschau war ich auch einige Tage, um Medizin aus den zum Teil noch brennenden Häusern zu retten. Es ist doch schrecklich,

45 Mündl. Auskunft von Christoph Spieker, Forschungsstelle „Villa ten Hompel", Münster, v. 30.6.2005. Offenbar sind im Posener Hospital Angehörige der „Einsatzgruppen" behandelt worden, die, wohl auch aufgrund der von ihnen verübten Gräueltaten, psychische Defekte davongetragen hatten.

diese Häuserkämpfe und dieses Morden, dieses Elend. Was würde von Deutschland bleiben, wenn die rote Flut über uns dahin gehen würde?"
Im gleichen Brief hieß es:
„Meine Mutter schrieb neulich im Blick auf die Fliegernot und das Elend: Und unser Gott schweigt zu dem allen. Da habe ich ihr geschrieben, dass er durch die Flieger und Tiefflieger vielleicht deutlich redet und manch einen wieder zum Beten bringt. Hier im Krankenhaus habe ich Gelegenheit gehabt, in einen Abgrund von Blutschuld zu blicken, die wir auf uns geladen haben, dass ich mich manches Mal frage, wie kann da Gott noch mit uns sein? Es ist gut, dass es die Öffentlichkeit nicht weiß, aber andererseits ist es schade, denn diese Blutschuld, sonderlich an seinem Volke, lastet auf unserem ganzen Volk und ist so groß, dass das ganze Volk Buße tun und um Gnade und Vergebung flehen müsste.
Gegenwärtig liegt einer hier, der kann Tag und Nacht nicht zur Ruhe kommen. Er sagt, er würde die Bilder nicht los. Er allein hätte viereinhalbtausend umgelegt – ein Mann. Bis an die Knöchel hätten sie auf der Krim im Blut gestanden. Nur das Schreien der Kinder Gottes, die heiligen Hände emporgehoben, vermag solche Schuld abzuwaschen. Oder die Tränen der Eltern, deren Söhne im Glauben an Christus, den Allerverachteten, gefallen sind.
Ein anderer im Alter von zweiunddreißig Jahren, mit eisigem Blick, erzählte ähnliches. Früher sei er ein fröhlicher und lustiger Junge gewesen. Jetzt könne er nicht mehr lachen. Eine junge Frau hätte zu ihm gesagt: Und das nennt ihr Deutschen Kultur? Dann schieß doch endlich, Opa. Dieses hört er nun immer wieder. Diese Fälle sind keine einzelnen Geschehnisse. Berge und Abgründe sind es. Bitte seien Sie vorsichtig mit diesen Briefen, Herr Pastor."

Der Briefeschreiber aus Posen gehörte zu den Opfern dieses Krieges. Allem Anschein nach muss er bei den Rückzugsgefechten der deutschen Truppen vor der heranstürmenden Roten Armee im Frühjahr 1945 gefallen sein.

Auch von Zuhause gab es Berichte über Vorfälle, die in direktem Zusammenhang mit den Kriegsereignissen standen. In der Betheler Zweigeinrichtung im Freistätter Moor wurde im August 1943 von einem Wehrmachtsdeserteur, einem ehemaligen Fürsorgezögling, auf Bruder P. und dessen Familie geschossen. Frau P. wurde dabei am Arm schwer verletzt. Der Deserteur selbst wurde nach seiner Flucht und der anschließenden Gegenwehr von Wachmännern des nahe gelegenen Kriegsgefangenenlagers bei einem Schusswechsel getötet. Bei ihm wurden größere Mengen an Waffen, Munition und Handgranaten sichergestellt. Zudem wurde bei den dann folgenden

Durchsuchungen ein weiterer Dieb aufgestöbert, der sich mit seinem Diebesgut im Moor in einer der dortigen „Ochsenbuden" wohnlich eingerichtet hatte.

Auch die Heimat erhielt im Juli 1943 wiederholt „Fliegerbesuch" in Bielefeld und Bethel, jedoch war die Flak stets „bemüht, ihnen den Weg sauer zu machen." Der Rückzug der Wehrmacht an allen Fronten und die zu erwartende deutsche Kriegsniederlage wurden immer deutlicher. Hinzu traten die Sorgen und Nöte an der Heimatfront. Die Versorgungslage in Bethel wurde immer bedrückender. Im Januar 1944 schrieb Tegtmeyer:

> „Die Betheler Hausmütter dürfen nur noch ½ Pfund Kartoffeln und ½ Pfund Gemüse pro Tag verbrauchen. Das ist in unseren Männerhäusern, vor allem in denjenigen, wo gearbeitet wird, erschütternd wenig. Die Gewichtsabnahmen sind beständig, und die Sterblichkeitsziffer ist sehr hoch."

Mit dem D-Day, dem Beginn der alliierten Invasion in der Normandie, am 6. Juni 1944, begann für Deutschland endgültig der Zweifrontenkrieg. Zur Sorge um die „Brüder im Osten" kam von nun an noch die um jene an der Westfront hinzu. Die Anzahl der Vermissten und Gefallenen unter den Brüdern stieg stetig an. Am 30. September 1944, dem Sonnabend vor dem Erntedankfest, traf ein verheerender Luftangriff die Stadt Bielefeld. Der gesamte Bereich der Innenstadt wurde dabei zerstört. Der Krieg hatte mit tödlicher Wucht die Betheler Anstalten wiederum direkt erreicht. Tegtmeyer schilderte diese Ereignisse in mehreren Briefen aus dem Oktober 1944:

> „(...) Die Neustädterkirche ist ebenso wie die Altstädter völlig vernichtet. Die beiden Pfarrhäuser sind verbrannt, bzw. durch Volltreffer zerstört. Die Volkshalle, das Marienstift, das Klubhaus, das Lutherstift sind ebenfalls vernichtet. Im Lutherstift blieb das Kellergeschoss unversehrt, so daß Br. Fischer denkt, daß er mit einem Drittel seiner Leute wieder hineinziehen kann. Gerade die Ecke von der Detmolderstraße bis zum Nebelstor hat besonders stark gelitten. Aber auch sonst hat Bielefeld sehr viel abbekommen. Die Zahl der Toten wird weit über Tausend hinausgehen. Beim zweiten Angriff, der die Gegend an der Meller- und Sudbrackstraße betraf und mit schweren Sprengbomben ausgeführt wurde, soll es noch mehr Tote gegeben haben wie beim ersten Mal. (...) Die Obern- und die Niedernstraße sind ebenfalls so gut wie völlig verschwunden. Ich kann Ihnen das nicht alles beschreiben, die Verwüstungen spotten jeder Beschreibung. Bethel hat beim ersten Angriff etwas abbekommen. Neben der Zionskirche schlug in den Abhang nach Gilead hinüber eine Sprengbombe. Der steile Abhang hat die Wirkung der Bombe abgehalten, so

daß nur Fensterscheiben entzwei gingen. Das Dach bei Dr. Wilmanns geriet in Brand. Im Garten vor dem Kinderkrankenhaus liegt ein Blindgänger. Gilead erhielt in dem Flügel nach der Kunstgewerbeschule einen Volltreffer; das Dach brannte an mehreren Stellen. So sind wir gnädig bewahrt geblieben. Beim zweiten Angriff haben wir nichts gespürt. Große Scharen von Flüchtlingen wurden bei uns untergebracht. Für viele Tausende mußte Essen gekocht werden. Das geschieht auch jetzt noch, da in Bielefeld weder Gas noch Licht noch Kraft noch Wasser vorhanden ist. [!] Es sind noch viele obdachlos, und die Aufräumkommandos müssen auch verpflegt werden. Zum Beispiel mußte Saron am Sonntag für 200 Personen Mittagessen liefern und am Abend 2000 belegte Butterbrote herstellen.(...)"

In den letzten Kriegsmonaten häuften sich Briefe dieser Art. Vor allem wurden darin die Bombenschäden und die Zerstörungen der Infrastruktur beklagt: die Vernichtung von Wohnraum, der Zusammenbruch der Energieversorgung und die Schäden am Telefonnetz und an den Bahnanlagen sowie die massiven Störungen in der Briefbeförderung. Der briefliche Kontakt zwischen Tegtmeyer und den Soldatenbrüdern endete nicht immer zwangsläufig mit der deutschen Kapitulation am 8. Mai 1945. In vielen Fällen setzte er danach die Korrespondenz mit den Brüdern in den Kriegsgefangenenlagern fort. Besonders tragisch erschien dabei der Fall eines Diakons, der nach der Kapitulation, am 10. Mai 1945, in der Tschechoslowakei in Kriegsgefangenschaft geriet. Dort wurde er im Lager Neuhammer zusammen mit 35000 anderen Gefangenen interniert. Vom Oktober 1945 bis zum April 1946 verrichtete dieser Kriegsgefangene Grubenarbeit unter Tage in einer Kohlengrube in Oberschlesien. Nach einer schweren Erkrankung gelangte er in ein Arbeitslager nach Warschau, von wo aus er im August 1946, nach einem guten Jahr Gefangenschaft, einen ersten Brief nach Nazareth schreiben konnte. Erst Jahre später kehrte dieser Bruder nach Bethel zurück.

6. 1944/1945 – Bethel/Nazareth in den beiden letzten Kriegsjahren

Am 29. September 1944 traf ein massiver Luftangriff den Bereich der Bielefelder Kreuzstraße. Auch das Marienstift, die „Wiege Sareptas", wurde dabei bis auf die Grundmauern zerstört. Im Marienstift waren am 31. März 1869 die ersten vier Diakonissen aus Kaiserswerth bei Düsseldorf eingetroffen. Wenige Jahre später, nach ihrem Umzug in das spätere Bethel, wurde aus dieser kleinen Schar die Westfälische Diakonissenanstalt Sarepta, die als

weltweit größtes Mutterhaus im Protestantismus in den 1940er Jahren über 2000 Diakonissen umfasste.

Einen Tag später, am 30. September 1944, erfolgte, wie berichtet, der schwerste Angriff auf den Raum Bielefeld. Das Betheler Krankenhaus Gilead erhielt einen Volltreffer. Beide Männerstationen wurden zerstört, Tote und Verwundete waren zu beklagen. In Sarepta war, wie schon erwähnt, seit Juli 1936 mit der Ausbildung junger Schwestern und Schülerinnen zu Feuerwehrfrauen begonnen worden. Jeweils zehn Schwestern aus einem Kurs hatten einmal wöchentlich auf dem Betheler Feuerwehrplatz eine entsprechende Ausbildung an der Feuerspritze und der Wasserpumpe erhalten. Eine der jungen Schwestern hielt damals die dramatischen Ereignisse in persönlichen Aufzeichnungen fest:

„Bielefeld teilt das Schicksal vieler deutscher Städte. (...) Ein Drittel der Stadt und einige Häuser unserer Anstalt sind zerstört (30.9.). (...) Unser Krankenhaus Gilead hat durch einen Volltreffer einen Flügel nach der Gütersloher Straße hin verloren. Dabei kamen drei Menschen ums Leben, die anderen, etwa 400 blieben im Keller bewahrt. Der Angriff begann kurz nach 14 Uhr, nachdem zehn Minuten vorher Vollalarm gegeben worden war. Wir Schwestern begannen gleich nach dem ersten Einschlag mit dem Löschen. Sehr rasch kam die Feuerwehr von Bethel zur Hilfe, so dass der Brand bald zum Stehen kam. (...) Bis gegen Abend konnten alle noch im Haus befindlichen Kranken aus dem zerstörten Teil Gileads untergebracht werden, zum Teil im Luftschutzkeller. (...) Die Obdachlosen der Stadt wurden zum Teil in unseren drei großen Sarepta-Speisesälen verpflegt."[46]

Die Katastrophe einer fast vollständigen Zerstörung traf das Mutterhaus Sarepta einen Monat später. Im Advent 1944 schrieb Fritz v. Bodelschwingh einen ausführlichen Bericht an die „lieben Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter von Bethel":

„In der Mittagsstunde des 26. Oktober (1944; R.N.) ging ein schwerer Luftangriff auch über unser Tal hinweg. Durch Sprengbomben wurden in zwei großen Pflegehäusern für Epileptische Wohn- und Wirtschafträume vernichtet, ein Pfarrhaus und eine Beamtenwohnung zerstört, an vielen anderen Stellen kleinere Schäden angerichtet. Am schwersten aber wurde Sarepta betroffen. Mehr als 100 Brandbomben fielen auf das Dach, das sofort in hellen Flammen stand. Da gleichzeitig durch einen Sprengtrichter die Wasserleitung unterbrochen wurde, war ein schnelles Löschen unmöglich.

46 Neumann, Sarepta (wie Anm. 6).

Und als nach kurzer Zeit die Feuerwehr erschien, ließ sich das Haus nicht mehr retten. Es brannte bis zum untersten Stockwerk nieder. Auch die Kapelle, die vor zwanzig Jahren in erweiterter Gestalt in einen Seitenflügel des Hauses verlegt war, ist ganz zerstört. Orgel und Kanzel, der Altar und seine Geräte wurden ein Raub der Flammen. Die gesegnete Stätte, in der wir uns so oft um Wort und Sakrament versammelt haben, und die für unsere ganze Schwesternschaft der geistliche Mittelpunkt war, liegt in Trümmern. Von dem Mutterhaus selbst sind die Kellerräume mit Küche und Speisesaal erhalten geblieben. In dem rauchgeschwärzten Giebel über der leeren Haustür aber hängt noch die alte Tafel mit dem Wort: Ich will sitzen und schmelzen und das Silber reinigen!"[47]

Bis zum Wiederaufbau in der Nachkriegszeit hatten auch das Gemäuer, die Wände und der Boden des fast unbeschädigten Speisesaales durch das von oben herab sickernde Regen- und Schmelzwasser erheblich zu leiden. Nach dem Verlust ihres geistlichen und ökonomischen Zentrums musste die Sarepta Schwesternschaft für die nächsten Jahre im relativ unbeschädigten Lydiaheim (ab Dezember 1944) ein Behelfsmutterhaus und in der Sarepta Turnhalle (ab Januar 1945) eine provisorische Kapelle einrichten.

Der Halhof und der Oberhof in Schildesche, Bethels große landwirtschaftliche Betriebe, waren mittlerweile bei den schweren Luftangriffen auf den dortigen Eisenbahnviadukt zerstört worden; eine ausreichende Lebensmittelversorgung der Anstalten war seither fraglich geworden. Am 29. Januar 1945 erhielt das Krankenhaus Gilead zwei weitere schwere Bombentreffer, das Schwesternfeierabendhaus Abendfrieden wurde in seiner Bausubstanz zu zwei Dritteln zerstört. Dieser erneute schwere Luftangriff auf das Betheler Anstaltsgelände zog noch weitere Gebäude stark in Mitleidenschaft: Adullam, Bethanien, Gibeon, Gnadenhort, Lydiaheim, Mahanaim, Mamre, Marienhaus, Samaria, Talgrund usw.

Im Oktober 1944 musste Tegtmeyer von dreiundvierzig gefallenen und zwölf vermissten Brüdern berichten: „Und die Zahl der gefallenen und vermissten Diakonensöhne ist fast genau so hoch."[48] Ende November 1944 schrieb der Vorsteher:

> „Dass hier in Bethel bei den Angriffen auf Bielefeld zweimal Bomben gefallen sind, haben Sie inzwischen gehört. Unsere Polizei zählte auf Bethelgebiet 26 Spreng- und über 2000 Brandbomben. (...) Unser Stollen, der in den Berg unterhalb der Zionskirche hineingetrieben wurde,

47 Ebd.

48 AStN-07-005, Handakten Tegtmeyer, T. an Direktor W., Gütersloh, vom 24.10.1944.

ist ein begehrter Zufluchtsort für Frauen, Kinder und verwundete Soldaten. ...)"[49]

Der von Tegtmeyer erwähnte Luftschutzstollen unterhalb der Zionskirche, der bis zu 2.500 Menschen Zuflucht bieten konnte, war ab dem Herbst 1943 unter der Aufsicht von vier deutschen Bergleuten aus dem Ruhrgebiet durch drei polnische Zwangsarbeiter, vor allem aber durch mindestens 46 russische Kriegsgefangene des in Bethel untergebrachten „Arbeitskommandos 713" in den Berg getrieben worden.[50]

Seit Oktober 1939 war Paul Tegtmeyer zum Lazarettseelsorger der Wehrmacht bestellt. Er besaß einen offiziellen Dienstausweis des zuständigen Wehrbereichskommandos in Münster, der ihm offensichtlich auch Zugang zu den Lagern für Kriegsgefangene und Zwangsarbeiter ermöglichte, die unter der Bewachung der Wehrmacht standen. Er wusste um die katastrophalen Zustände in diesen Lagern. Am 16. Februar 1945 schrieb Tegtmeyer an Hans Fischer, einen Amtsbruder in Rotterdam:

„Heute Morgen hatten wir wieder eine Trauerfeier mit unseren Holländern. Der Mann (...) aus Hilversum ist an Magenbluten in Samaria [Krankhaus in Bethel; R.N.] verstorben. Es war wieder eine ergreifende Feierstunde. Unsere Freunde wachsen durch die gemeinsame Not zusammen, und wenn dann solch ein Ereignis die Herzen bewegt, dann sind die Menschen für die Botschaft vom Heiland besonders empfänglich. (...) Als ich mich bei meiner Wohnung von den Holländern verabschiedete, merkte ich, wie tief sie ergriffen waren. Die Not ist und bleibt sehr groß. Im Trauerzug ging einer vor meiner Frau her, dem schauten die bloßen Beine durch die Löcher der Hose, und die Strümpfe waren nur noch schmutzige Fetzen. Am schlimmsten sind die Gebildeten, die Musiker, die Büroleute daran, denn sie schaffen die schwere Erdarbeit nicht, werden krank und sind recht elend. In Herford gibt es ein Lager, wo von 250 Hilversumern zur Zeit nur 38 zur Arbeit gehen, die anderen sind alle krank, 30 sind bereits gestorben. In Osnabrück ist in ein anderes Hilversumer Lager eine Bombe geschlagen: 38 Tote und viele Schwerverletzte. Wenn doch all diesen Männern auch ein wenig seelsorgerlich geholfen

49 Ebd., Tegtmeyer an Herrn R. vom 22.11.1944.

50 Matthias Benad/Regina Mentner (Hgg.), Zwangsverpflichtet. Kriegsgefangene und zivile Zwangsarbeiter (-innen) in Bethel und Lobetal 1939-1945, Bielefeld 2002, S. 96 ff. und S. 149 f.

werden könnte, wie es hier bei uns in Bethel möglich ist. Hier ist die Lagerleitung sehr freundlich. Hinzu kommt, daß ich als Lazarett-Pfarrer in unserem Betheler Lazarett Zugang und Betreuung der Holländer habe. So kann ich ungehindert mit ihnen verkehren und kann Briefe mit amtlichen Mitteilungen an die Angehörigen über die Feldpost schicken."[51]

Noch sollten bis zum Kriegsende in Bethel weitere Wochen vergehen. Am 4. April 1945 nahmen amerikanische Truppen die Stadt Bielefeld ein. Der bisherige NS-Oberbürgermeister Friedrich Budde flüchtete in das Betheler Krankenhaus Gilead. Pastor Karl Pawlowski, der spätere Gründer des Johanneswerks, verhandelte in Amtstracht mit den amerikanischen Offizieren auf dem Jahnplatz. Der Befehl, Bielefeld bis zur letzten Patrone zu verteidigen, war nicht befolgt worden. In Bethel begann damit die Nachkriegszeit.

Nach der offiziellen Statistik von 1983 fielen im Zweiten Weltkrieg 77 Nazarethdiakone. Hinzu kamen eine Diakonenfrau, die bei einem Luftangriff getötet wurde, 48 gefallene Diakonensöhne und vier Diakonentöchter, die ebenfalls durch Fliegerangriffe ums Leben kamen.[52]

51 AStN-ST-006, Stationsakte Amsterdam, Tegtmeyer an Fischer vom 16.2.1945. Bei den „Hilversumern" handelte es sich augenscheinlich um Angehörige des Orchesters und um Mitarbeiter des Radiosenders Hilversum, die nach der Auflösung des niederländischen Senders und der Übernahme als Soldatensender der Wehrmacht unter Mithilfe der niederländischen Arbeitsverwaltung zur Zwangsarbeit nach Deutschland deportiert worden waren. Dort mussten sie vor allem Bombenschäden an den Bahnanlagen ausbessern.

52 Neumann, Nazareth (wie Anm. 3), S. 297.

Rödinghausen – Schlaglichter aus der Geschichte einer Ravensberger Landgemeinde

Von Rolf Botzet

„ (…) Ebenso übergeben Wir gewisse Dinge Unseres Eigentums an das sog. Kloster Herford bzw. an die geheiligten Reliquien der Heiligen Maria und ewigen Jungfrau im gleichen Kloster, und zwar im Graingau, das Kelver heißt, d.h. einen Herrenhof mit Häusern, Gebäuden und allen angrenzenden kultivierten Feldern und unkultivierten Wäldern, Wiesen und Weiden (…)".[1] Mit diesen Worten aus einer Urkunde Ludwig des Deutschen vom 8. Dezember 851 taucht Haus Kilver, im späteren Rödinghauser Ortsteil Westkilver gelegen, im Bereich der geschriebenen Geschichte auf. Haus Kilver und die Gemeinde Rödinghausen können damit im Vergleich zu vielen anderen Orten im Ravensberger Land und in Westfalen auf eine vergleichsweise lange urkundlich belegte Geschichte zurückblicken.

Die ersten schriftlichen Erwähnungen der vier übrigen Ortsteile entstammen dem hohen Mittelalter.[2] Es ist allgemein bekannt, dass es sich bei diesen Daten nur um die ältesten erhaltenen schriftlichen Erwähnungen handelt.

Archäologische Funde beweisen, dass die Besiedlung des heutigen Gebietes der Gemeinde Rödinghausen ganz erheblich weiter zurückreicht. Aus dem Ortsteil Schwenningdorf sind fünf Funde aus dem Neolithikum bekannt, aus den Ortsteilen Westkilver und Bieren jeweils zwei. Die Mehrzahl dieser Fundstücke kann durchaus 10.000 Jahre alt sein. Am interessantesten ist ein Flintdolch, der auf die Zeit zwischen 2800 und 2000 vor unserer Zeitrechnung datiert wird. Er wurde im Juli 2000 in Schwenningdorf[3] gefunden. Die Klinge aus Flintstein ist 12,8 cm lang, 4,3 cm breit und erstaunliche 0,8 cm schlank.[4]

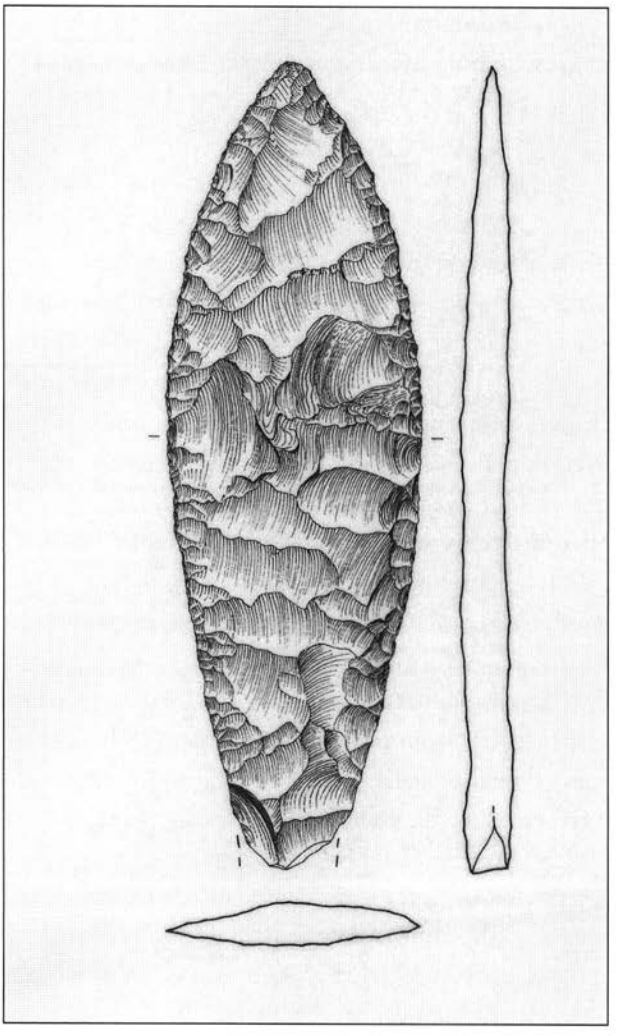
---

1 Kehr, P. (Bearbeiter), Monumenta Germaniae Historica, Diplomata, DLdD (Die Urkunden der Deutschen Karolinger 1. Band), Berlin 1934, S. 84.

2 Schwenningdorf wurde 1088 erstmalig erwähnt, der Ortsteil Rödinghausen selber folgt 1147. Ostkilver erscheint erstmalig am 1. Dezember 1150, und Bieren beschließt die Reihe mit einer Ersterwähnung aus der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts.

3 An der Jerusalemstraße.

4 LWL Archäologie für Westfalen, Außenstelle Bielefeld, DKZ 3717,087. Auskunft vom 15.1.2015.



Dieser Flintdolch wurde im Juli 2000 in Rödinghausen-Schwenningdorf gefunden. Das Blatt ist vollständig und lanzettförmig. Beide Seiten sind flächig retuschiert; die Ränder sind beidseitig noch fein retuschiert. (Abbildung: Mit freundlicher Genehmigung der LWL Archäologie für Westfalen, Außenstelle Bielefeld, DKZ 3717,087).

Wenn allein schon durch Zufallsfunde neun Stücke zusammengekommen sind, kann man davon ausgehen, dass dieses Gebiet im Neolithikum / in der Steinzeit besiedelt war.

Weitere Informationen über frühe Siedlungstätigkeit lassen sich durch den Nachweis von Getreideanbau gewinnen. Der Pollen von Getreidepflanzen ist – im richtigen Medium konserviert – über Jahrtausende haltbar. Wird er geborgen, so können aus seiner Analyse Rückschlüsse über Beginn und Dauer des Getreideanbaus sowie die Getreidearten gewonnen werden. Der Geograph und Geowissenschaftler Holger Freund hat in diesem Zusammen-

hang Untersuchungen am Hücker Moor vorgenommen.[5] Mit den ältesten gefundenen Pollen von Hafer, Gerste, Weizen und Roggen in dem Moor bei Spenge konnte Freund nachweisen, ab wann Menschen in diesem Bereich „von einer aneignenden Wirtschaftsform des Jägers und Sammlers hin zum Ackerbau" wechselten. Die ältesten Getreidepollen, die Freund im Hücker Moor fand, stammen aus der Zeit um ca. 4500 v.Chr.[6] Das heißt, dass Menschen bereits vor ca. 6500 Jahren im Gebiet um das Hücker Moor – und damit möglicherweise auch im ca. 10 km entfernten Rödinghausen – Ackerbau betrieben.

Rödinghausen gehört definitiv zu den schon frühzeitig recht dicht besiedelten Orten in Nordwestdeutschland. Die frühe Siedlungsdichte ist vor allem auf die fruchtbaren und leicht zu bearbeitenden Lößböden zurückzuführen. Schüttler[7] hat im Gebiet der Gemeinde Rödinghausen zehn Langstreifenesche nachgewiesen, die sich eng an die Drubbel Rödinghausen, Schwenningdorf, Siendorf (ein Teil von Schwenningdorf), Bieren, Dono (ein Teil von Bieren), Westkilver und Ostkilver anschmiegten. Der Esch war das älteste Ackerland, ein uneingehegtes, offenes Saatland, das im Gegensatz zur Zweifelderwirtschaft alljährlich bebaut wurde, in der Regel mit Roggen. Esche wurden auf den unteren Hanglagen der Rücken und Kuppen zwischen zwei Sieken angelegt. Das Ackerland auf dem Esch war in Längsstreifen gegliedert, deren jeder einen anderen Besitzer hatte. Der erste Hof bekam den ersten Streifen, der zweite Hof den zweiten, bis der ganze Esch aufgeteilt war. Auch wenn Privateigentum am Esch bestand und jeder Besitzer seinen Streifen von der Schmalseite her betreten konnte, wurde der Esch gemeinschaftlich abgeerntet. Nach der Ernte wurde der Esch nicht mehr individuell, sondern von der Dorfgemeinschaft als gemeinsame Stoppelweide genutzt.

Kehren wir von den Anfängen der Siedlungsgeschichte zurück ins Mittelalter. – Ein zentrales Merkmal der Rödinghauser Geschichte im Mittelalter ist der Villikationsverband, in den die einzelne Besitzung eingebunden war. Die Verbindung eines Herrenhofes mit den ihm untergeordneten Hausstel-

5 Holger Freund, Pollenanalytische Untersuchungen zur Vegetations- und Siedlungsentwicklung im westlichen Weserbergland, in: Alfred Hendricks, Abhandlungen aus dem Westfälischen Museum für Naturkunde, 56. Jg., Münster 1994.

6 Ebd., S. 63.

7 Adolf Schüttler, Rödinghausen im Ravensberger Land, Rödinghausen o.J., S. 33 ff.

len, Hufen genannt, stellt einen Villikationsverband dar. Eine Hufe ist das individuelle Eigentum eines Menschen an Grund und Boden; zur Hufe gehören ferner die Hofstelle und alle Rechte am gemeinsamen Wald- und Weidegrund der Dorfgemeinschaft. An der Spitze der Villikation stand der Herrenhof, der als Einnahmestelle für die Abgaben der Bauern fungierte. Die Verwaltung des Haupthofes hatte der Villicus inne, zu Deutsch ein Meier oder Schulte. Jeder unfreie Bauer, in Rödinghausen zumeist Eigenbehöriger genannt, hatte bestimmte festliegende Abgaben und Dienste zu leisten, und zwar leistete er diese dem Haupthof seiner Villikation, der die Abgaben dann zu Teilen an die nächst höhere Ebene weiterleitete.

Bis zum Ende des hohen Mittelalters gelang es insbesondere den Bauern im Ravensberger Land, ihre rechtliche Stellung auszubauen und zu sichern. Sie erkämpften sich von ihren Herren Rechtssicherheit und erstritten sich eine durch das Gewohnheitsrecht schließlich anerkannte Stellung, Haus und Hof betreffend. Als im späten Mittelalter die Schreibkunst auch in das Dorf und in das tägliche Leben vordrang, wurde diese Rechtsstellung in sogenannten Weistümern schriftlich festgelegt.

Aus bäuerlicher Sicht war das hier praktizierte Erbrecht eine herausragende Errungenschaft. Durch das Anerbenrecht war zunächst einmal der Fortbestand der einzelnen Hufe als wirtschaftliche Einheit gesichert. Dies war ein großer Gewinn für die auf dem Hof verbleibende bäuerliche Familie, verbunden mit Nachteilen für die nicht erbberechtigten Geschwister. Darüber hinausgehend wurde in Ravensberg eine Sonderform des Anerbenrechts praktiziert, das Jüngsterbenrecht. Hierbei erbte nicht der älteste, sondern der jüngste Sohn der Familie den Hof. Das führte dazu, dass Abgaben wie Bedemund, Sterbfall und Weinkauf, die bei einem Generationswechsel auf dem Hof fällig wurden, seltener anfielen. Hätte der älteste Sohn geerbt, wären die Abgaben vielleicht schon nach 25 Jahren fällig gewesen, erbte der jüngste, wurden sie möglicherweise erst nach 35 Jahren fällig. Das bedeutete eine wesentliche Entlastung für die bäuerliche Wirtschaft. Diese wirtschaftlich vorteilhafte Situation konnten nur Bauern mit einer rechtlich starken Stellung erringen. – Es bleibt zu untersuchen, inwiefern diese herausgehobene Position mit der territorialen Situation zusammenhängt.

Zur Entstehungsgeschichte der Grafschaft Ravensberg gibt es zahlreiche Untersuchungen, die das mühevolle und sich über einen sehr langen Zeitraum hinziehende Werden und Abrunden der Grafschaft dokumentieren.

Nach einer Teilung, fehlenden Erben, Erwerbungen und Verkäufen entstand erst ganz allmählich um die Ravensburg bei Borgholzhausen, die Sparrenburg in Bielefeld, die Burg in Vlotho und die Burg auf dem Limberg bei Preußisch Oldendorf das kleine Territorium. Insbesondere im Bereich um die Burg auf dem Limberg – zu deren Sprengel Rödinghausen gehörte – blieb der gräfliche Grundbesitz spärlich. Die endgültige ravensbergische Besitzergreifung der Burg erfolgte erst 1325. Bereits 1346 ging die Grafschaft mit dem Tod des Grafen Bernhard als selbständiges Territorium unter und fiel an die Häuser Jülich und Berg. Nachdem sich Graf Wilhelm II. von Ravensberg (* 1382; † 1428) zu Beginn des 15. Jahrhunderts noch einmal um die Grafschaft Ravensberg verdient gemacht hatte, verkam Ravensberg in der Folge endgültig zu einem bloßen Nebenland innerhalb größerer Territorien.

Der kurze Exkurs in die Geschichte der Grafschaft Ravensberg und der vorhergegangene Blick auf die Situation der Bauern erlaubt die folgende These: Vermutlich hat es nie einen Ravensberger Herrscher gegeben hat, der die wohlhabenden Bauern daran hindern konnte, sich auch eine rechtlich starke Stellung zu erkämpfen – wie es in den meisten anderen deutschen Territorien der Fall gewesen war. Weiter unten wird darauf zurückzukommen sein, inwiefern eine schwache oder weit entfernt lebende Herrschaft der bäuerlichen Bevölkerung Möglichkeiten eröffnete – und auf der anderen Seite Möglichkeiten der Grafschaft ungenutzt blieben.

Die Geschichte des Ravensberger Landes und damit auch Rödinghausens ist eng mit dem Thema Flachs verbunden. Abgabeverpflichtungen belegen, dass Flachsanbau und -verarbeitung mindestens bis in das Mittelalter zurückreichen. So hatte der Meier von Rödinghausen im 12. Jahrhundert u.a. 10 Tuche an die Fürstabtei in Herford zu liefern, er selber erhielt von den zur Villlikation gehörenden Hufen 8 Tuche. Unter den Abgaben der „Villikation Rothinchuson" listet das „Einkünfte- und Lehnsregister der Fürstabtei Herford" im 12. Jahrhundert dementsprechend 10 Leinentücher auf.[8]

Mit dem Beginn der Neuzeit bekommt die Flachsverarbeitung eine völlig neue Qualität. Der besonders gute baltische Leinsamen wurde importiert und im Ravensberger Land angebaut; Bodenqualität und Witterung boten hierfür ideale Bedingungen. Kötter und Heuerlinge versponnen und

8 Franz Darpe, Einkünfte und Lehns-Register der Fürstabtei Herford sowie Heberollen des Stifts auf dem Berge bei Herford, Münster 1892, S. 47 und 55.

verwebten zumeist den angebauten Flachs, die Hausväter trugen die fertige Leinwand z.B. von Rödinghausen zu den Leggen nach Lübbecke, Oldendorf oder Bielefeld, von wo sie weiter nach Wuppertal transportiert wurde. Die Wuppertaler Kaufleute waren auf Grund landesherrlicher Privilegien zum Leinenexport in besonderer Weise berechtigt. Ein Grund hierfür lag darin, dass das Tal der Wupper mit seiner großen Feuchtigkeit und den von dem kalkhaltigen Wasser überspülten Wiesen für die Flachsbleiche besonders geeignet war. Der Export brachte die Ravensberger Leinwand nach Dänemark, Russland – in Gestalt eines Tauschgeschäftes für den importierten Flachssamen –, und nach England, Schottland, Irland, Frankreich und Spanien. Über die Seehäfen Amsterdam und Antwerpen gelangten die Ravensberger Produkte bis in die Kolonien nach Nord-, Mittel- und Südamerika, wo sie – eine zweifelhafte Ehre – auch zu Sklavenkleidung verarbeitet wurden.[9]

Die Strukturen, die zwischen Spinnern, Webern und Händlern entstanden, erscheinen überraschend modern und erinnern zu Beginn des 21. Jahrhunderts an die Zusammenhänge zwischen Produzenten in der Dritten Welt und einem international agierenden Handel. Wer in der Frühen Neuzeit in Ravensberg auf den Feldern der Bauern den Flachs anbaute und ihn in zahlreichen Arbeitsschritten zur Flachsfaser verarbeitete und diese dann zu Garn verspann – der Kötter oder der Heuerling –, profitierte von dem Boom des Leinengewerbes am allerwenigsten. Den völlig unzureichend mit Land ausgestatteten unterbäuerlichen Schichten erlaubte die Protoindustrie höchstens eine Subsistenzwirtschaft. Die Ärmsten hatten nur ein Spinnrad – das billigste aller Produktionsmittel in dem Gewerbe – kaufen können und blieben zeitlebens in einer finanziellen Zwickmühle zwischen dem Ankauf des Flachses und dem Verkauf des gesponnenen Garns. Die etwas besser Gestellten unter den Heuerlingen, Köttern und Kleinstbauern hatten den teureren Webstuhl erwerben können, mit dem sich in guten Jahren auch mal ein Gewinn erwirtschaften ließ. Dass sich mit dem Weben deutlich mehr verdienen ließ, belegt das Weberdorf Heepen bei Bielefeld. Auch dieser Ort war vormals ein Bauerndorf gewesen. Mit dem Siegeszug der Flachsverarbeitung wechselten die meisten Heeper den Beruf: Von 256 Familien in Heepen galten zehn als Bauernfamilien, 53 als Spinner- und 121 als Weber-

9 Zur Geschichte des Leinengewerbes siehe auch Rolf Botzet, Bauersleut und Heimarbeiter, Herford 1992, S. 32 ff.

familien.[10] Ging es den Webern schon deutlich besser als den Spinnern, so waren es die Leinenkaufleute, die richtig reich wurden. Sie importierten den Flachssamen aus dem Baltikum, und sie besaßen so viel Kapital, dass sie den Absatz der fertigen Leinwand über 1¾ Jahre vorfinanzieren konnten. Diese 20 Monate vergingen im Durchschnitt, bis der Kaufmann den Erlös für die verkaufte Leinwand erhielt.[11] Die Krise des Leinengewerbes in der Mitte des 19. Jahrhunderts traf die Kaufleute auch am wenigsten. Allein durch ihre Geschäftsbeziehungen um die halbe Welt waren sie vorzüglich abgesichert. Unter anderem gelang es ihnen, trotz aller Krisen z.B. in Bielefeld über einen langen Zeitraum so wohlhabend zu werden, dass sie ein großes Immobilien- und Grundstücksvermögen erwerben konnten. – Auf die weitere Geschichte des Leinengewerbes wird weiter unten zurückzukommen sein.

2017 wird in Deutschland das 500-jährige Jubiläum der Reformation gefeiert. Aus diesem Grund sei hier auch kurz beschrieben, wie die Reformation in Rödinghausen Einzug hielt. Bis zur Reformation hatte Rödinghausen zum Bistum Osnabrück gehört. Luthers Kirchenkritik gelangte vermutlich von der augustinischen Kanzel im 22 Kilometer entfernten Herford nach Rödinghausen.[12] In der Zeit der Reformation waren in Rödinghausen drei Geistliche anzutreffen, die verschiedenen Gruppen zuzuordnen sind. An vorderster Stelle stand der Pfarrer, der die erste Pfarrstelle innehatte. Ihm war der Vikar untergeordnet, der die zweite Pfarrstelle, die Vikarie, besetzt hielt. Da die Pfarrer ihre Position von der Herforder Äbtissin häufig aus politischen Gründen oder zur materiellen Ausstattung erhalten hatten und mangels Priesterweihe keine Sakramente austeilen durften, hielten sie sich Hilfsgeistliche, die die dritte Gruppe an der Rödinghauser Kirche bildeten. Diese Mercenarii[13] genannten Kaplane waren anstelle des Pfarrers für Sakramentsausteilung, Seelsorge, Predigt und andere Aufgaben zuständig.

Der erste Hinweis auf den Vorschein der Reformation in Rödinghausen stammt aus dem Jahr 1528: Die Äbtissin zu Herford, Gräfin Anna vom Limberg und zugleich Patronin der Bartholomäuskirche zu Rödinghausen, setzte den Amtmann Johannes Lylien als Pfarrer in Rödinghausen ein. „Entweder zeigt sich hier der Verfall der katholischen Kirche, dass eine Amtsperson

10 Reinhard Vogelsang, Geschichte der Stadt Bielefeld, Bd. 1, Bielefeld 1980, S. 229 f.
11 Ebd., S. 233.
12 Siehe hierzu Hermann Rothert, Westfälische Geschichte, Gütersloh 1949, Bd. 2, S. 13.
13 Mietlinge.

mit einer Pfarrstelle belehnt wird, oder es ist ein Schachzug der Äbtissin, die während der beginnenden (Reformations-)Unruhen durch eine Amtsperson Ordnung halten"[14] wollte. Da Lylien weder predigen noch die Sakramente reichen durfte, hielt er sich wie seine Vorgänger und Nachfolger einen Kaplan, der diese Aufgaben für ihn erfüllte. Fünf Jahre später, 1533, ist offensichtlich Reformations-Gedankengut nach Rödinghausen gelangt. Im Kampf gegen die beginnende Reformation ließ der Herzog von Jülich, Kleve und Berg eine Inspektion der Grafschaft Ravensberg durchführen, in deren Verlauf ein Visitationsprotokoll angelegt wurde. Das Protokoll enthält sowohl die Angaben der Geistlichen wie der Gemeindeglieder über kirchliche Zustände. Während die „Kirspelsluide" ihren Geistlichen das Zeugnis ausstellten, dass sie sich an die Ordnung hielten und auch sonst keinen Grund zum Klagen gaben, sagten die Geistlichen über ihre Gemeinde, sie „wissen sonderlichs nit von Uswerdigen, die da komen einich nuwerung oder Rotten einzuführen."[15] Anscheinend versuchten Geistliche wie Gemeindeglieder, den herzoglichen Gesandten mit diesen Antworten den Einblick in die tatsächlichen Verhältnisse zu verwehren; die Wahrheit kam erst bei zwei präzisen Fragen zum Vorschein:

Alle drei Geistliche „haven ein jeder ein bi sich, ein person, damit sie kinder haven."[16] Da das Zölibat zumindest unter der niederen Geistlichkeit kaum beachtet wurde, folgte auf diese Aussage lediglich die Aufforderung, diese „personen" abzutun. Erst der Fall des Kaplans Jost Deterding machte die Tragweite der Verhältnisse an der Bartholomäuskirche deutlich: Er hatte seine Magd zur Ehe genommen und bekannte sich auch vor den herzoglichen Visitatoren dazu. Deterding lebte also nicht wie Pfarrer und Vikar in wilder Ehe, sondern er war richtiggehend verheiratet.

Der zweite Klagepunkt gegen Deterding ergab sich aus seiner Praxis der Abendmahlsausteilung: Er reichte denen im Kirchspiel, die es von ihm begehrten, das Sakrament in beiderlei Gestalt, als Brot und als Wein.

Der Reformator von Rödinghausen war somit ein kleiner Pfarrersgehilfe, von seinem Brotherren nach Gutdünken entlohnt. Er bekannte sich spätestens 1533 zur Reformation und zur Lehre Luthers und wurde deswegen bei

14 Gerhard Hobel, Rödinghausen in der Reformationszeit, Rödinghausen 1962.
15 Ebd.
16 Ebd.

„Glaubensbekenntnis, Information, Symbolik, Schmuckfreude" – ob die Rankpflanzen, der Sechsstern und das Keulenwinkelkreuz eine tiefere Bedeutung haben oder nur Dekor sind, ist nach wie vor umstritten. Detail aus dem Deelentorgestell des Hofes Rödinghausen-Bieren Nr. 4, Bahnhofstr. 114 (Foto: Rolf Botzet).

der herzoglichen Visitation gerügt. Zwei Jahre nach der Visitation, 1535, verließ Deterding Rödinghausen.

Von der Reformation kehren wir zurück zu den bäuerlichen Verhältnissen in Rödinghausen und im Ravensberger Land. Vom Wohlstand und der herausgehobenen gesellschaftlichen Stellung einiger Ravensberger Bauern

war bereits die Rede gewesen. Als herausragendes Beispiel hierfür können die Sattelmeier gelten, zu denen in Quellen des 17. und 18. Jahrhunderts mehr als 30 Höfe im Bereich zwischen Enger, Werther und Bielefeld gerechnet wurden.[17] Der für einen unfreien Bauernhof fast schon märchenhaft anmutende Reichtum lässt sich ablesen an der Größe und Zahl der Hofgebäude, an Inventarverzeichnissen[18] aus den Höfen und an den Verpflichtungen, die sie dem Landesherrn gegenüber hatten. Einer der Sattelmeier, die Familie Upmeier befand sich allein schon durch ihre Stellung als Eigenbehörige des Landesherrn in einer herausgehobenen Stellung. Die Sattelmeier wie die Upmeiers waren verpflichtet, in Zivil- und Militärangelegenheiten ein gesatteltes Pferd zu stellen, zum Transport von Briefen und „zu herrschaftlichen Verrichtungen auf der Sparrenburg".[19] Ein Bauer musste über ganz erheblichen Reichtum verfügen, um so einer Verpflichtung gerecht werden zu können.

Die herausgehobene gesellschaftliche Stellung der Sattelmeier ist an Privilegien ablesbar, die ebenfalls nicht zum Stand des unfreien Bauern zu passen scheinen. So war es bei der Beerdigung eines Sattelmeiers Sitte, dass nach dem Sarg das Pferd des Verstorbenen den Trauerzug anführte, erst danach folgte die Trauergemeinde. „Das Pferd stand während des Trauergottesdienstes im offenen Kirchenportal und wurde auch während der Beisetzung an das offene Grab herangeführt. (...) In Enger wurde der Sarg zudem während des Gottesdienstes neben das Grab Widukinds gestellt."[20] Weiterhin sollen die Sattelmeier im Bereich Bielefeld-Brackwede bei Hochzeiten und ähnlichen Anlässen die „Praecedentz", eine bevorzugte Behandlung, verlangt haben. Und der Nordmeierhof in Enger soll vor „uhralten" Zeiten von der

17 Zu den Sattelmeiern siehe Gisela Upmeier zu Belzen (Hg.), Upmeier zu Belzen. Geschichte eines ravensbergischen Sattelmeierhofs, mit Beiträgen von Roland Linde, Lutz Volmer und Herbert Upmeier zu Belzen (†), Lage 2010. Linde weist nach (S. 40), dass ein Ursprung der Sattelmeier im frühen Mittelalter genauso wenig zu beweisen ist, wie dass sie Gefolgsleute Widukinds waren. Nach den Untersuchungen Lindes sind die Sattelmeier erst in der frühen Neuzeit – vermutlich erst 1609 – entstanden.

18 „Das umfangreiche Inventarverzeichnis des Uphofes von 1863 dokumentiert einen standesgemäßen Lebensstil mit qualitätvollen Möbeln, Porzellan und Tafelsilber." In der Rubrik „Bücher und Schriften" erscheint u.a. die Position „Schillers Werke" – auf einem Bauernhof! (Roland Linde, Hofesgeschichte im landesgeschichtlichen Rahmen. Der Uphof im Mittelalter und in der Neuzeit, in: Upmeier zuu Belzen (wie Anm. 17), S. 9-64, hier S. 47).

19 Zitiert nach Linde ebd., S. 37.

20 Ebd., S. 36.

Den eigenen Wohlstand zurückhaltend, für das geübte Auge aber unübersehbar dargestellt: Die Balken des teuren Eichen-Ständerwerks am Hof werden dicker und rücken näher zusammen, die billigen Gefache werden immer kleiner. Kammerfach des Hofes Rödinghausen-Ostkilver Nr. 1, Horstfelder Str. 8 (Foto: Rolf Botzet).

monatlich zu zahlenden Grundsteuer befreit gewesen sein. Mit dem Übergang der Grafschaft Ravensberg an Brandenburg sei bei ihm die Zahlung der Kontribution dann auf eine neunMonate pro Jahr und dabei jeweils auf 1 Taler 18 Groschen begrenzt worden.[21] – All dies sind Merkmale, die die herausgehobene Stellung dieser Bauern belegen.

Der bäuerliche Wohlstand fand seinen Ausdruck auch im Hofgebäude zahlloser Bauern. Allein am Haupthaus lassen sich bereits an der mehr oder minder großzügigen Verwendung des teureren Baustoffes Eichenholz die wirtschaftlichen Möglichkeiten des Hofes ablesen. Je kleiner die – billigeren – Gefache wurden und je enger die immer dicker werdenden Ständer

21 Ebd.

und Riegel aneinander rückten, umso besser war es um die wirtschaftlichen Möglichkeiten des Hofes bestellt.

Weiterhin war aus dem Oberwesergebiet die Sitte ins Ravensberger Land und nach Rödinghausen gekommen, das Fachwerk – Balkenköpfe, Knaggen, Schwellen, Rähm und Ständer – zu beschnitzen.[22] Der Fachwerkschmuck in Form von Inschriften, Ornamenten und Symbolen konnte dabei von Hof zu Hof und von Dorf zu Dorf ganz erheblich variieren, ebenfalls abhängig von den wirtschaftlichen Mitteln und den vor Ort bevorzugten Motiven. Der verzierte Fachwerkbau, um den es hierbei geht, ist vor allem eine Sache des 18. und 19. Jahrhunderts. Der Akzent lag hier auf dem ornamentalen und möglicherweise symbolhaften Schmücken von Deelentor, Stichbalkenköpfen und Knaggen. Die Schnitzarbeiten konzentrieren sich dabei auf den so genannten Schaugiebel, der meist der Nordgiebel war und in dessen Mitte sich das Deelentor befand. Auf dieser Seite des Hofes wurden zahlreiche Arbeiten verrichtet, hier herrschte der größte „Publikumsverkehr" – und hier lohnte es sich am ehesten, mit umfangreichen Schnitzereien und farblichen Ausmalungen den eigenen Wohlstand zur Schau zu stellen.

Bäuerlicher Wohlstand zeigte sich weiterhin in dem Schmuck, den die Bäuerinnen trugen. In anderen deutschen Ländern war dies verboten worden, in Ravensberg gab es derartige Untersagungen nicht. So versagten Kleidermandate wie eine herzoglich württembergische Polizeiordnung von 1549 oder eine herzoglich bayrische Polizeiordnung von 1578[23] dem Bauern ausdrücklich den Gebrauch jeglichen kostbaren schmückenden Beiwerks zur Kleidung. Die fehlenden Verbote in unserer Region führten dann dazu, dass an Westfalens Ostgrenze, im Osnabrücker, Mindener und Ravensberger Land, eines der dichtesten und großartigsten Schmuckgebiete überhaupt entstand. „Schmuck von überdimensionaler Größe, von höchstem Repräsentationswert bei höchster Steigerung aller volkskunstlichen Mittel, findet sich hier, in einer Landschaft von hohem bäuerlichem Selbstbewußtsein, Traditionsgefühl und Reichtum, konzentriert vor allem auf Halsschmuck, für den hier auch neue Formen geschaffen werden. Das Plattenhalsband führt letztlich zu dem kragenartigen ‚Halsgeschirr'. Hier ist auch der Kulminationspunkt des Bernstein-Halsschmuckes."[24]

22 Rolf Botzet, Fachwerkschmuck in Rödinghausen, Rödinghausen 2009.

23 Gislind M. Ritz, Alter bäuerlicher Schmuck, München 1978, S. 9.

24 Ebd., S. 11.

Das starke Hervortreten von bäuerlichen Rechten, bäuerlichem Wohlstand und bewusstem Zeigen dieses Wohlstandes in Ravensberg wird häufig zurückgeführt auf eine schwache Landesherrschaft.[25] Entweder fehlte den Herren über Ravensberg die nötige Durchsetzungskraft, oder sie lebten zu weit entfernt, oder sie hatten an der vergleichsweise kleinen Grafschaft ein zu geringes Interessen, als dass sie Adelsinteressen und –privilegien gegen eine wohlhabend und selbstbewusst gewordene bäuerliche Bevölkerung durchgesetzt hätten.

Was für die Bauern ein großer Vorteil war, rächte sich für die Grafschaft Ravensberg auf der anderen Seite. In anderen deutschen Territorien gingen vom Herrscherhaus Impulse zum Beispiel für Kultur und Wissenschaft aus. Vielleicht wurde ein Astronom, Botaniker oder Zoologe engagiert, der im Auftrag des Herrschers forschte und eine Sternwarte, eine Sammlung oder einen Botanischen Garten anlegte. Oder es wurden Komponisten beschäftigt, und die Musikpflege blühte in der Form von Orchestern und Konzerten. Manche Landesherren gründeten Universitäten, wie Graf Eberhard im Bart 1477 in Tübingen.

All das fehlte in Ravensberg, von keiner Residenz kamen Anregungen oder Aufträge. So beklagt Paul Probst in seinem Werk „Westfalen in der Kritik des 18. Jahrhunderts“[26], dass es dem Land an Universitäten, Schulen und Leuten mangele, die die schönen Wissenschaften fördern. Bereits ein Jahrhundert vorher bemängelte Philipps[27], das Bielefelder Gymnasium sei 1729 in so einem desolaten Zustand gewesen, dass die Eltern ihre Kinder in andere Städte zur Schule schickten. Der Mangel an öffentlichen Büchersälen sei eine Ursache dafür gewesen, dass Wissenschaft und Geschmack so wenig blühten. Der Mangel an kostbaren und großen Buchhandlungen in der Region habe gleichermaßen negativ gewirkt. Genauso fehlte es an Verlegern und guten und schönen Buchdruckereien. In Bielefeld hatte das Gymnasium eine kleine Bibliothek vor allem mit theologischen und philologischen Schriften und lateinischen Klassikern; der Buchbestand wurde jährlich um einige Bücher vermehrt. Außerdem besaß der Prorektor Schwarz eine eigene

25 Siehe hierzu z.B. Gertrud Angermann, Volksleben zu Beginn der Neuzeit, Münster/New York, S. 315.

26 Paul Probst, Westfalen in der Kritik des 18. Jahrhunderts, Münster 1912, S. 49.

27 Gustav Phillips, Die Entwicklung der geistigen Kultur Ravensbergs bis zum Jahr 1807, Gütersloh nach 1911, S. 46 ff.

Bibliothek. Ferner existierte noch die Bibliothek einer „militärischen Lesegesellschaft", die von einem Leutnant „dirigiert" wurde und auf „das Fach der Kriegskunst spezialisiert" war. Schließlich habe noch ein Geheimrat eine Privatbibliothek besessen.[28]

Für die Neuzeit bis zur Industrialisierung entsteht damit von der Grafschaft Ravensberg ein Bild, das einerseits von einer wohlhabenden Bauernschicht – sowie Kleinbauern, Köttern und Heuerlingen in mehr oder minder prekären Verhältnissen – und andererseits von einem Fehlen jeglicher wissenschaftlicher oder kultureller Elite geprägt war. In Rödinghausen hieß Kultur im 18. und 19. Jahrhundert in der Tat, dass z.B. Schüler in der Schule Kirchenlieder lernten, um den sonntäglichen Gemeindegesang in der Kirche mitzutragen und bei Beerdigungen den Leichenzug musikalisch zu begleiten. Von der so genannten „Leichenpoesie" berichtet Phillips, dass sie kaum zu ertragen war.[29] In weiten Teilen der Grafschaft Ravensberg war allein die Kirche für Kultur zuständig, und mit ihr Pietismus und Erweckungsbewegung.

In der Mitte des 19. Jahrhunderts erreichte das Ende der manuellen Flachsverarbeitung Rödinghausen mit derselben Unerbittlichkeit wie jeden anderen Ort der Alten Welt – und alle Versuche, sich dagegen zu stemmen, waren zum Scheitern verurteilt. In aller Regel bedeutete dies das Ende der protoindustriellen Produktionsverhältnisse einerseits und die Industrialisierung der Städte bzw. die Deindustrialisierung des platten Landes andererseits.

In Rödinghausen versuchte man zunächst noch wie auch andernorts, durch Mengen- und Qualitätssteigerung die Katastrophe zu verhindern. 1830 wurden zwei Spinnschulen eingerichtet, in denen „kleine Kinder von acht Jahren an geübt wurden, das feinste Garn zu spinnen."[30] Der auf Flachs basierenden Protoindustrie brachte dies wenige Jahre Aufschub, über kurz oder lang musste die gewerbliche Flachsverarbeitung vor der Übermacht des Maschinengarns kapitulieren.

In Rödinghausen schloss sich an den Niedergang dieses Hausgewerbes eine etwa zwanzigjährige Notzeit an, die von Armut, Hunger, Auswande-

28 Ebd., S. 67 f.

29 Ebd., S. 50.

30 Kirchenchronik Rödinghausen (1804-1926), Rödinghausen 1804 ff.

Zigarrenherstellung in Handarbeit: Die fertigen Zigarrenwickel liegen in der hölzernen Wickelform auf Augenhöhe. Die Rollerin umrollt den Wickel mit dem Deckblatt und befestigt ihn mit Kleister. Links liegen die fertigen Zigarren. (Foto: Museum Bünde).

rung nach Nordamerika, religiösem Eifer[31] und Schmuggel über die preußisch-hannoversche Grenze geprägt war.[32] Den Ausweg aus dieser Situation brachte ab 1861 die Tabakverarbeitung. Der tatsächliche Gang der Ereignisse deckt sich dabei nicht mit den Erzählungen über den Bünder Tönnies Wellensiek, dem in mehreren Geschichten die Einführung des Tabaks in Bünde als persönliche Heldentat zugeschrieben wird.

Der erste Tabak soll in der Zeit des Dreißigjährigen Krieges erstmalig nach Deutschland gekommen sein, und 1788 gründete ein Hamburger in seiner Vaterstadt die erste deutsche Zigarrenfabrik. Auf der Suche nach billigeren Arbeitskräften für die Zigarrenproduktion dehnte sich das Zigarren-

31 1852 gründete sich die so genannte „Altlutherische Kirche", die seit 1972 zusammen mit anderen Gemeinden den Namen „Selbständige Evangelisch Lutherische Kirche" trägt. Siehe hierzu Rolf Botzet, „Wir suchen das wahre Christentum…", in: Kreisheimatverein Herford e.V. (Hg.), Historisches Jahrbuch für den Kreis Herford 2004, Bielefeld 2003, S. 27 ff.

32 Rolf Botzet, Ereygnisse, Merckwürdigkeyten und Begehbenheyten aus Rödinghausen, Rödinghausen ²2002, S. 95 ff.

machergewerbe von den Hafenstädten Hamburg und Bremen ins Hinterland aus. 1826 erreichte es der Weser als kostengünstiger Transportroute folgend Minden und 1830 Vlotho, den Weserhafen des Ravensberger Landes.[33] Von hier aus wurde der Tabak über Land zu den vormaligen Spinnern und Webern transportiert, die händeringend nach einem neuen Erwerbszweig Ausschau hielten. Die Fabrikanten im Zigarrenmachergewerbe fanden hier nahezu ideale Rahmenbedingungen vor, in die sie das neue protoindustrielle Gewerbe implantieren konnten. 1861 eröffnete die erste Zigarrenproduktionsstätte in Rödinghausen.

Durch die Zigarrenherstellung kam es in Rödinghausen nicht zu Deindustrialisierung und Abwanderung der Bevölkerung in industrielle Zentren. Vielmehr wurde das alte System der Protoindustrie nach den oben beschriebenen 20 Notjahren mit einem neuen Rohstoff – dem Tabak – und einem neuen Produkt – der Zigarre – gefüllt und konnte dadurch mit nur wenigen Änderungen weiterbestehen. Diese Weiterführung des protoindustriellen Systems trägt zu Recht den Namen „fortgesetzte Protoindustrie".[34] Im Fall von Rödinghausen wurde mit der Zigarrenmacherei ein neues protoindustriell ausübbares Gewerbe gefunden, das für ein volles Jahrhundert die Verbindung von Heimgewerbe und kleiner Landwirtschaft aufrecht erhielt und damit das Einkommen von Köttern und Heuerlingen sowie landwirtschaftlichen Klein- und Zwergbetrieben sicherte.

Im Zeitalter der Zigarrenmacherei, im deutschen Kaiserreich, wurde Politik erstmalig ein Thema in Rödinghausen. Politisch und von der politischen Meinungsführerschaft her war Rödinghausen zu Beginn des 20. Jahrhunderts von den alten großbäuerlichen Eliten dominiert. Im Amt Rödinghausen bildeten 1919 die DDP, die DVP und die DNVP das bürgerliche Lager, diese Parteien repräsentierten über zwei Drittel der Rödinghauser Wähler.[35] Da die DNVP sich agrarische Interessen auf die Fahnen geschrieben hatte, gewann sie – v.a. bei den Großbauern und unter den national

33 Rolf Botzet, Bauersleut und Heimarbeiter, Herford 1992, S. 116.

34 Ebd., S. 134 ff.

35 Gemeindearchiv Rödinghausen, B 31. Zum Beschreiben der politischen Ausrichtung Rödinghausens wird hier Bezug genommen auf die Wahlergebnisse zur Nationalversammlung, zu Reichstagswahlen und reichsweiten bzw. bundesweiten Abstimmungen und Wahlen. Gemeinderats- und Amtswahlen werden zurückgestellt, weil es sich hier in dem kleinen Amt Rödinghausen zu oft um Persönlichkeitswahlen gehandelt hat.

gesonnenen Köttern und Heuerlingen – im Dezember 1924 bei der Reichstagswahl 50,7%.[36] Politisch war Rödinghausen zur Anfangszeit der Weimarer Republik also von einer stark konservativen, größtenteils kleinbürgerlich-evangelischen sowie großbäuerlichen Wählerschaft geprägt.

Zum Ende der Weimarer Zeit gelang es den Nationalsozialisten, im protestantischen Rödinghausen früher als in anderen Orten bedeutende Stimmengewinne zu erzielen. Bereits bei der Reichstagswahl im Dezember 1924 hatte die NSDAP 2% erzielt, zur Reichstagswahl 1930 schnellte sie von ihren früheren einstelligen Ergebnissen in den späten 1920er Jahren auf 43,6% hoch.[37] Rödinghausen ist ein Musterbeispiel für die Tatsache, dass die Nationalsozialisten besonders in agrarisch-heimgewerblichen und protestantischen Landgemeinden ihre höchsten Wahlergebnisse erreichen konnten. Bei der Reichstagswahl im Juli 1932 erzielte die NSDAP in Rödinghausen 58,5% und damit ein fast doppelt so hohes Ergebnis wie auf Reichsebene. Wie reichsweit, waren es auch in Rödinghausen protestantische in der Land- und Forstwirtschaft Tätige, die für die Nazis stimmten. Die weiteren Wahlen der Jahre 1932 und 1933 brachten der NSDAP Ergebnisse zwischen 55,9 und 69,3%.[38]

Nach dem Zusammenbruch des Nationalsozialismus konkurrierten in Rödinghausen ein bürgerliches Lager aus CDU und FDP mit der SPD. Bemerkenswert ist, dass es der FDP gelang, sowohl als links- wie auch als rechtsliberales Sammelbecken ebenfalls ehemalige deutschnationale und nationalsozialistische Wähler für sich zu gewinnen. Bei der Landtagswahl 1950 erreichte die FDP in Rödinghausen ihr Allzeit-Hoch von 38,5%.[39] Die CDU trat in Rödinghausen das Erbe der Weimarer bürgerlichen Parteien an. Viele Bauern, die in der Weimarer Republik die DNVP gewählt hatten, stimmten nun für die CDU.[40] Aufgrund der Struktur der bäuerlich-heimgewerblichen Rödinghauser Wählerschaft errang die CDU in Rödinghausen ab 1946 und bis 1960 gute bis sehr gute Ergebnisse, mit Spitzenwerten von 52,2% bei der Kreistagswahl 1946 und 45,3% bei der Bundestagswahl 1953.

36 Peter Exner, Ländliche Gesellschaft und Landwirtschaft in Westfalen 1919-1969, Münster 1997, S. 491.

37 Gemeindearchiv Rödinghausen B 31, B 32, B33, B 37, B 38, B XI-2-14.

38 Exner, S. 491.

39 Ebd.

40 Ebd., S. 301.

Das Jahr 1961 stellt einen Wendepunkt in den Rödinghauser Wahlergebnissen dar. Erstmalig überrundete die SPD in Rödinghausen die CDU bei einer Bundestagswahl, und zwar um volle 10,3%. Der Grund für diesen fundamentalen und bis heute anhaltenden Wandel ist eine Veränderung in der Rödinghauser Wirtschaftsstruktur. Bis 1961 war die örtliche Wirtschaft agrarisch-heimgewerblich strukturiert, mit dem Zusammenbruch der Zigarrenherstellung in Handarbeit wandelte sich die Gemeinde zu einer „verstädterten Arbeitersiedlung“[41] mit einem Wahlverhalten mehrheitlich zugunsten der SPD.

Technisch hatte die manuelle Zigarrenmacherei, dieses „System der fortgesetzten Protoindustrie“ nicht erst 1958, sondern bereits um 1930 ihr Ende erreicht. Wie bei der Flachsverarbeitung war es auch hier die Erfindung einer Maschine, die die Handarbeit bedrohte. 1931 wurden die ersten aus Schweden kommenden automatischen Wickelmaschinen[42] in Bünde aufgestellt. In der Folge gingen schnell viele Arbeitsplätze in den – größeren – Betrieben verloren, die sich diese Investition leisten konnten. Im Jahr 1933 wurde die Maschineneinführung jedoch jäh gestoppt. Das Nazi-Gesetz vom 15. Juli 1933 verbot den Einsatz von Maschinen bei der Zigarrenherstellung. Dies war eine Maßnahme zur Bekämpfung der Massenarbeitslosigkeit in den Anfängen des „Dritten Reiches“. Das Gesetz blieb interessanterweise nach dem Ende der Nazi-Herrschaft in Kraft, um die nach dem Krieg entstandene Arbeitslosigkeit auch hierdurch abzumildern. Erst als die Zeichen auf Vollbeschäftigung standen, hob der Bundestag im Dezember 1958 dieses Maschinenverbot auf.[43]

Mit dieser legislativen Maßnahme brach die Grundstruktur der Rödinghauser Wirtschaft, die Mischökonomie als Verbindung von kleiner Landwirtschaft und Heimgewerbe, auseinander. Rund ein Jahrtausend lang hatte die schmale Landausstattung der unterbäuerlichen Schichten zusammen mit der Flachsverarbeitung bzw. der Zigarrenmacherei für einen mehr oder minder ausreichenden Broterwerb des weitaus größeren Teils der Bevölkerung gesorgt. Auch wenn in der Folgezeit immer wieder Einzelpersonen zwei oder

41 Ebd.

42 „Wickel“ ist das Innere der Zigarre, das von Einlage und Umblatt gebildet wird. Das um den Wickel gerollte Deckblatt gibt der Zigarre ihr gefälliges Aussehen.

43 „Gesetz zur Aufhebung des Gesetzes über die Einschränkung der Verwendung von Maschinen in der Zigarrenindustrie“ vom 9.12.1958.

Schwarz-weiße Postansichtskarte der Pension „Habichtshöh" in Rödinghausen-Schwenningdorf um 1970. (Foto: Gemeindearchiv Rödinghausen, Bildersammlung Nr. 896).

mehrere Erwerbszweige zur Einkommenserzielung miteinander kombinierten, hat die Mischökonomie als Grundstruktur ausgedient.

Der Wirtschaftszweig Landwirtschaft ist in Rödinghausen dem allgemeinen Trend in Deutschland gefolgt. 1950 wurden in Rödinghausen 553 landwirtschaftliche Betriebe gezählt[44], im Juni 2013 arbeiteten in Rödinghausen noch 14 Haupterwerbsbetriebe mit 32 Beschäftigten (einschließlich der Betriebsleiter); das sind 1,0% aller sozialversicherungspflichtig Beschäftigten in Rödinghausen. Zu dieser Stammbelegschaft kommen viele Aushilfen hinzu, vor allem als Erntehelfer z.B. für Spargel oder Erdbeeren. Neben den Haupterwerbsbetrieben bestehen etwa 40 Nebenerwerbsbetriebe, die etwa zur Hälfte zur Einkommenserzielung und zur anderen Hälfte „aus Spaß an der Freude"[45] geführt werden. Auch wenn die Gemeinde Rödinghausen großen-

44 Landwirtschaftskammer Westfalen-Lippe, Sozioökonomische Betriebserhebung der Landwirtschaftskammer Westfalen-Lippe 1988.

45 Die Daten zur aktuellen Situation der Landwirtschaft beruhen auf einem Gespräch vom 17. 2. 2015 mit Wilhelm Möhle, dem Vorsitzenden des Landwirtschaftlichen Ortsvereins in Rödinghausen.

teils nach wie vor ein ländliches Aussehen hat und weite Flächen land- und forstwirtschaftlich genutzt werden, spielt die Landwirtschaft im Rödinghauser Wirtschaftsgefüge hinsichtlich Arbeitsplätzen, Erträgen und Steueraufkommen keine wesentliche Rolle. Der Boden als Haupternährungsgrundlage in der Rödinghauser Wirtschaftsgeschichte hat damit die Bedeutung verloren, die er seit der Sesshaftwerdung des Menschen innehatte.

Nach dem Ende der Zigarrenproduktion in Handarbeit versuchte man, den Norden der Gemeinde wegen seiner landschaftlich reizvollen Lage als Urlaubs- und Kurort zu etablieren. Hiermit griff man Bemühungen wieder auf, die bis in die Zeit nach dem Ersten Weltkrieg zurückreichten. Zu den bestehenden Gastwirtschaften wurden in den 1950er und -60er Jahren neue Pensionen eingerichtet, bisweilen baute man selbst die leer stehenden Fabrikationsräume ehemaliger Zigarrenmacherbetriebe zu Gästezimmern um. Eine landwirtschaftliche Fläche und ein kleiner Wald im Ortszentrum wurden zu einem Kurpark ausgebaut, und ein „Haus des Gastes" als zentraler Veranstaltungsort mit Fremdenverkehrsbüro wurde errichtet. Zusammen mit einem Gutachten über die Luftqualität erfüllte Rödinghausen damit die Anforderungen der Landes NRW und konnte 1980 die Ernennungsurkunde zum Staatlich anerkannten Luftkurort entgegennehmen.

In den 1960er und auch -70er Jahren traf das touristische Angebot aus Rödinghausen auf eine interessierte Nachfrage. In den Nachkriegs- und Wirtschaftswunderjahren waren viele Menschen aus dem Ruhrgebiet und aus Berlin völlig damit zufrieden, Urlaub in guter Luft und in einer schönen Landschaft zu machen. Neben vielen anderen kam z.B. 1964 eine Gruppe von 30 Personen aus Berlin und blieb für drei Wochen in Rödinghausen.[46] Spätestens mit dem Aufkommen von Pauschalreisen nach Italien, Spanien und Jugoslawien und dem Sinken von Flugpreisen erwuchs dem „Staatlich Anerkannter Luftkurort Rödinghausen" wie zahllosen anderen vergleichbaren Kurorten eine Konkurrenz, gegen die diese Orte machtlos waren. Den niedrigeren Preisen für den Pauschalurlaub im Süden, der Sonnengarantie und dem Meer hatte ein Ort wie Rödinghausen nur gute Luft, Wandern im Wiehengebirge und eine sehr bescheidene touristische Infrastruktur entgegenzusetzen.

46 Rolf Botzet, Ein Lebensort für Senioren und Behinderte, in: Kreisheimatverein Herford e.V. (Hg.), Historisches Jahrbuch für den Kreis Herford 2015, Bielefeld 2014, S. 94.

Ende 2013 bestanden in Rödinghausen 14 Pensionen mit insgesamt 102 Betten, dazu kamen 3 Jugendgästehäuser mit 167 Betten. In den Pensionen übernachteten vor allem Monteure, die für einige Wochen eine günstige Unterkunft suchten. Dazu kamen Handelsvertreter und Gäste, die Verwandte und Bekannte besuchten. In den Jugendgästehäusern, die etwa 75 % der insgesamt 39.921 Übernachtungen in 2013 für sich verbuchen konnten, kamen Schulklassen und Jugendgruppen unter. Urlauber und vor allem Kurgäste kommen praktisch nicht mehr nach Rödinghausen. Mit Monteuren, Schulklassen und Jugendgruppen hat das Rödinghauser Beherbergungsgewerbe eine offensichtlich stabile Kundschaft, auch wenn die Zahlen im mehrjährigen Vergleich leicht sinken. Nach Zahlen des DWIF München[47] und der Gemeinde Rödinghausen erzielte das Gastgewerbe in Rödinghausen 2013 Einnahmen von 1,072 Millionen €.

War der Norden der Gemeinde Rödinghausen – namentlich der Ortsteil Rödinghausen selber – für Kur und Tourismus reserviert worden, so bemühte man sich für den Süden der Gemeinde[48] um Industrieansiedlungen. Bis zum Ende des Zweiten Weltkrieges war die Industrie in Rödinghausen nur durch eine Möbelfabrik und einen Zementwarenhersteller vertreten. Dem Trend der Region folgend kam es auch in Rödinghausen zur Ansiedlung von Möbelherstellen, vor allem für Küchenmöbel. Versuche, hier zu einer Diversifizierung zu kommen, sind nur in beschränktem Umfang von Erfolg gekrönt worden. Die Gemeinde Rödinghausen hat geschickt den Umstand genutzt, dass ein großes von den Briten genutztes Kasernengelände im Zuge der Ost-West-Entspannung und des Rückzugs der britischen Truppen frei wurde. Mit Hilfe der Landesentwicklungsgesellschaft NRW hat die Gemeinde dieses 22 ha große Areal zum Gewerbegebiet Ostkilver, dem größten Gewerbegebiet in der Gemeinde, entwickelt. Wegen der günstigen Grundstückspreise, eines Gewerbesteuerhebesatzes von 411%[49], einer sehr wirtschaftsfreundlichen Ansiedlungspolitik und der Nähe zur Autobahn Osnabrück-Hannover hat sich Rödinghausen als gern gewählter Standort für Industrieansiedlungen erwiesen.

47 Deutsches Wirtschaftswissenschaftliches Institut für Fremdenverkehr e.V. an der Universität München; Zahlen des Touristik Service Rödinghausen vom 17. Februar 2015.

48 Hinzu kommt ein großer Küchenmöbelhersteller im Ortsteil Schwenningdorf.

49 Im Jahr 2014.

Die „intakte" und überschaubare Struktur der 9.700-Einwohner-Gemeinde[50] sowie die zuletzt genannten Faktoren haben Rödinghausen eine weit überdurchschnittlich positive Wirtschaftsentwicklung beschert. Das durchschnittliche Pro-Kopf-Einkommen lag 2014 in Rödinghausen bei 46.760 €, rund 40% über dem NRW-Durchschnitt von 33.199 €. 2.084 sozialversicherungspflichtig Beschäftigte arbeiteten 2014 im produzierenden Gewerbe, das sind 67,8% aller Beschäftigten. In Handel, Gastgewerbe und Verkehr arbeiteten mit 389 Beschäftigten 12,7% und im Bereich Sonstige Dienstleistungen 566 mit 18,4%. Ebenfalls 2014 betrug die Arbeitslosigkeit in Rödinghausen 3,9%.[51]

Ob der Weg Rödinghausens in den wirtschaftlichen Erfolg der „richtige" Weg ist, hängst vom Standpunkt und den Werten des jeweiligen Betrachters ab. Richtig ist auf jeden Fall, dass die Gemeinde Rödinghausen dem allergrößten Teil ihrer Bürger ein materiell sorgenfreies Leben in beachtlichem Wohlstand bietet. Die landschaftlich reizvolle Lage hat auch dazu geführt, dass Wohlhabende aus anderen Kommunen in den Ort an der Südseite des Wiehengebirges gezogen sind. Ende 2014 lebten 5 Einkommensmillionäre in Rödinghausen – was der Gemeinde die Rangziffer 19 in dieser Kategorie in NRW eingebracht hat. Auf der anderen Seite leben in Rödinghausen kaum Menschen mit Migrationshintergrund, und die Zahl der Armen ist ebenfalls ausgesprochen gering.

50 9.690 Einwohner mit Erstwohnsitz am 1. Februar 2015, Einwohnerstatistik der Gemeinde Rödinghausen.

51 Zahlen der Gemeindeverwaltung Rödinghausen auf der Grundlage eigener Daten, Daten der Agentur für Arbeit und IT.NRW. Angaben vom 24. Februar 2015 mit den jeweils jüngsten verfügbaren Daten.

Vereinsbericht über das Jahr 2014

Auszug aus dem Protokoll der Jahreshauptversammlung des Historischen Vereins für die Grafschaft Ravensberg

28. Februar 2015, Remise, Kiskerstraße 2, in Halle/Westfalen

Laut Teilnehmerliste nahmen 59 Personen an der Versammlung teil.

Begrüßung zur Jahreshauptversammlung 2015

Der Vorsitzende Dr. Johannes Altenberend würdigt die Bedeutung Halles als eines wichtigen Ortes in der ehemaligen Grafschaft Ravensberg und verweist auf Vertragsabschlüsse der Grafen im Hochmittelalter sowie die vielfältigen wirtschaftlichen und familiären Verbindungen während der Protoindustrialisierung zwischen dem ländlichen Halle und dem regionalen Zentrum Bielefeld.

In Vertretung der erkrankten Bürgermeisterin Frau Rodenbrock-Wesselmann begrüßt der stellvertretende Bürgermeister Dieter Baars die Mitglieder des Vereins. Anschließend stellt Frau Katja Kosubeck das von ihr und einem Kreis Ehrenamtlicher initiierte und betreute virtuelle Museum „Haller Zeit-Räume" vor.

Der Vorsoitzende stellt die form- und fristgerechte Einladung fest. Die Versammlung ist beschlussfähig. Wünsche auf Ergänzung zur Tagesordnung werden nicht genannt.

1. Tätigkeitsbericht des Vorstandes für das Jahr 2014

1.1 Mitgliederentwicklung

Der Historische Verein hat 583 Mitglieder; hinzu kommen 57 Personen als Inhaber einer Beikarte, so dass der Verein zum 1. März 2015 insgesamt 640 Mitglieder zählt; mit 139 Vereinen und Institutionen tauscht er die Vereinsschriften aus, wovon die Landesgeschichtliche Bibliothek in Bielefeld profitiert. Es sind 21 Personen und ein Beikartenmitglied in den Verein eingetreten, elf Mitglieder und drei Beikartenmitglieder sind zumeist aus Altersgründen ausgetreten. Verstorben sind neun Mitglieder.

Die Versammlung gedenkt der Verstorbenen: Anneliese Meyer zu Sieker, Heinz Tuxhorn, Heinrich Kobusch, Dr. Eberhard Flöthmann, Dr. Martin Stiewe, Christa Hüser, Rita Generotzky, Dr. Meyer zu Bargholz, Jürgen Nehls.

1.2. Publikationen

Die wissenschaftlich orientierte Forschung und die Veröffentlichung qualitätvoller historischer Arbeiten gehören zu den zentralen Aufgaben von historischen Vereinen. Für das Bielefelder Jubiläumsjahr hat der Verein hier seinen Schwerpunkt gesetzt. Die *Ravensberger Blätter,* redaktionell betreut vom Bielefelder Stadtarchivar Dr. Jochen Rath, wurden 2014 zu den Themen „Bielefeld im Ersten Weltkrieg" und „800 Jahre Stadt Bielefeld" herausgegeben. Der *99. Jahresbericht,* redaktionell betreut von Prof. Dr. Reinhard Vogelsang und dem Vorsitzenden, enthält fünf Aufsätze aus unterschiedlichen Themenfeldern. 2014 sind zudem drei Sonderveröffentlichungen des Vereins erschienen: In dem von Dr. Jürgen Büschenfeld und Dr. Bärbel Sunderbrink herausgegebenen Buch „ *Bielefeld und die Welt. Prägungen und Impulse"* werden vielfaltige Verflechtungen Bielefelds herausgearbeitet. Das Buch, entstanden in enger Kooperation mit der Universität Bielefeld, ist den weiterführenden Schulen der Stadt kostenlos zur Verfügung gestellt worden. Zudem wurde eine Neuauflage der Veröffentlichung *„Es waren doch unsere Nachbarn! Deportationen in Ostwestfalen-Lippe 1941–1945"* in die Reihe der Sonderveröffentlichungen aufgenommen. Schließlich wurden die Berichte über die Grabungen auf der Sparrenburg 2007 bis 2013 *„Sparrenburg archäologisch"* (Redaktion Dr. Johannes Altenberend/Dr. Roland Siekmann) veröffentlicht.

1.3. Vorträge

Die Vortragsveranstaltungen behandelten den Ersten Weltkrieg aus zumeist lokaler Perspektive: Dr. J. Büschenfeld – Europa vor dem Ersten Weltkrieg; Dr. J. Altenberend – Kriegerdenkmäler und Erinnerungskultur; Dr. J. Rath – Fotografien vom Sommer 1914; Bernd J. Wagner – Kindheit im Krieg.

1.4. Exkursionen

Die viertägige Exkursion des Vereins führte 2014 nach Berlin, die eintägige Herbstexkursion nach Osnabrück und ins Osnabrücker Land. Zwei Wanderungen unter der Leitung von Herrn Stanke führten zum Johannisberg und zum Jostberg. Der Verein organisierte zudem am „Tag des offenen Denkmals" Führungen über die Sparrenburg.

1.5. Sonstige Aktivitäten

Am 22. November 2014 wurde der Gustav-Engel-Preis im Großen Sitzungssaal des Rathauses an Jan Hendrik Höltjen für seine Arbeit „ *Verkehrssicherheit in Bielefeld 1979-1995",* Masterarbeit an der Universität Bielefeld, verliehen. Am

3. Mai 2014 fand im Zusammenhang mit der Buchveröffentlichung *„Bielefeld und die Welt"* eine Tagung statt, auf der die Ergebnisse der Forschungen vorgestellt und diskutiert wurden.

1.6. Vorstand und Beirat
Der Vorstand ist vier Mal zusammengetreten, der Beirat einmal. Thema der Treffen waren vor allem die Publikationen und deren Finanzierung. Darüber hinaus beschäftigte sich der Vorstand mit der wissenschaftlichen Auswertung der Grabungen auf der Sparrenburg und der nun anstehenden Erarbeitung eines Präsentationskonzeptes. Für den Ausbau des Kottens auf dem Gelände des Bauernhausmuseums wurden 15.000 € eingeworben, weitere 5.000 € steuert der Verein aus Eigenmitteln bei.

3. Kassenbericht des Kassenwartes
Dr. J. Büschenfeld erläutert, dass die Aktivitäten um das Stadtjubiläum Bielefelds Niederschlag in der Kassensituation des Vereins gefunden haben. Einnahmen in Höhe von 93.285 € im Jahr 2014 standen Ausgaben in Höhe von rund 103.400 € gegenüber. Neben zweckgebundenen Spenden in Höhe von 4.400 € erhielt der Verein für seine Veröffentlichungen Zuschüsse des Landschaftsverbandes Westfalen-Lippe und der Bielefeld-Marketing. Die Druckkosten beliefen sich auf etwa 65.000 €. Im Vermögen des Vereins sind 26.000 € für den Anteil an der Bauernhaus gGmbH enthalten.

4. Bericht der Kassenprüfer
Herr Hardung hat gemeinsam mit Herr Wesemann am 11. Februar 2015 in den Räumen des Stadtarchivs Bielefeld die Kassenunterlagen geprüft. Herr Hardung lobt die sorgfältige Kassenführung. Anlässe zu Beanstandungen haben sich nicht ergeben.

5. Berichte aus den Arbeitsgemeinschaften
Klaus Böcker, *AG für Zeitgeschichte,* berichtet über Veranstaltungen zur Kinogeschichte und zur Biographie von Else Zimmermann, der ersten Landrätin in der Bundesrepublik, sowie in Kooperation mit dem Verein für Zeitgeschichte und regionale Erinnerungskultur zum Kriegsende 1945.

Uwe Standera, *AG für Genealogie,* berichtet über Austausch- und Vortragsabende sowie über die Gruppen, die sich der Verkartung der Kirchenbücher aus Schildesche und Brackwede widmen. Zudem verweist er auf die Beantwortung von familienkundlichen Anfragen durch die AG. Thematisch widmete sich

die AG u.a. den frühen Ratsherren der Stadt Bielefeld (Wolfgang Schindler), der Biographie eines ehemaligen Sklaven (Wolfgang Bechtel), der jüdischen Gemeinde Pyrmonts (Manfred Willeke) sowie der Bezeichnung Arröder (Bernd Klumpe-Scheel).

Horst Stuckenbrock, *AG für Plattdeutsche Sprache,* berichtet „auf Platt" über die Aktivitäten des Kreises, der sich regelmäßig zum Austausch trifft.

Jörg Meyer zu Theenhausen, *AG Altertum und Frühmittelalter,* referiert über die breite Vortragstätigkeit des Jahres, deren Schwerpunkte 2014 die Jubiläen Karls des Großen sowie des KaisersAugustus bildeten. Themenabende befassten sich mit dem Römerlager in Olfen (Dr. Bettina Tremmel), römischer Militärgeschichte (Dieter Kuhnert), der Eroberung Altsachsens durch die Franken, dem Staatsrecht der Augustuszeit (Marianne Koch) und den altsächsischen Siedlungen im Ravensberger Land am Beispiel Theesens (Dr. Manfred Fröhlich).

Im *BielefelderBauernhausmuseum* lag die Besucherzahl 2014 laut Museumsleiter Dr. Lutz Volmer bei 29.100 zahlenden und nichtzahlenden Besuchern, was eine Steigerung von 3.000 im Vergleich zum Vorjahr bedeutet. Die Qualität des Ausstellungsprogramms wurde unter anderem durch ein Kooperationsprojekt mit der Universität Bielefeld unterstrichen: Die Ausstellung zum Stadtjubiläum „Stattrand. Bielefeld und seine Dörfer" wurde von Prof. Dr. Walter Schmuhl erarbeitet.

6. Entlastung des Vorstands und des Beirats

Vorstands und Beirat wurden mit großer Mehrheit (sechs Enthaltungen) entlastet. Der Vorsitzende dankt für das Vertrauen und hebt die besondere Unterstützung durch das Stadtarchiv Bielefeld hervor.

7. Programmplanungen, Publikationen, Projekte für das Jahr 2015

Neben den üblichen Aktivitäten wird der 100. Jahresbericht vorbereitet, an dem sich zahlreiche Autorinnen und Autoren mit Beiträgen beteiligen. Die große Exkursion geht 2015 von Koblenz aus an die Mosel.

8. Verschiedenes

Eberhard Delius verweist auf die aus der Genese der Einrichtung herrührenden engen Verbindung des Historischen Museums Bielefeld zum Historischen Verein. R. Vogelsang erläutert seine weitreichende inhaltliche Unterstützung bei

der Neukonzeption der 2014 wiedereröffneten Abteilung zum Mittelalter. Der Vorstand nimmt die Anregung, zukunftsgerichtete Gespräche zu führen, auf.
Bielefeld 21. März 2015

Dr. Bärbel Sunderbrink
Schriftführerin

Dr. Johannes Altenberend
Vorsitzender

Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter dieses Jahresberichts

Hiltrud Böcker-Lönnendonker
Wittekindstraße 18
33615 Bielefeld

Dr. Rolf Botzet
Auf der Egge 8
33619 Bielefeld

Johannes Burkardt
Landesarchiv NRW
Abt. Westfalen
Bohlweg 2
48147 Münster

Dr. Barbara Frey
Mühlenstraße 138
33607 Bielefeld

Prof. Dr.
Margrit Schulte Beerbühl
Heinrich-Heine-Universität
Düsseldorf, Philosoph. Fakultät
Universitätsstraße 1
40225 Düsseldorf

Lars Lüking
Landesarchiv NRW
Abt. Ostwestfalen-Lippe
Willy-Hofmann-Straße 2
32756 Detmold

Reinhard Neumann
Stftungen Sarepta / Nazareth
Nazarethweg 7
33617 Bielefeld

Dr. Jochen Rath
Stadtarchiv und Landesgeschichtliche Bibliothek
33597 Bielefeld

Prof. Dr. Wilfried Reininghaus
Schmiedekamp 51
48308 Senden

Dr. Nicolas Rügge
Brandstaße 28
30519 Hannover

Wolfgang Schindler
Kaiserstr. 8 c
42781 Haan

Uwe Standera
Osningstraße 67
33605 Bielefeld

Kerstin Stockhecke
von Bodelschwinghsche Stiftungen
Bethel, Hauptarchiv
Bethelplatz 2
33617 Bethel

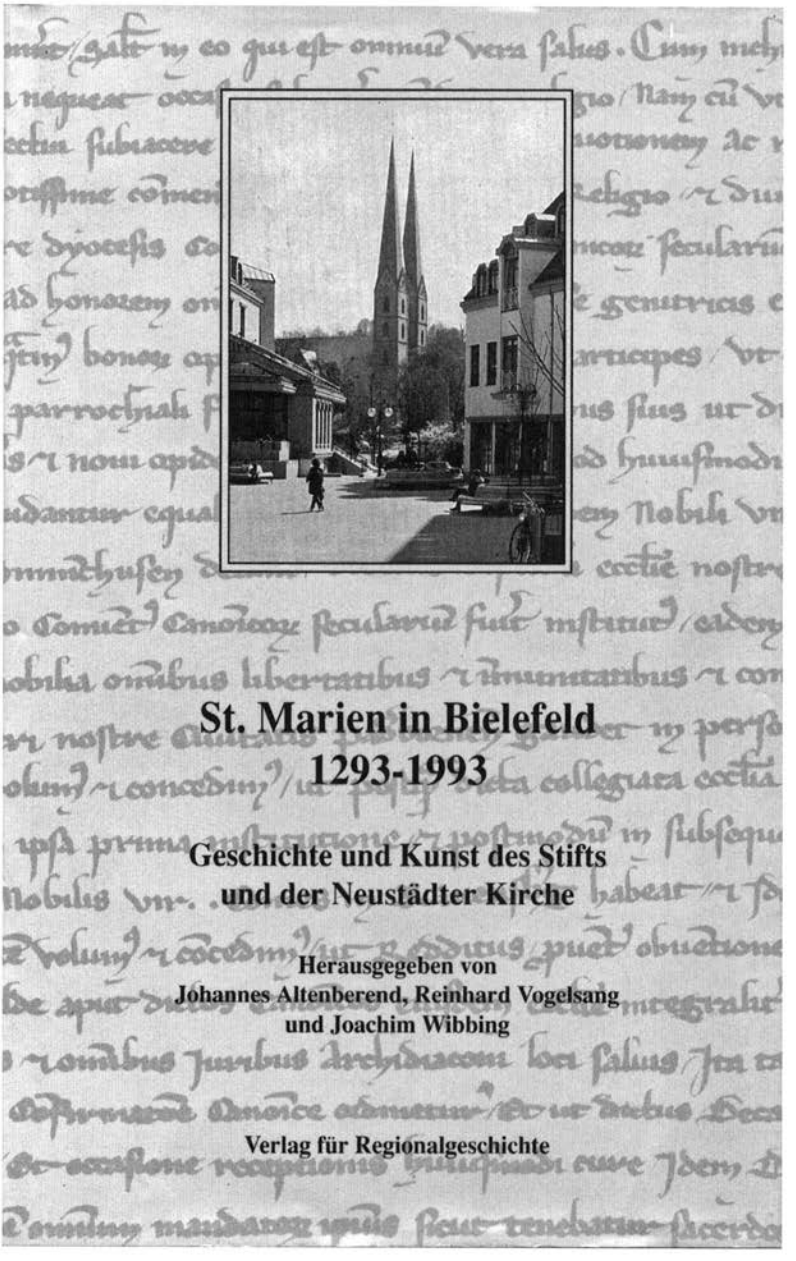
Pfr. Dr. Frank Stückemann
Kirchstraße 2
59494 Soest-Meiningsen

Dr. Harald Wixforth
Detmolder Straße 133
33604 Bielefeld

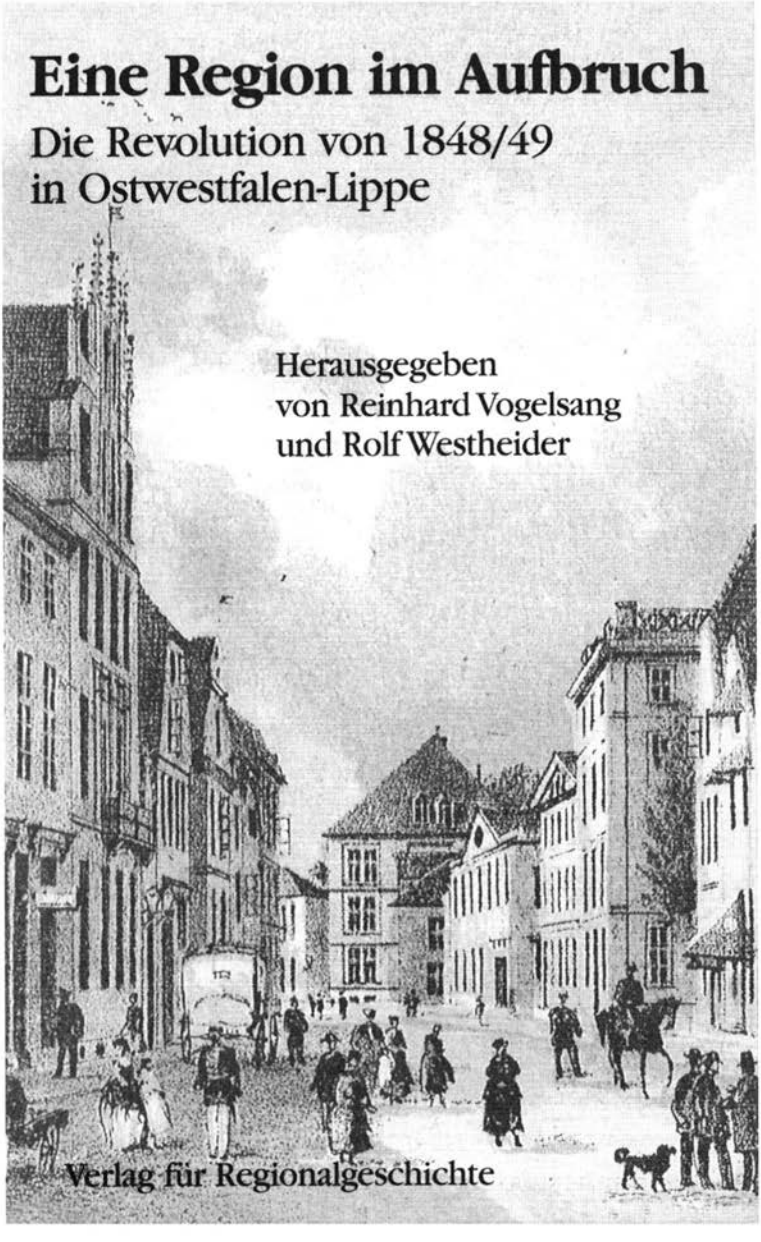
Redaktion

Dr. Johannes Altenberend
Kollwitzstraße 67
33613 Bielefeld

Prof. Dr. Reinhard Vogelsang
Joseph-Haydn-Straße 22
33604 Bielefeld



8. Sonderveröffentlichung
des Historischen Vereins für die Grafschaft Ravensberg
Verlag für Regionalgeschichte
Bielefeld 1993



9. Sonderveröffentlichung
des Historischen Vereins für die Grafschaft Ravensberg
Verlag für Regionalgeschichte
Bielefeld 1998

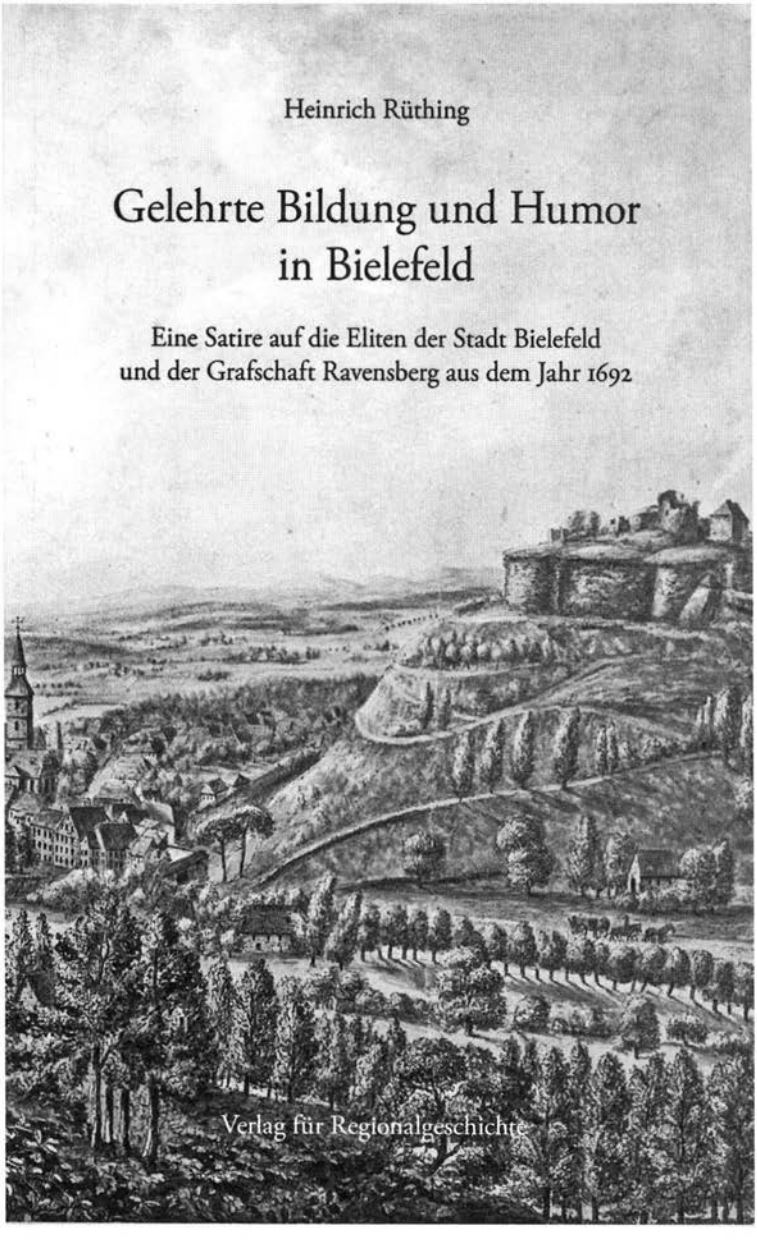
Monika Minninger (Hg.)

Aus einer Hochburg des Reformjudentums

Quellensammlung zum Bielefelder Judentum des 19. und 20. Jahrhunderts

Verlag für Regionalgeschichte

11. Sonderveröffentlichung
des Historischen Vereins für die Grafschaft Ravensberg
Verlag für Regionalgeschichte
Bielefeld 2006



14. Sonderveröffentlichung
des Historischen Vereins für die Grafschaft Ravensberg
Verlag für Regionalgeschichte
Bielefeld 2009

17. Sonderveröffentlichung
des Historischen Vereins für die Grafschaft Ravensberg
Verlag für Regionalgeschichte
Bielefeld 2014

ISSN 0342-0159
ISBN 978-3-7395-1100-9